P.o. germ. 780 ch
(13

Ch. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Dreizehnter Band.

Wien, 1845.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

P.o. germ. 780 ch (13

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erzählungen.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Das Schiffs-Ungethüm.

Unter den vielen Kaufleuten, welche die Woll- und Garnmärkte in Schottland jährlich zu besuchen pflegten, war John Robson, ein alter Mann, aber ein großer Liebling der Weiber, einer der vorzüglichsten. Er hatte viel Geld, viele lange schöne Gebete, und wußte viele schöne abenteuerliche Geschichten von Schlachten und Gefahren zu Land und zu Wasser. Damit wohl ausgerüstet, gelang es ihm, die besten Geschäfte zu machen und stets ein warmes Stübchen zu bekommen, wenn ihn die Nacht überfiel. Unter den Geschichten, die er besonders gerne zu erzählen pflegte, befand sich auch die folgende, die ich so gut im Gedächtnisse behalten habe, daß ich sie beinahe mit seinen eigenen Worten, oder wenigstens ganz auf seine Weise wieder erzählen kann.

Nur den Ort, von welchem sie absegelten, vermag ich nicht mehr bestimmt anzugeben; ich glaube, es war ein Seehafen in Spanien. Ich lasse den alten Robson nun selbst sprechen.

„Als wir eines Morgens, geleitet vom günstigsten Winde, freudig dahin segelten, sahen wir etwas, einer Tonne gleich, von Woge zu Woge vor uns dahergaukeln. Der Kapitän befahl uns, das Ding aufzufangen. Wir zogen es sogleich heran. Und was war's?"

„Ein Weidenkorb, und im Korbe ein schreiender Knabe. Wir erstaunten nicht wenig über die wunderbare Erhaltung der kleinen Kreatur, denn der Korb war wie jeder andere Korb; das Wasser plätscherte durch und durch, wie's dem wunderlichen Element beliebte; den Korb hielt nur die Leichtigkeit in der Höhe. Unser Erstaunen wurde aber noch größer, als wir die Kreatur näher besahen."

„Sie war vier Fuß lang, hatte ein uraltes runzeliges Gesicht, wie eine Hexe, oder sonst ein halb menschliches, halb höllisches Wesen. Wir setzten ihm verschiedene Gerichte vor; er fraß wie ein Wahnsinniger, und schien unersättlich zu sein. Er sprach schnell und auch nicht übel, allein in einer uns Allen unverständlichen Sprache; wir wußten nicht, was wir aus ihm machen sollten. Er war kaum zehn Minuten am Borde, als wir im Takelwerk des Mastkorbes ein Gekrache hörten, und zu gleicher Zeit das Schiff sich wie eine Wiege zu schaukeln anfing. „Was Teufel ist denn das?" rief der Schiffskapitän. Jeder gestand seine Unwissenheit, denn Keiner von uns merkte die geringste Annäherung oder Wendung des Windes. Während wir nun so standen und spähten, ob wir nicht sehen könnten, woher die Erschütterung käme, vernahmen wir in den Segeltüchern eine Art von Aechzen, wie das Windgestöhne. Dies wiederholte sich nach einigen Minuten, und das Schiff schoß heftig vorwärts."

„Der Kapitän erstaunte über eine Erscheinung, die ihm noch nie vorgekommen war; er befahl uns, die Segel eiligst einzuziehen, da eine Art von Wirbelwind im Anzuge zu sein schien. Nie werde ich diesen Morgen vergessen; denn

der Sturmwind überfiel uns, ohne das geringste Vorzeichen, mit einer solchen Gewalt, Stoß auf Stoß, immer heftiger und lauter, daß wir uns auf einmal in der Mitte eines allgemeinen Aufruhres befanden. Wir wurden so geworfen und gehoben, bald dahin, bald dorthin, daß ich glaubte, das Schiff werde schon in die Luft hinauf gewirbelt. Alles war in totaler Verwirrung, und wir wurden jeden Augenblick nach einer anderen Richtung gestoßen und geschleudert."

„Hoch gingen die Wogen, schäumend und brausend, wie in Schlachtordnung, gegen einander. Donner brüllten, Blitzflammen zuckten und Hagelschauer prasselte. Unser Schiff schien bald zu den Wolken hinaufgehoben, bald so tief in den Grund des Meeres hinabgesenkt zu sein, daß ich das Rasseln und Knarren des Kiels im Sand und Schlamm zu hören glaubte. Kurz, so wie der Sturm schon einen unnatürlichen Anfang hatte, so zeigte sich auch in dem Ganzen nicht das geringste Natürliche, und es war ein wahres Wunder, daß Einer von uns mit dem Leben davon kam. Aber was sag' ich! Die Zahl unserer Tage war noch nicht voll, unser Stündlein noch nicht gekommen. Ein alter Matrose drängte sich zum Kapitän und sagte: „Kapitän M' Nikol, glaubt einem erfahrnen alten Kerl, dieser Aufruhr der Elemente ist nichts Natürliches, und ich bin fest überzeugt, daß die Kreatur, die wir aufgefangen und an Bord genommen haben, entweder ein Mörder, oder ein Höllengespenst, oder ein Wasserunhold ist. Folgt meinem Rath, und laßt sie wieder in's Wasser werfen!" —

„Diese Rede schien auf den Kapitän einen starken Eindruck zu machen; er sprach kein Wort und starrte wild vor sich hin. Endlich sagte er: „Was ist da zu thun? So wie die Sache steht, müssen wir in wenigen Minuten oder Sekunden untergehen. Die See saus't ja wie ein siedender Kessel!" —

„Werft den kleinen Satan über Bord in sein angebornes Element!" (sagte der Alte). „Sonst gehen wir zu Grunde mit Mann und Maus. Für ihn ist nichts zu besorgen; er wird sich wie eine Tonne über die Flut hinwälzen." —

„Es wäre doch feig und grausam zugleich," (erwiederte ich) „den armen kleinen Wicht, den wir aus dem Wassergrabe so eben gerettet haben, sogleich wieder in die erbarmungslose Flut hinabzuwerfen. Laßt uns der Vorsehung vertrauen und noch ein Bischen zuwarten, ob sich der Sturm nicht legt! Der Allmächtige kann uns retten oder zu Grunde richten, wie's ihm gefällt; Wind und Wellen stehen ihm ja zu Gebote; welchen Einfluß kann aber ein armes Geschöpf, wie dieses hier, auf den Elementarkampf haben?" —

„Der Kapitän war in Verlegenheit, was er thun sollte; die allgemeine Verwirrung hatte ihn ganz betäubt. In dem Augenblicke erhob sich ein großer Lärm; eine Menge Matrosen und Seesoldaten stürzten zum Kapitän und riefen: „Herr! wir haben den Teufel gefangen, wir haben ihn! Dieser kleine Kerl ist der Teufel!" — „Wie? der Teufel?" sagte der Kap[illegible]"

„Ja, Herr," (sagte einer von ihnen) „er lief und sprang wie eine Katze auf allen Vieren durch das Tauwerk

herum im ärgsten Blitzfeuer, und schrie und lachte vor Freude." —

„Und ich," (sagte ein Anderer) „sah ihn wie einen Affen mit langem Schweif auf der Spitze des Mastbaumes sitzen; er kicherte, machte Grimassen, und winkte den Sturm herbei."

„Ueber Bord mit ihm, über Bord!" schrieen fünfzig Stimmen zugleich. Ungeachtet ich mich nebst einigen Andern dagegen setzte, wurde der kleine Unhold dennoch an Bord getragen; er wehrte sich aber so gewaltig und schlug zum allgemeinen Erstaunen so herum, daß Einige bewußtlos auf dem Verdeck liegen blieben. Aus seinem Geschnatter vernahm man nur das oft wiederholte Wort: „Batta, Batta!" Endlich fiel's Einem von uns ein, daß er nach seinem Korbe verlange. „Bringt ihm seinen Korb!" rief der Kapitän. „Behaltet nichts, was ihm gehört!" — Dies war der einzige Augenblick ruhiger Fassung, welchen der bestürzte Kapitän während des ganzen Tumultes zeigte."

„Die sonderbare Kreatur hatte kaum ihren Korb bekommen, als sie denselben fest hielt wie der grimmige Tod, und sich damit in die See stürzte. Ich sah ihn nur ein einziges Mal auftauchen; als er, mit seinem Korbe ringend, den Gipfel einer Woge erreicht hatte, stieß er ein gellendes höllisches Geschrei aus, tauchte unter, und war nicht mehr zu sehen. Der Sturm legte sich nun sogleich; der heiterste, freundlichste Tag glänzte am Himmel, und das Meer erschien so ruhig, als wäre es nie aufgeregt gewesen. Das Sonderbarste aber war, daß wir das Tauwerk und die Se-

gel, welche, während des heftigsten Sturmes, in Stücke zerrissen, uns um die Ohren zu flattern schienen, nun unverletzt fanden an Ort und Stelle, wo jedes hingehörte. Das Allerwunderbarste aber war dies, daß wir, wie der Kapitän und der Hochbootsmann versicherten, mehr als hundert Meilen waren zurückgeschleudert worden."

„Ich sagte, wenn dies wirklich geschehen sei, so müßten wir aus dem Meere emporgehoben und durch die Luft getragen worden sein; ich empfand auch einmal eine Bewegung dieser Art. Die Seeleute sind so abergläubisch, daß, ehe es Nacht wurde, schon auf dem ganzen Schiffe, als von etwas wirklich Geschehenem, davon gesprochen wurde, wir seien aus dem Meere emporgehoben und hundert Meilen weit durch die Luft getragen worden."

„Man wird nun vielleicht glauben, die Geschichte sei jetzt zu Ende; keineswegs! Sie hat kaum recht angefangen."

„Als der nächste Morgen zu dämmern begann, schrie der auf der Spitze des Mastbaumes sitzende Matrose: „Ein Segel! ein Segel! das Steuerruder nach der Windseite!" nebst andern unzusammenhängenden Ausrufungen voll Schrecken und Entsetzen. Alle eilten zum Mastbaume; der Lieutenant Jones vor allen Andern; da er aber nichts wahrnahm, rief er dem Mastwächter zu, genau zu erforschen, was es denn gäbe. „Wir sind beschädigt! Ein Segel ist herunter!" erwiederte Jener. Der Lieutenant schwor, der Mensch ist verrückt, denn von einem Stoße war nichts zu merken. Er ließ das Schiff untersuchen; man fand keine Spur einer Verletzung. Dessen ungeachtet, versicherte der Mastwächter

er habe es mit seinen Augen gesehen, daß ein kleines Schiff, auf dem ein Mann saß, gegen uns angeprellt und dann untergesunken sei; daß er auch selbst eine Erschütterung empfunden habe. Alle lachten über die Geschichte; nur der Kapitän sah bleich und bekümmert aus; man hörte ihn sogar etwas vor sich hinmurmeln, wovon man nur die Worte vernahm: „So haben wir denn diesen Grad der Breite noch nicht überstanden, diese verwünschte Stelle!" — Beim folgenden Tagesanbruch schien das Schiff leck geworden und dem Untergehen nahe zu sein. Alles war in Bewegung und Schrecken; man suchte überall, dessen ungeachtet aber fand man weder einen Leck, noch Wasser im Schiffe, welches dennoch immer tiefer und tiefer sank. Endlich rief Einer der Suchenden: „O Himmel! Kommt hieher und seht!" — Alle liefen sogleich hin und sahen — den Korb des kleinen Unholds, eben denselben, welchen sie mit der darin liegenden Kreatur aus den Fluten aufgenommen und den Fluten wieder übergeben hatten. Als Alle einander voll Bestürzung ansahen, erschracken sie plötzlich über ein nicht menschlich kicherndes Gelächter hinter ihnen; als sie sich umdrehten, erblickten sie die unselige Kreatur selbst, die auf einer Tonne saß, und ihnen mit einem kecken, herausfordernden Trotz in jeder Miene entgegengrins'te. Der ganze Haufe floh vor dem Gesichte des Unholdes, welcher immerzu auf die Tonne, worauf er saß, hinabdeutete, und Zeichen und Bewegungen machte, als ob er sich der Tonne selbst zu bemächtigen wünschte und sie untersucht haben wollte. Es wagte sich aber Niemand in seine Nähe; wir schlo-

ßen aber aus seinen Zeichen und Geberden, daß er mit dem Kapitän zu sprechen wünschte. Als es diesem gemeldet wurde, kam er beinahe außer sich und schrie: „Schießt auf ihn! Werft ihn über Bord! Setzt das große Boot aus und laßt ihn entkommen!" — Lieutenant Jones und der Hochbootsmann setzten sich dagegen, und erboten sich, den Kapitän zu dem seltsamen Fremdling hinzubegleiten, welches ihnen das beste Mittel zur Rettung des Schiffes zu sein schien. Sie führten ihn daher, halb mit Gewalt, in den verborgenen Winkel, wo das Ungethüm auf seiner Tonne saß. Keiner von uns hatte noch diese, mit allerhand Holzwerk und altem Gerumpel verdeckte Tonne früher gesehen, als in jener Nacht, da wir nach dem Leck suchten. Das kleine Ungethüm schnatterte und sprach viel, und deutete, indem seine Augen von unheimlicher Freude glänzten, auf die Tonne, und winkte den Kapitän zu sich. Als er sich endlich genöthigt sah, dem Unhold näher zu treten, sprang dieser von seinem Sitz auf, flüsterte dem Kapitän ein einziges Wort (es schien ein Name zu sein) in's Ohr, nahm dann wieder seinen vorigen Platz auf der Tonne ein, und schüttelte das Haupt auf eine drohende Weise gegen ihn."

„Unbeschreiblich ist das Entsetzen, welches jetzt den Kapitän ergriff; es überwältigte ihn so sehr, daß alle Offiziere sich wunderten, wie ein sonst so muthiger Mann alle Fassung auf solche Weise verlieren konnte."

„Er war wirklich ganz außer sich; auch herrschte Schrecken und Verwirrung auf dem ganzen Schiffe, welches sich schaukelte und drehte. Matrosen und Seesoldaten rannten

ohne Ordnung unter einander. Jones that Alles, was ein wackerer Offizier thun kann, um der Subordination vorzubeugen; er lief umher, fluchte, ermahnte die Einen und schlug die Andern nieder. Vom Kapitän hörte man nichts als die Worte: „Der böse Feind!" oder: „Das Gespenst!" —

„Diese letztere Benennung that die allerübelste Wirkung. Den Teufel selbst zu sehen, hätte den Matrosen nicht solchen Schrecken eingejagt; sie hätten gewußt, daß er ihr Feind sei, und zwar ein listiger und gefährlicher, gegen welchen zu kämpfen ihnen die Pflicht gebot. Der Gedanke aber, von einem Gespenst besucht und gequält zu werden, hatte für sie etwas Grauenhaftes, welches ihr Innerstes in Aufruhr brachte."

„Der Kapitän zog sich zuerst in die Kajüte zurück; allein das Gefühl der Eingeschlossenheit, und die Furcht, daß das schreckliche Wesen auch dort zu ihm kommen und ihm jeden Ausweg verwehren könnte, erschütterte seine Nerven so gewaltig, daß er von dort auf den Gipfel des Wachhauses stieg, wo er dann mit zitternder Stimme beide Boote auszusetzen und dann das Schiff anzuzünden befahl. Während nun die Einen den Befehl vollziehen wollten, und die Andern sich dagegen sträubten, kam der Unhold aus dem Vorderkastell heraus, seine Tonne und eine Hacke tragend, als wollte er jene geöffnet haben; dabei heftete er seine brennenden Augen unverwandt auf den Kapitän, und schritt gegen ihn. Alle Übrigen entflohen; der Kapitän aber sprang

mit dem fürchterlichen Geheul eines Wahnsinnigen auf das Verdeck, stürzte sich in's Meer, und verschwand."

„Der Unhold schlug ein gellendes Gelächter auf, lief nach seinem Korbe, ergriff denselben mit beiden Händen, stürzte sich damit in's Meer, zog den unglücklichen Kapitän aus den Fluten, legte ihn in den höllischen Korb und verschwand mit ihm in einem Nu. Wir hörten einige kurze gebrochene Töne vom Angstgeschrei des Dulders; das war Alles. In diesem Augenblick hob sich das gesenkte Schiff aus den Wellen; der Himmel klärte sich auf, und wir sahen zu unserm größten Erstaunen, daß wir uns auf derselben Stelle befanden, auf welcher wir uns beim Anfang des Sturmes befunden hatten, von der wir uns doch eine lange Strecke weit südlich dahingeschleudert glaubten."

„Nach hergestellter Ruhe war unser erstes Geschäft, jene Tonne zu öffnen, mit welcher unser höllischer Gast so viel Spektakel getrieben hatte. Dies geschah auf dem Verdeck vor mehr als hundert Zeugen. Alles, was wir darin fanden, war der Leichnam einer jungen Frauensperson, mit entzweigeschnittener Kehle, aufgeschlitztem Bauche und herausgerissenen Gedärmen, die also auf gräßliche Weise war ermordet worden."

„Dies ist Alles, was ich mit Gewißheit sagen kann. Lange nachher habe ich gehört, der Kapitän M'Nicol habe auf einer frühern Reise zwei schöne junge Fremdlinge an Bord gehabt, die nach Liverpool kamen; der junge Mann sei verschwunden und es sei gewiß, daß der Kapitän sich seiner Geliebten bemächtiget habe. Ob nun aber jener Leichnam

der ihrige war oder nicht, kann ich nicht sagen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf der Stelle in der hohen See, wo der Kapitän ein so schreckliches Schicksal erfuhr, ein großes himmelschreiendes Verbrechen begangen worden ist. Es sollte dies zur Warnung dienen, daß man es ja niemals wagen soll, irgend eine Frevelthat zu verüben, in der Hoffnung, sie werde verborgen bleiben. Wenn man daran denkt, wie Alles, früher oder später, an's Licht kommt und uns Strafe, Schmach und Verderben bringt, so wird dies uns wohl von allem Bösen und Sündhaften zurückhalten, wenn wir anders nicht vollkommene Sklaven unserer lasterhaften Neigungen sind. Auf jeden Fall aber dürft ihr euch darauf verlassen, daß gewiß ein Tag kommen wird, an welchem jede schlechte That vor dem Gerichte der Menschen und des Himmels offen da liegen wird."

Das Wiederfinden auf dem Dämonenschiff.

Ich lebte mit meiner verwitweten Mutter in Edinburg zwar dürftig aber vergnügt, bis zur Ankunft der Gräfin Marplot, mit deren Eintritt in unser Haus die frohe Jünglingszeit von mir Abschied nahm.

Diese holde Dame hatte bisher bei ihrem ältesten Sohne gewohnt, welcher sie aber aus dem väterlichen Schlosse verwies, da ihre Sucht Alles zu tadeln, mit dem Selbst-

gefühl seiner Unfehlbarkeit nicht harmoniren wollte. Sie fand nun bei meiner sanftmüthigen Mutter die erwünschte Aufnahme, theils weil sie unserer armen Familie die Ehre erzeigte, eine Verwandtschaft im fünfzigsten Grade huldreich anzuerkennen, theils auch, weil sie ein jährliches Einkommen besaß, welches unsere kleine Haushaltung auf einen bessern Fuß zu setzen versprach.

Diese herrschsüchtige Dame erlaubte sich nun, bei der zu großen Nachgiebigkeit meiner guten Mutter schon nach Verlauf weniger Wochen die Frau im Hause zu spielen. Alles mußte sich ihrem Willen fügen; am meisten aber ließ sie mich Ärmsten ihre Macht fühlen, und ich trat gleichsam an die Stelle des verhaßten Sohnes, welcher die Zanksüchtige aus dem Hause entfernt hatte. Des Tadelns und Keifens mit mir war kein Ende; bald lernte ich zu wenig, bald aß ich zu viel; bald war ich ein Siebenschläfer, bald ein Poltergeist, bald ein verschmitzter kecker Bube, bald ein Blödsinniger, jetzt ein bleierner Vogel, dann ein Vagabund, und so weiter. Ich wurde Student, dann Soldat, und hatte, ehe ich nach Irland ging, das Vergnügen, von der holden Dame, als ich an meinem fünf und zwanzigsten Geburtstage von ihr Abschied nahm, nochmal die wiederholte Versicherung zu erhalten, ich sei ein Taugenichts.

Die folgende Geschichte wird leider beweisen, wie bösartig die Gräfin, und wie unklug ich war, daß ich sie mir zur Feindin machte. Um diese Zeit wurde mir eine Militärcharge in Indien angetragen. Ich blieb lange unentschlos-

sen, ob ich sie annehmen sollte. Dies hatte seinen guten Grund.

In meinem Geburtsorte lebte ein ausgetretener schottischer Offizier, zu dem ich die größte Zuneigung hegte. Er hatte eine Tochter, die ich schon von Kindheit auf so liebte, daß meine Liebe zunahm, je mehr das Mädchen zur Jungfrau heranwuchs. Margarethe Cameron war jetzt siebzehn Jahre alt, acht Jahre jünger als ich, schön, vom Vater etwas verzärtelt, jedoch ein herrliches Wesen, in welchem die Keime der edelsten Eigenschaften lagen. Ich eröffnete dem Vater und der Tochter meine Absicht freimüthig. Der Vater sprach von der zarten Jugend des Töchterchens. Margarethe lachte darüber, daß ich nur einen Gedanken auf sie haben könnte, sagte, ich sei zweitausend Jahre älter als sie, und erklärte geradezu, sie könnte eben so gut einen ältern Bruder oder sogar ihren Vater heiraten als mich. Ich hörte ihr schweigend zu, verschmähte es, nur ein Wörtchen für mich zu sprechen, verbeugte mich mit der Miene der Entsagung, und verließ sie.

Als ich sie wieder sah, war ich im Reisekleide. Sie stand im Garten und begoß Blumen. „Ich komme (sagte ich) von Ihnen Abschied zu nehmen."

Sie. So? Wohin geht die Reise?

Ich. Nach Indien.

Sie. Unsinn!

Ich. Was Andere ernsthaft nehmen, erscheint Ihnen nur zu oft als Scherz oder Unsinn.

Sie. Vermuthlich ein galanter Morgenbesuch.

Ich. Leben Sie wohl, und mögen Sie Ihr ganzes Leben hindurch diese Herzlosigkeit behalten; sie wird Ihnen manche Qual ersparen, die nur ein gefühlvolles Herz treffen kann.

Sie. Es freuet mich, daß Sie meiner Seelenstärke Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der gefühlvollen Mädchen von siebzehn Jahren gibt's genug, der Philosophinnen aber in diesem Alter wenige. Ich liebe die ruhige Größe.

Ich. Wenn Herzlosigkeit und Seelengröße gleich bedeutend sind, dann stehen Sie auf dem Gipfel geistiger Erhabenheit, indem Sie von Ihrem frühesten Jugendfreunde so gleichgiltig Abschied nehmen können.

Sie. Ich bin überzeugt, daß Sie nicht abreisen. Diese Reise nach Indien ist ein Lieblingsgedanke Ihrer schwärmerischen Stunden, welchen Sie, wenn ich nicht irre, wohl schon zum zwanzigsten Male ausführen wollen. Vermögen Sie es aber, sich von Ihren Jugendfreunden für eine solche Entfernung zu trennen, so können Ihnen diese unmöglich so lieb und werth sein.

Ich. Margarethe! Ich brachte Ihnen ein redliches und warmes, wenn auch werthloses Herz zum Opfer, welches, ungeachtet der nicht unbemerkten Mängel Ihres Charakters, Ihnen ganz gehörte. Ich bin nicht Geck genug, um zu glauben, ich könne die Zuneigung eines weiblichen Herzens erstürmen; ich bin aber Mann genug um erwarten zu dürfen, daß Sie mir Ihre Gegenliebe auf eine Art versagen werden, welche die mir schuldige Achtung nicht verletzt. Sie haben allerdings die volle Freiheit, Ihre Verehrer abzuweisen, wie es Ihnen beliebt; nur wünschte ich als Einer,

der Sie noch immer als eine Freundin ehrt, daß Sie bei solchem Abweisen mehr weibliche Gemüthlichkeit und weniger Pochen auf das Bewußtsein von der Macht weiblicher Schönheit zeigten. Ich weiß wohl, daß dieses, was ich sage, nicht die gewöhnliche Sprache der Liebhaber ist; wäre sie es aber, so würden die Mädchen ihr stolzes Bewußtsein vielleicht mehr in den Schleier der Grazie hüllen, und selbst Margarethens Herz würde mehr Edelsinn zeigen, als es so eben erblicken ließ."

Indem ich so sprach, wendete Margarethe ihr liebliches Antlitz weg; ich sah aber dennoch, daß es von hoher Purpurröthe übergossen war. Ich glaubte, ihr weh gethan zu haben; ich ergriff ihre Hand, und versicherte treuherzig, die angekündigte Reise sei nicht List und Erdichtung eines Verliebten, sondern ich stände wirklich auf dem Punkte, mein Vaterland zu verlassen. „Und nun, Margarethe, (sagte ich), leben Sie wohl! Sie werden kaum jemals einen, Ihnen so herzlich ergebenen Freund finden, einen Freund, der Ihr wahres Glück so sehnlich wünscht, wie der, welchen Sie von sich entfernt haben." —

Mit diesen Worten bot ich ihr meine Hand, zu einem freundschaftlichen Abschiede; sie reichte mir die ihrige nicht; sie sagte kein Wörtchen zum Lebewohl. Ich wendete mich mit Unwillen von ihr; plötzlich schwankte die holde Gestalt, von einer Ohnmacht überwältigt. War dieses Wesen dasselbe, welches ich so eben der Gefühllosigkeit beschuldigt hatte? In diesem Augenblicke erkannte ich klar, daß nichts

auf der Welt mir so theuer war als Margarethe; eben so klar ward es mir auch, daß ich ihr theuer war.

Sie erholte sich; wir verließen schweigend den Garten. Der Wille ihres Vaters und die Nothwendigkeit, mir eine Beförderung zu erringen, zwangen mich, einige Jahre in Indien zu dienen, um dann die Hand der Geliebten erhalten zu können.

An meinem asiatischen Bestimmungsort angelangt, schmachtete ich lange vergebens nach Briefen aus Europa. Eines Tages nahm ich ein englisches Zeitungsblatt in die Hand. Ich lese: „Am — — starb im Dorfe A. — Margarethe, die achtzehnjährige Tochter des Kapitäns Cameron."

Ich will keinen meiner Leser mit der Beschreibung der Empfindungen martern, die mir in jenem Augenblicke das Herz zerrissen. Ich schrieb an den Vater, und bat ihn, in Ausdrücken der Verzweiflung, mir zu erklären, jene Todesanzeige sei Irrthum oder Lüge, indem das Leben sonst für mich eine trostlose Wüste sei. Die Gräfin Marplot beantwortete mein Schreiben in einem mit schwarzem Rande und mit einem großen schwarzen Siegel dekorirten Briefe. Margarethe Cameron war nicht mehr; den tief erschütterten Vater hatte ein Schlagfluß gerührt. Seine Vermögensumstände waren zerrüttet, die Gräfin hatte bei ihm Wohnung genommen, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen.

So dunkel mein Inneres war, so glänzend wurde meine militärische Laufbahn. Endlich heiratete ich; meine Gattin gebar mir zwei Kinder; aber schon nach drei Jahren war ich ein kinderloser Witwer, und die Nacht der tiefsten Melancholie umhüllte meine Seele. Oberst in meinem sechs

und dreißigsten Jahre, aber düster und lebenssatt, und auf meinem Haupte schon manches graue Haar, beschloß ich in mein Vaterland zurückzukehren. Ich langte in einem Hafen der Levante an, bestieg dort ein Schiff und landete glücklich in Malta.

Zu dieser Zeit ward das ganze Gebiet des Mittelmeeres durch das berüchtigte Dämonenschiff in Schrecken gesetzt, welches so ungeheuere Unternehmungen ausführte, und solche Gräuel verübte, daß man sich das furchtbare, grauenhafte Wirken in einem so weiten Umfange des Wasserreiches nicht anders erklären zu können glaubte, als dadurch, daß man seine Zuflucht zu einer übernatürlichen Ursache nahm, und nicht zweifelte, dieses Schiff sei entweder von blutdürstigen, verderblichen Dämonen bewohnt, oder wenigstens das Werkzeug eines bösen Geistes; denn es hatte zwischen jeder Flotte unbemerkt durchgesegelt, es war den hitzigsten Verfolgern entwischt, es hatte die schnellsten Flüchtlinge ereilt, es war erschienen, wo Niemand es vermuthete, und verschwunden, wo das Verschwinden beinahe etwas Unmögliches zu sein schien; kurz, es schien überall zu sein. Seinen Namen erhielt es zuerst von Denjenigen, die seine Opfer zu werden befürchteten. Der Schauder erregende Name schien dem furchtbaren Schiffe so willkommen zu sein, daß es denselben von jener Zeit an mit Flammenzügen auf der Spitze des Mastbaumes führte. Einige Seefahrer behaupteten nachher sogar, daß dieses Schiff meilenweit einen phosphorischen Glanz und einen Schwefeldampf um sich verbreite; Andere sagten, dasselbe habe durch böse Dämonen die Macht erhalten, sich in einen

so wunderbaren dichten Nebel zu hüllen, daß seine Schlachtopfer dessen Annäherung nicht eher zu erkennen vermöchten, als in dem Augenblicke, da sie demselben schon gleichsam in den Rachen fielen. Dieses Schiff zu fangen, schien etwas Unmögliches; es bemeisterte die Schiffe von gleicher Größe, und trieb mit den an Stärke ihm überlegenen Spiel und Spott. Zahllos waren damals die Schiffe, welche aus verschiedenen Häfen des Mittelmeeres ausliefen, und für immer verschwanden; es schien die grausame Weise des Dämons, Schiffe sammt ihrer Bemannung zu versenken. Man sprach von den Häfen der Levante bis Gibraltar allenthalben von dem Dämonenschiff, und kein Seefahrer hielt sich sicher, bevor er die Meerenge passirt hatte.

Endlich konnte man eine solche Zerstörungsmacht in jenen Gewässern nicht länger dulden; mehrere Seemächte rüsteten Schiffe aus, um sich jenes Seeungeheuers zu bemächtigen, oder es in den Grund zu bohren; da schien es, zu allgemeinem Erstaunen, auf einmal aus dem Mittelmeere verschwunden zu sein. Einige glaubten, die Mannschaft des Schiffes habe sich nach dem Verlauf einer gewissen Zeit dem bösen Feinde verschrieben, diese Frist sei nun verflossen, der Abgrund habe seine Opfer verschlungen, und die See werde nun nicht ferner gefährdet sein. Andere meinten, das Gespensterschiff habe sich nur eines geheimen Zweckes wegen zurückgezogen, um in kurzer Zeit furchtbarer als je wieder zu erscheinen. Viele Handelsschiffe segelten unter dem Schutz einer britischen Fregatte nach England. Der Zudrang war so stark, daß es mir nur mit vieler

Mühe gelang, auf einem derselben einen Platz zu bekommen, und zwar in einem kleinen, auf dem Verdeck befindlichen Kämmerchen, wofür ich dem artigen kleinen Schiffskapitän sogleich das halbe Reisegeld entrichtete. Das ganze Hintertheil des Schiffes hatte eine englische Dame gemiethet, die unerkannt und unbemerkt sein wollte. Dessen ungeachtet aber flüsterte mir der Kapitän geheimnißvoll in's Ohr, diese Dame sei die verwitwete Gräfin Marplot.

„Wie (dachte ich) bin ich denn vom Schicksal verdammt, sobald ich mich meiner Heimat nur etwas nähere, unter den Einfluß dieser Frau zu kommen?" —

Schon wollte ich meinen Platz aufgeben, und zurückbleiben; nur der Gedanke an das schon vorausbezahlte halbe Reisegeld bestimmte mich zum Mitfahren; ich beschloß aber, mich von meinem alten weiblichen Quälgeiste so viel als möglich entfernt und verborgen zu halten. Um auf alle Fälle mein Inkognito zu sichern, nahm ich, im Vertrauen auf mein verändertes Aeußeres, den Namen Kapitän Lyon an, welchen während meiner Jugendzeit ein Freund des Kapitäns Cameron geführt hatte. —

Es war im Monat Juni, eine drückende Hitze, und so windstill, daß wir jeden Tag nur eine kleine Strecke Weges zurücklegten. Als uns die erste Nacht auf dem Schiffe umfing, streckte ich meine Glieder behaglich auf einer Bank aus, welche sich an den Stufen in der Nähe des Hinterverdeckes befand. In meiner Seele erwachten die Tage der Vergangenheit, aus ihnen trat Margarethens Bild lebhaft hervor, in ihrer vollen Lieblichkeit; da ich aber

wußte, daß sie todt sei, führten mich meine wachen Träume bald zu ihrem frühen Grabe. Ich erblickte den Kirchhof; das goldene Sonnenlicht verherrlichte manchen grünen Hügel; einer derselben zog mich vor allen übrigen an sich; ich las auf dem Leichenstein die Worte: „Margaretha Cameron, starb im 18. Jahre ihres Lebens."

Indem ich mich meinem Schmerze ganz hingab, schollen sanfte Trauertöne aus dem Grabe herauf. Während ich horchte, verschwand der Kirchhof, und es schien mir, als segelte ich auf einem öden Meere einsam dahin, die Trauertöne klangen aber leise, lieblich, und wie verkündend fort. Ein leichter weißlicher Nebel brütete über dem Hintertheile des Schiffes; er verdichtete sich endlich, und gewann Margarethens Gestalt. Ihr Antlitz schien in diesem ungewissen Lichte kalt und bleich zu sein, so wie ihr leichtes nicht irdisches Gewand, welches sich nicht bewegte, obschon ein trauriger Wind durch die Segeltücher unseres Schiffes seufzte. Sie glich in meiner Vision Einer, die, indem sie von der Erde schied, nicht nur ihre Leidenschaften, sondern auch alle Neigungen und Gemüthsbewegungen hinter sich zurückgelassen hatte; in ihrem glanzlosen Auge lag eine entfernende Gleichgültigkeit. Ihre Stimme aber, deren klagender Tonfall mein Ohr traf, klang noch immer lieblich fort in den Tönen einer Ballade, die ich einst oft mit ihr zu singen pflegte.

Die Erde sei mein Kissen nicht,
Der grüne Rasen nicht mein Grab;
In deinem Grabe will ich ruh'n,
Die Flut sei unser Leichentuch!

Ich erwachte, glaubte aber noch zu träumen, indem es mir schien, Margarethe schwebe noch immer zu den Füßen meiner Schlafstelle, und schaue, auf das Geländer des Oberverdeckes sich lehnend, auf mich herab. Ich erhob mich, und blickte nach allen Gegenständen rings umher, um aus dieser Sinnestäuschung wieder zu einem klaren Bewußtsein zu kommen. Der Vollmond stand in der Mitte des Firmaments. Ein leichter Nebel, die Folge der Tageshitze, erhob sich aus dem Meere; dabei herrschte die tiefste Stille und Ruhe auf der Wasserfläche. Von den Schiffen unsers kleinen Geschwaders war nichts zu sehen als die weißen Segel, die im Mondlicht schimmerten, und nichts zu hören, als ihr leises Flattern und das rastlose Plätschern der Wellen, die nur durch unser Schiff, welches sie durchschnitt, in Bewegung gesetzt wurden.

Noch immer fiel das Mondlicht auf Margarethens weiße Gestalt und auf ihr bleiches Angesicht. Auffahrend rief ich aus: „Es ist nichts als Täuschung, oder soll ich, weil etwa eine Zofe der Gräfin dem Ideal meiner Jugend gleicht, an Geistergeschichten glauben, und als Mann von sechs und dreißig Jahren etwas für wahr halten, worüber ich als sechzehnjähriger Jüngling gespottet habe?" Meine Geberden und die Heftigkeit meines Aufstehens schienen mein schönes Phantom zu erschrecken, und sie lieferte in der Eile, mit welcher sie die Flucht ergriff, einen hinlänglichen Beweis ihrer menschlichen Schwäche, indem sie über ein, ihr im Wege liegendes Taugewinde stolperte und in die Knie sank. Ich flog ihr im Augenblick zu Hülfe, ergriff einen Arm,

dann eine Hand, weich, zart, und ohne Zweifel von Fleisch und Blut, und half ihr auf die Beine. Sie dankte mir in einem so milden Tone, daß mir alle Nerven bebten, und erweckte in mir neuerdings den Glauben, die Stimme der Todten in meinem Ohre klingen zu hören.

Ein weißer Schleier fiel ihr vom Haupt und von den Schultern; ich brachte ihn wieder in Ordnung, und überzeugte mich dabei, daß er weder von Aether, noch von Nebel, noch aus Mondstrahlen gewoben sei. Ich gab ihr nun meine Besorgniß zu erkennen, daß die Heftigkeit meiner Bewegung die Ursache dieses unangenehmen Zufalls gewesen sei. „Ich fürchte vielmehr," erwiederte sie mit der melancholischen Musik ihrer Stimme, „daß mein Gesang Ihren Schlaf gestört habe."

Nachdem wir noch eine Weile gesprochen hatten, und ich sie während des Gespräches so ansah, als ob eine Wundererscheinung vor mir stände, wagte ich es, sie so gleichgültig, als ich es vermochte, zu fragen, ob sie mit einem Kapitän Hugo Cameron in A. verwandt sei? Ihre auffallende Aehnlichkeit mit der verstorbenen liebenswürdigen Tochter dieses Mannes möge mir zur Entschuldigung dienen. Sie sah mich einen Augenblick voll Ueberraschung an; dann sagte sie mit Würde und Selbstbeherrschung: „Ich habe vermuthlich das Vergnügen, einen alten Bekannten des Kapitäns Cameron vor mir zu sehen?" Wie der Irrthum entstanden sein mag, daß irgend Jemand glauben könne, diese Tochter sei nicht mehr am Leben, kann ich nicht begreifen; er wird indeß durch meine Person widerlegt, denn

ich bin die Tochter des Kapitäns Cameron. Nachdem ich mich Ihnen hiermit nun selbst vorgestellt habe, werden Sie mir auch erlauben, Sie als Bekannten meines Vaters, um Ihren Namen zu bitten." —

Man mag sich wohl denken, wie wenig ich mich jetzt in dem Gemüthszustande befand, den Namen nennen zu können. Ich eilte fort an den Bord des Schiffes, beugte mich darüber, und schnappte nach Luft mit einem solchen Aufruhr meines Innersten, daß ich fast den Athem verlor. Es läßt sich gar nicht beschreiben, welche Veränderung diese sonderbare Entdeckung in meinen Empfindungen hervorbrachte. Es gab einst Tage, ja Wochen, worin ein Gedanke an Margarethe den festen Weltmann in seinen Geschäftsverhältnissen nicht im geringsten gestört hätte; und nun lebte die Wiedergefundene in den Gefühlen seines Herzens so frisch auf, als ob kaum ein Tag seit ihrer Trennung verflossen wäre. Ich erkannte, es müsse hier irgend eine Verrätherei obgewaltet haben, ja, daß ich selbst Margarethen als ein Verräther erschienen haben müsse. Ich faßte daher sogleich den Entschluß, meinen Namen nicht eher zu nennen, als bis ich meinen Charakter gerechtfertiget haben würde.

Ich war noch Weltmann genug, um meine Empfindungen beherrschen zu können, und entschuldigte mich gegen Margarethen mit einer Unpäßlichkeit, die wirklich kein leerer Vorwand war. Sie erwiederte mit feiner Gewandtheit, sie glaube das Vergnügen zu haben, mit ihren Reisegefährten, dem Kapitän Lyon zu sprechen, dessen Namen sie oft

von ihrem Vater nennen gehört habe. Mir mißfiel dieser Irrthum nicht, obschon ich dadurch mit einem Manne verwechselt wurde, der um zwanzig Jahre älter war als ich. Ich überzeugte mich indeß bald, daß der breitkrämpige, grüngefütterte Livorner-Hut mich vor genauer Beobachtung schützte; auch war ja meine Stimme durch Jahre und klimatischen Aufenthalt verändert. Ich sagte daher, daß ich allerdings ehemals das Vergnügen hatte, ein guter Bekannter des Kapitäns Cameron zu sein, daß aber eine Reihe von Jahren mich von ihm und seiner Familie getrennt habe. „Es sei aber," fuhr ich etwas zaghaft fort, „ein seither zum Obersten beförderter Kapitän Francillon in Indien gewesen, welchem man die glücklicher Weise falsche Nachricht vom Tode der Miß Cameron hinterbracht habe."

Margarethe lächelte ungläubig, aber mit einer würdevollen Gleichgültigkeit, welche den Gegenstand schien fallen lassen zu wollen. Ihre Lebensgeister schienen alle Schwungkraft, ihre Wangen die Rosenblüte der Jugend verloren zu haben. In ihrem Wesen lag aber eine Anmuth, eine Art von melancholischer Würde, und in ihrem Antlitz ein rührender Ausdruck, dergleichen ihr sonst nicht eigen war. War sie mit siebzehn Jahren schöner, so war sie mit acht und zwanzig Jahren interessanter. Da ich ihr Lächeln sah, und wahrnahm, daß sie, mit lieblicher Anerkennung meines Beistandes, im Begriffe stand, sich zu entfernen, gerieth ich in Verzweiflung, und wagte rasch zu fragen, ob sie den Obersten Francillon selbst gekannt habe? Sie antwortete mit einer mir peinlichen Selbstbeherrschung, daß sie aller-

dings in ihrer Jugend einen Lieutenant Francillon gekannt habe, welcher, wie sie glaube, seither in Indien befördert worden, und wahrscheinlich derselbe Offizier sei, von dem ich spreche.

„Vielleicht," sagte ich, „lebt auf der weiten Welt kein Mensch, an dessen Schicksal ich mehr Antheil nehme, als an dem des Obersten Francillon." —

„Er ist glücklich, einen so warmen Freund zu haben," sagte Margarethe höflich-unbefangen; in dieser leicht hingeworfenen Aeußerung schien aber etwas Pikantes zu liegen, das mir weniger wehe that, als ihre frühere Gleichgültigkeit.

„Ich kenne," sagte ich, „nichts, was eine so plötzliche und zauberartige Umwandlung des Gemüthes in Beziehung auf Scenen und Empfindungen der Vergangenheit verursacht, als ein unerwartetes Zusammentreffen mit denjenigen (oder selbst mit ihren Verwandten), mit denen wir in den frühesten und frischesten Tagen unseres Daseins verbunden waren."

„Gewiß," antwortete Margarethe, „nichts mahnt uns mit solcher Gewalt an die Veränderung, die in unserem Wesen und in unseren Gefühlen Statt gefunden hat."

„Allerdings," erwiederte ich, „in diesem Augenblicke scheint die Veränderung aufgehoben zu sein; unsere Herzen schlagen mit demselben Pulse, der sie vorher belebte, und die Zeit scheint gegen ihre Gefühle vergebens angekämpft zu haben."

„Um uns vielleicht vergebens eine Lehre gegeben zu haben," sagte meine Gefährtin.

Ich schwieg einen Augenblick, und fragte dann: „Und welche Lehre sollte uns die Zeit geben?"

„Sie sollte uns lehren," erwiederte sie mit sanftem Ernst, „daß die besten und wärmsten Gefühle unseres Herzens auf etwas verschwendet werden können, was täuscht und sie nicht befriediget."

„Ich vernehme Ihre Lehre mit Vergnügen," antwortete ich in einem etwas traurigen Tone, und setzte hinzu: „Die einzige Gefahr besteht darin, daß wir nicht irriger Weise die Abkühlung der Zeit für Erwerbung von Grundsätzen nehmen."

„Zeit und Täuschung," sagte sie „mögen wohl die Macht haben, uns von der Welt zu trennen, oder wenigstens eine unfruchtbare Erkenntniß hervorbringen, wie wenig sie uns befriediget; es übersteigt aber ihre Macht, die Seele mit einer standhaften und thätigen Liebe an jene einzig rechtliche, einzig vernünftige Quelle des Glückes zu fesseln. Das ist der Prüfstein, welchem der Selbsttäuscher nicht widersteht."

Ich schwieg; in meiner Brust lag ein süßes, unbeschreibliches Gefühl. „Dies," begann ich endlich schüchtern, „sind die Empfindungen des Obersten Francillon, und da wir nun schon von alten Freunden gesprochen haben, so hätte ich beinahe Lust, Ihnen seine Geschichte zu erzählen. Sie gleicht zur Hälfte wahrhaftig einem Roman; wenigstens zeigt sie, wie oft im wirklichen Leben Umstände — fast möcht' ich sagen Abenteuer — eintreten, über welche wir in einer Dichtung spotten würden, weil sie durch Verstoßung gegen alle Wahrscheinlichkeit den guten Geschmack

beleidigen. Soll ich Ihnen die Geschichte Ihres ehemaligen Bekannten erzählen?"

„Erzählen Sie mir die Geschichte!" sagte Margarethe unwillkürlich, nicht ohne Rührung, doch auch nicht ohne einen Beisatz von Aufwallung. „Warum nicht? Ich meine seine indische Geschichte; denn die in England werden Sie, da Ihre Familien einander kannten, wohl so gut wissen, als ich selbst."

Die Selbstbeherrschung der Menschen von Welt nimmt gewöhnlich im Verhältniß zur Befangenheit derjenigen zu, mit welchen sie zu thun hat; dennoch aber begann mein Herz stärker und schneller zu pochen, als ich, Margarethens Schweigen benützend, meine eigene Geschichte zu erzählen anfing. —

„Francillon," sagte ich, „war, als er in Indien ankam, begeistert von dem Bestreben, aus den reinsten und edelsten Beweggründen, welche die menschliche Brust entflammen können, Reichthum und Ehre zu erwerben."

Hier wendete sich Margarethe von mir, mit einem Mißfallen edlerer Art, welches diese kleine zarte Anspielung auf ihre vergangene Geschichte zu rügen schien. Ich fuhr fort, als ob ich ihre Bewegung nicht bemerkte: „Francillon stand in einem Verhältnisse mit einer jungen, liebenswürdigen Landsmännin, deren Bild das Ideal seines Herzens war, deren Name aber aus einem natürlichen und heiligen Gefühle nie über seine Lippen kam."

Hier schien Margarethe wieder aufzuathmen. Ich erzählte ihr also meine Geschichte einfach und herzlich, und

schilderte ihr meinen Schmerz, als ich Margarethens Tod vernahm, mit so glühenden Farben, daß der Erzähler mit dem Helden der Erzählung in Eine Person zusammenschmolz. Ich bin überzeugt, daß meine Reisegefährtin gerührt und überrascht ward. Als sie sich aber wieder gefaßt hatte, sagte sie in einem Tone, mit welchem eine angenommene Unbefangenheit vergebens kämpfte: „Es ist doch sonderbar, daß ein verheirateter Mann über den Gegenstand einer erloschenen Liebe solchen Schmerz empfand.“ — In mir erwachte der Gedanke, man habe zwischen Margarethen und mir ein schändliches Spiel gespielt.

„Hauptmann Francillon,“ sagte ich laut, „heiratete erst fünf Jahre nach jener Periode, von welcher wir sprechen. Er reichte seine Hand einem Wesen, von dem er gewiß nie anders, als mit jener Hochachtung sprechen wird, welche sie verdiente, der er aber offen gestand, daß er ihr ein getheiltes Herz bringe, dessen bessere Hälfte mit seinen Empfindungen im Grabe derjenigen liege, welche ihm dieselben zuerst eingeflößt habe.“

Ich versuchte vergebens zu erspähen, welche Wirkung diese Entdeckung auf meine Gefährtin machte. Sie schien ihr Gesicht vorsätzlich weggewendet zu haben. Rings umher lag tiefe Stille, jedes Lüftchen schien auf der Meeresfläche zu schlummern; es konnte also nicht die Nachtluft sein, welche Margarethens weißes Kleid an der Brust so heftig bewegte.

Ich setzte meine Geschichte fort, brachte mich nach Malta und an Bord eines englischen Schiffes. Hier, ich

will's aufrichtig gestehen, verließ mich die Hälfte meines Muthes; ich erzählte aber fort: „Francillon (sagte ich) unternahm jetzt die Rückreise in sein Vaterland. In der ersten Nacht der Seefahrt warf er sich auf's Verdeck hin, und rief sich, halb sinnend, halb träumend, Scenen der Vergangenheit zurück; eine Gestalt aber, durch sein treues Gedächtniß belebt, stand immerzu vor seiner Phantasie. Er träumte auch so etwas von einer Pilgerfahrt zu dem einsamen Grabe derjenigen, die er liebte und verlor; dann schien es ihm in der Phantasie-Schwärmerei, er schiffe auf einem einsamen traurigen Gewässer. Aber selbst hier erschien ihm eine Gestalt, deren Stimme in sein Ohr drang, deren Auge sein Herz in eine ungewohnte Bewegung brachte. Er erwachte — aber ach! die Erscheinung verschwand nicht. Im Mondlicht sah er Diejenige, die ihn der Traum schauen ließ, noch immer vor sich. Er fuhr empor. Die Gestalt zog sich hastig zurück; er folgte ihr, um die in der Eile des Entfliehens Gefallene aufzurichten, und entdeckte mit einer Empfindung, die ihn für einen Augenblick beinahe überwältigte, daß sie, die er hier erblickte, der Gegenstand der frühesten und schönsten Gefühle seines Herzens — Margarethe Cameron war!"

Als ich meine Erzählung endigte, fehlte mir beinahe der Athem. Ich sprach leidenschaftlich und entblößte bei den letzten Worten mein Haupt. Margaretha sprang auf, erschüttert und erstaunend, und stammelte: „Ist's möglich! — Seh' ich recht? — O ja! — Wie glücklich bin ich!" — Sie bemühte sich, ruhig zu sein, und den ihr eigenen An-

stand zu beobachten, aber vergebens! Sie setzte sich wieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen; ein Thränenstrom stürzte aus den Augen. Ich war entzückt, fühlte aber, daß ich sie in große Verlegenheit gesetzt hatte. Ich ließ mich neben ihr nieder und nahm ihre Hand, mehr wie ein Bruder, als ein Liebhaber, und sagte: „Margaretha! ich war etwas zu rasch. Verzeihen Sie, daß ich so kühn war, Ihnen die Geschichte eines Menschen aufzudringen, der wenig Grund und noch weniger ein Recht hat, Ihre Theilnahme für sich zu hoffen. Begraben Sie einige Stellen der Erzählung in Vergessenheit, und verzeihen Sie dem Erzähler, wenn er sich über einige Gefühle, welchen Sie kein Gehör schenken wollen, zu frei herausgelassen hat!" — Ich reichte ihr die Hand, und wir drückten uns die Hände so warm, wie zwei Freunde, die sich nach langer Zeit wieder finden.

Ich wünschte etwas von Margarethens eigener Geschichte zu erfahren — warum sie nach Malta gekommen war, und dergleichen — sie zeigte aber keine Neigung, meiner Neugierde zu willfahren, und ich errieth nur so viel, daß die Ursache, weshalb sie die untergeordnete Gefährtin der Gräfin Falcondale ward, in den veränderten Glücksumständen ihres Vaters zu suchen sei. „Ich bemerke," sagte ich lächelnd, „daß ich mehr als Eine alte Bekanntschaft auf diesem Schiffe finde;" und als ich vernahm, daß meine ehemalige Freundin — beinahe hätte ich gesagt Feindin — die Gräfin Falcondale, hier sei, war ich schon halb entschlossen, die Reise zu unterlassen." —

Margarethe sagte nach einigem Zögern, halb lächelnd

halb traurig: „Ich kann meine Selbstbiographie nicht so, wie mein Freund erzählen; aber — vielleicht haben Sie etwas von dem unglücklichen Vermögenszustande meines theuren Vaters gehört, welcher seine Tochter veranlaßte, einen Schritt — vielleicht einen falschen Schritt zu thun. Ich kann meine Geschichte nicht erzählen. Friede sei mit dem Todten! Kindliches und eheliches Gefühl heiligen seine Asche. — Legen Sie sich aber keinen Zwang auf! Meine Stiefmutter ist nicht hier. Sie finden nur eine verwitwete Gräfin auf diesem Schiffe, und diese drückt Ihnen jetzt die Hand und sagt Ihnen gute Nacht." — Margaretha entfernte sich schnell, und verließ mich, von Erstaunen betäubt. Ich säumte nicht, meine gräfliche Reisegefährtin am nächsten Morgen zu besuchen, und dies auch an den folgenden Tagen zu thun. Es war leicht zu errathen, daß sie ihre Hand hingab, um einen Vater zu retten, und daß sie mit einem Gatten auf Reisen ging, durch dessen Tod sie Witwe wurde, und zwar — für mich leider — eine reiche Witwe! Wenn der Raum es mir gestattete, so könnte ich hier eine lange Geschichte von Betrug und Verrath erzählen, wie nämlich die bösartige Gräfin mich in dem Glauben erhielt, daß der Tod der Nichte des Kapitäns Cameron, welcher zu A ** bald nach meiner Abreise erfolgte, jener meiner geliebten Margarethe war, wie sie, als Vorsteherin über die Angelegenheiten des vom Schlagflusse gerührten Offiziers, meine Briefe unterschlug, wie sie Margarethen dahin brachte, in die Vermählung mit dem Grafen Falcondale einzuwilligen, indem sie dadurch wieder eine mütterliche Gewalt im Hause des Sohnes zu erringen,

und eine vermögenlose gebeugte Schwiegertochter zu beherrschen hoffte, wie Margarethe sich standhaft weigerte, bis man sie endlich glauben machte, daß ich die Treue brach, endlich, wie die Bekanntmachung ihrer Heirat durch die öffentlichen Blätter verhindert wurde.

Margarethens Heirat erregte in mir schmerzliche Empfindungen. Der Gedanke, sie habe je einem Andern angehört, war mir unerträglich; nebstdem kränkte es mich, daß ihr Rang und Reichthum meiner Bewerbung den unverdienten Schein von Eigennutz geben würde. Ich fürchtete nun das Ende der Reise in eben dem Grade, als ich es früher herbeigewünscht hatte. Es wäre mir angenehm gewesen, immerfort über diese stillen blauen Wogen dahinzusegeln. —

Als wir in einer Nacht auf dem Verdecke beisammen standen, und das unvergleichlich schöne Blau eines südlichen Sommerhimmels betrachteten, glaubte ich in dem Augenblicke, da ich von der Gräfin Abschied nahm, zu bemerken, daß ein leichtes Lüftchen sich erhebe. Sie vernahm diese ihr mitgetheilte Bemerkung mit einer Freude, die in meiner Brust kein Echo fand. Als ich in den Schiffsraum hinab stieg, glaubte ich unter den Matrosen einen gewissen Girod Jaqueminot zu sehen, dessen Gesicht mir vorher nicht aufgefallen war. Er war ein Franzose, dem ich ehemals wesentliche Dienste geleistet hatte, wofür er mir, obschon, im Ganzen genommen, ein wilder Geselle, ewige Dankbarkeit gelobt hatte. Er verbarg sich hinter seinen Kameraden, und schien seinen Wohlthäter nicht erkennen zu wollen.

Ich schlief in der folgenden Nacht sehr fest. Als ich

erwachte, vernahm ich ein starkes Getöse der gegen das Schiff brandenden Fluten, lärmende Stimmen der Matrosen, und das Sausen des Windes in den Segeln und Tauen; bald bemerkte ich, daß unser Schiff, von einem Sturmwinde gejagt, dahinflog. Der Tag begann kaum zu grauen. Düstere Wolken bedeckten den Himmel. Ich spähte nach den weißen Segeln der Schiffe, die uns das Sicherheitsgeleite gaben. Sie waren verschwunden. Wir schienen auf den schwärzlichen Wogen allein zu sein. In diesem Augenblick, vernahm ich eine Stimme, die in gebrochenem Englisch rief:" — „Zum Teufel! — Während ich das verwünschte Bramsegel einziehe, ist meine Pfeife erloschen." — „Zünde sie am Kompaß wieder an!" sagte ein Matrose spottend; „und laß Dich an einer Segelstange aufhängen!" — „Comment faire? Sacrebleu! Ohne meine Pfeife kann ich gar nicht denken. Der Monsieur in dem kleinen Hühnerstall dort brennt stets eine Lampe zu seiner Leserei. Jetzt schläft er. Ich gehe leise hinein, und zünde meine Pfeife an." —

Er schlich sogleich nach meinem Kabinet in der Kajüte. — „Heda mein Freund!" redete ich den Eintretenden in französischer Sprache an: „Weiß euer Kapitän nicht, daß wir die Convoyschiffe aus dem Gesichte verloren haben?" — Girod antwortete in seiner Muttersprache: „O hätte ich Sie doch früher gesehen! Sie glauben vielleicht, ich habe vergessen, wie sehr ich Ihnen verpflichtet bin? Nein — nein! nun ist's aber zu spät! — In dem Gesichte dieses Menschen zeigte sich so viel Entsetzen und Angst, daß ich

erschrack. Er deutete gegen den Horizont, an dessen äußerstem Rande ein einziges Segel noch sichtbar war. Ein rollendes Tosen kam über die Wogen daher. „Es ist die britische Fregatte," sagte Girod, die auf uns feuert. Unser Kapitän hat aber keine Lust, dem Signal Folge zu leisten. Wenn Sie nicht recht auf Ihrer Hut sind, Herr, so ist's um Sie geschehen!" —

„Glaubst du denn, daß das Dämonenschiff in diesem Gewässer segelt?" fragte ich ängstlich. Girod trat dicht an mich. Mit einem Gesichte voll Verzweiflung und Gewissensbissen, das mir unvergeßlich bleibt, ergriff er meinen Arm, hielt ihn zum Himmel empor, und flüsterte: „Blicket zu Gott auf! Wir sind am Bord des Dämonenschiffes!" Ich vernahm einen Tritt in der Nähe des Kabinets; Girod flog hinaus, ich hielt ihn aber beim Ärmel zurück. „Um des Himmelswillen, der Mylady und Ihrerselbstwillen," flüsterte er, „zeigen Sie ja durch kein Wort, durch keine Miene, daß Sie um das Geheimniß wissen! Erführe unser Kapitän, daß ich es verrieth, so sänken wir Beide diesen Augenblick in die Tiefe des Meeres hinab. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich für Sie Zeit zu gewinnen suche. Wenden Sie aber alle Klugheit an, sonst sind Sie verloren!" —

Er verließ sogleich das Kabinet; ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte. Wenn ich bedachte, wie lange und wie sorglos unser Schiff im Hafen von Valette verweilt hatte, und unter welcher mächtiger Bedeckung es endlich abgesegelt war, so fühlte ich mich geneigt zu glauben, Girod

treibe mit mir Spaß. Stimmen erschollen, ich beschloß mich stille zu verhalten und zu horchen. „Was hast du dort gethan? sagte eine Stimme, die ich bisher nicht gehört hatte, und deren rauher Ton sich zu keinem leisen Geflüster moduliren lassen wollte. „Meine Pfeife geht aus," antantwortete Girod Jaqueminot, „und ich bin nicht der Narr, sie am Kompaß anzünden zu wollen. So ging ich denn, sie an der Lampe des Monsieur anzufeuern und der schlief, und schlief fort und schnarchte, und schnarchte all die Weile, und wußte nichts davon. Ich habe noch keinen Menschen gesehen, der einen so festen Schlaf hatte." —

Ich hörte nun die Stimmen Girod's, des Kapitäns, und des Fremden, die ein ernsthaftes Gespräch führten. Was zuerst meine Furcht befestigte, war die Bemerkung, daß unser Kapitän den Mann mit der rauhen Stimme als Schiffskommandanten anredete, da er den vorigen ganz vertraulich Jak genannt hatte. Sie gingen auf dem Verdeck herum und sprachen leise. Ich bemerkte aber, daß Girod sich bemühte, sie wie im Eifer des Gespräches, so viel möglich in die Nähe meines Kabinets zu bringen. Ich getraute mich kaum zu athmen. „Ich frage aber nochmal Jakob," sagte der Kapitän, „was thun wir mit unsern charmanten Passagieren? Ich bin des Komödiespielens müde, und meine Leute wollen sich nicht länger im Zaume halten lassen. Seht nur, wie jenes Segel am Horizont einsinkt! Es kommt nimmer zu uns."

„Sie sind ein sehr geistreicher Herr" sagte Jaqueminot; „wär's aber nicht räthlicher, das gänzliche Verschwin-

den jenes Segels abzuwarten, ehe wir zeigen, daß wir keine Kaufleute, sondern Männer vom Metier sind, die sich durch ihre Tapferkeit Geld zu verschaffen wissen?" —

„Der Gedanke ist nicht übel," erwiederte Jak; „wenn die Convoy-Schiffe wieder zu uns kommen, und die Passagiere vermissen, so sind wird verloren." —

„Es ist doch besser," sagte Jaqueminot," ein paar Tage zu warten, parbleu! als durch Übereilung Alles zu verlieren." — „Diese zarten Passagiere," sagte der Kapitän mit rauher Stimme: „Mylady mit ihrem Zuckerwerk, mit ihren Hühnchen und Pastetchen, und der galante Kapitän mit seinen Ausländerweinen, mit seinen Chocolade- und Mocca-Kaffeh-Geschirren — sie sind mir höchst zuwider. Er bezahlt Alles mit einer so vornehmen Miene, als ob wir nicht schon sein Geld in unsern Händen hätten. Was ist nun zu thun?" — „Meine Meinung," sagte Jak, „ist die, daß wir abwarten, bis die See wieder ruhig wird. Jenes Schiff ist noch immer am Horizont, und mit guten Fernröhren versehen." — „Ich," sagte der Kapitän, „möchte lieber, ohne längeres Berathen, geradezu in das Kabinet hinabsteigen, und die Passagiere ganz in der Stille abthun, als einen Aufstand der Schiffsleute riskiren." —

Bei diesen Worten erstarrte mir das Blut in den Adern. Plötzlich schrie Jak: „Seht doch! die Fregatte erreicht uns!" — Ich schaute durch mein vortreffliches Fernrohr, und entdeckte, daß die Convoy sich wirklich uns näherte. O welche tröstliche Erscheinung! Aber welche hoffnungslose Qual, als ich das Fernrohr vom Auge nahm,

und das Schiff, dessen Mannschaft ich vorher beinahe zählen konnte, in einen dunklen Punkt am Horizont einschrumpfte.

Der Kapitän fluchte fürchterlich, und schrie den Matrosen zu: „Hollah! Spannt alle Segel! Laßt das große Segel los! Das Marssegel heraus! das Bramsegel auf!" u. s. w.

Ich erstaunte sehr, als ich bemerkte, daß unser Lauf plötzlich eine andere Richtung erhielt, und das Schiff, welches so eben vor dem Winde hingetrieben wurde, jetzt mit Preßwind segelte. Das Getöse der rasselnden Taue, das Herumtrappen der Matrosen auf dem Verdecke, und das zunehmende Sausen des Windes hinderte nun das Wahrnehmen jedes andern Schalles. Das Dämonenschiff flog unglaublich schnell. Noch einmal blickte ich nach dem Horizont. O Gott! die Fregatte begann abermal zu sinken. Ich sah voraus, daß man mich binnen wenigen Stunden kaltblütig tödten würde; ich bebte nicht; aber daß auch Margarethens Blut vergossen werden sollte, — der Gedanke brachte mich in Verzweiflung. Ich über legte, ob noch irgend ein Mittel mir zu Gebot stünde, das drohende Schicksal abzuwenden. Keines bot sich mir dar. Ich sah, daß wir uns in der Gewalt der dämonischen Seeräuber befanden; ich sah, daß Alles, was Girod für uns thun konnte, darin bestand, einige Stunden Aufschub zu gewinnen.

Ich beschloß, Margarethen sobald als möglich von der herannahenden Gefahr zu benachrichtigen; ich fürchtete aber, durch einen voreiligen Schritt das, was ich vermeiden wollte, zu beschleunigen, und wartete daher den Morgen ab.

Da stand ich auf und verließ die Kajüte. Es war kaum Licht, dennoch bemerkte ich manches Gesicht, das ich bisher nicht gesehen hatte, manche wilde Physiognomie, welche bisher verborgen zu halten der Schiffskommandant vermuthlich seine guten Gründe hatte. Alles war voll Unruhe. Die Fenster der Gräfin waren noch mit den Vorhängen bedeckt; sie schien, so wie ihr weibliches Gefolge, noch ruhig zu schlafen. Es drängte mich, sie aus einem Schlafe zu erwecken, dem bald ein noch tieferer folgen sollte; es konnte aber leicht auffallen, und gefährlich werden. Ich ging also auf dem obersten Verdecke auf und nieder, und meine Seele erhob sich im Gebete zu Gott.

Die Sonne ging auf; die Gräfin erschien auf dem Verdecke. Ich entdeckte ihr das grauenvolle Geheimniß der uns drohenden Gefahr. Das Blut entfloh von ihren Wangen und Lippen, der Athem stockte. Bald aber gewann sie Fassung. „Ich muß einige Minuten allein sein," sagte sie, „vielleicht besuchen Sie mich nach Verlauf einer Stunde." Sie hüllte ihr Gesicht in den Schleier, um ihre innere Bewegung vor dem Schiffsvolke zu verbergen, und stieg in ihr Kabinet hinab.

Als ich zur bestimmten Zeit zu ihr kam, hatte sich eine himmlische Ruhe über ihr Antlitz verbreitet. Sie hielt mir eine Hand entgegen, deutete mit der andern zum Himmel empor, und sagte: „Ich habe ihn nie vergebens angefleht."

„Setzen Sie sich zu mir, mein Freund! Unsere Augenblicke auf Erden scheinen gezählt zu sein, aber welches grenzenlose Dasein erwartet uns jenseits! O, wie sehr fühlen

wir in einem Moment, wie dieser gegenwärtige, das Bedürfniß eines höhern Lebens, als diese Erde gewähren kann!" Die Bibel lag vor ihr. Aufgeschlagen war die Geschichte der Leiden Desjenigen, auf den ihre Seele hoffte. Sie rief ihre Dienstmädchen, zwei Schwestern fromm und gut; wir lasen und beteten. Die beiden Schwestern saßen, einander in den Arm haltend, bleich und weinend.

Es gehörte ein sehr kluges Benehmen dazu, um den Schiffsleuten nicht zu verrathen, was in unserm Innern vorging. Wir fühlten, daß selbst unser längeres Beisammensein Verdacht erwecken könnte, und dennoch vermochten wir es nicht, uns zu trennen. Man brachte uns das Frühstück, doch ohne dabei die gewohnte Aufmerksamkeit zu zeigen; das Nichterscheinen des Mittagsmahls, obschon der Tag sich neigte, gab uns die fürchterliche Überzeugung, daß der Dämonen-Kapitän es nicht mehr für nöthig hielt, mit seinen verurtheilten Passagieren viel Umstände zu machen.

Margarethe schmiegte sich so an mich, daß es mir unmöglich wurde, sie nur einen Augenblick zu verlassen; dennoch mußte ich mich von ihr trennen, indem ich es für Pflicht hielt, mir die Gewißheit zu verschaffen, ob sich noch irgend ein Strahl von Hoffnung für uns zeige, oder ob Girod etwas für unsere Rettung zu thun vermöge.

Ich ging gegen Abend auf dem Halbverdeck, in die Ferne spähend, herum, konnte aber kein einziges Segel am Horizont erblicken. Ich suchte mit Girod zu sprechen; er schien mich aber vorsätzlich und ängstlich zu meiden. Ein einziges

Mal traf mich ein Blick von ihm, welcher deutlich sagte: „Dein Urtheil ist gefällt!“ Ich stieg sogleich in die Kajüte, und meine Unglücksgefährtinnen lasen in meinem Gesicht, daß alle Hoffnung verloren sei. Wir verschloßen nun die Thür; ich lud meine Pistolen und steckte sie in meinen Busen. So erwarteten wir unser Schicksal. Margarethe reichte mir die Hand und flüsterte: „O mein theurer Eduard!“ — — Zehn Jahre waren verflossen, seitdem ich diese Worte von ihren Lippen vernommen hatte! Wir Beide überließen uns nun, ohne Scheu vor den Domestiken den zärtlichsten Ergießungen, und nahmen, wie Sterbende, feierlichen Abschied von einander. Dann schwiegen wir; unsere Herzen erhoben sich im stummen Gebet; unsere Ohren horchten auf jeden Schall, der sich dem Kabinet näherte. Die ungewisse Art des Todes, der uns erwartete, machte denselben noch furchtbarer. Das Meer sollte unser Grab werden, das war gewiß; ob aber die Flut, der Strick, die Pistole oder der Dolch das Werkzeug des Mordes sein würde, das wußten wir eben so wenig, als ob wir eines langsamen und qualvollen, oder eines leichten und schnellen Todes sterben müßten. Ich bebte nicht um mich, nur um sie; denn Augenzeuge sein müssen, wenn Diejenigen, die wir lieben, gemordet werden, das erfüllt uns mit Entsetzen selbst dann, wenn wir glauben, daß das Schwert des Mörders der Schlüssel sein wird, der uns die Pforte des Himmels öffnet.

Die Sonne sank in's Meer; der letzte Schimmer der Abendröthe erlosch auf den dumpfbrausenden Wogen; der Wind schwieg. In diesem Augenblick hörte ich den Kapitän

rufen: „Sieh zu, Jak, ob sich ein Segel am Horizont erblicken läßt!" — Wir athmeten kaum, voll banger Erwartung der Antwort, die unser Schicksal entscheiden sollte. Wir vernahmen ein schnelles Laufen, dann die Worte: „Auf fünfzig Meilen weit kein Segel!" — „Wohlan! So verrichtet das Werk dort unten! Macht's aber kurz! Ich will kein Gewinsel. Und räumt die Rumpelkammer aus! Wir halten heute Nacht dort ein Zechgelag." — Leise Schritte näherten sich jetzt unserm Kabinet; eine Hand versuchte die verschlossene Thüre zu öffnen. Ich trat an den Eingang und sagte: „Wer immer es versuchen will, in dieses Zimmer einzudringen, der thut es auf Gefahr seines Lebens! In dem Augenblick, da die Thür geöffnet wird, feure ich meine Pistole ab." — Eine Stimme sprach: „**Laissez moi entrer donc!**" — Ich zögerte einen Augenblick und — öffnete. Girod trat ein und schloß die Thür hinter sich. Er hatte vier Seile bei sich, an welche schwere Steine befestigt waren, und eben so viel Säcke. Die Frauenzimmer sanken zu Boden.

Girod zog in einem Augenblick den Teppich vom Estrich weg, öffnete eine darunter befindliche Fallthür, und sagte zu der Gräfin und zu mir: „Hinab! hinab!" — Ich stieg mit Margarethen hinunter, indem ich aber beiden Schwestern die Arme reichen wollte, fiel die Thür plötzlich zu, ward verriegelt, die Zimmerthür dagegen geöffnet, und Girod schrie hinaus:

„He da! Harry — Jak — und wie ihr Alle heißet! kommt! Zwei von ihnen hab' ich abgethan. Mehr kann ich

nicht handhaben; der verdammte Kapitän hat mir, als ich ihn in den Sack stopfte, beinahe den Arm gebrochen."

Schwere Schritte trabten über den Fußboden des Zimmers. Ein Schrei, in dumpfes Aechzen hinsterbend, folgte, dann ein plätschernder Fall in's Wasser, und — das Schicksal der zwei unschuldigen Schwestern war entschieden!

„Wo ist Monsieur Girod?" rief endlich eine rauhe Stimme. „Er ist hinauf gegangen;" erscholl die Antwort; „hält sich für zu gut, um andere als vornehme Leute umbringen zu können." —

„Das nicht!" rief ein dritter; „er hegte gegen den Kapitän, der nun im Meeresgrunde liegt, einen persönlichen Haß, und ließ sich darum nicht nehmen, ihn mit eigenen Händen in die Tiefe hinab zu puffen. Richtet nun hier sogleich den großen Tisch zum Schmause her!" —

In diesem Augenblick kam Girod wieder in's Zimmer, und sagte: „Macht euch nun frisch an die Arbeit! Ich steige indeß hinab und bringe das Mehl herauf; dann können wir ungestört die ganze Nacht zusammen schmausen und zechen." — Er stieg nun mit einem Lichte in unsern Kerker hinab. Margaretha erschrack bei seinem Anblick; er sagte aber begütigend: „Ich hätte euch gerne Alle gerettet, wenn's möglich gewesen wäre. Das, was ich gethan habe, ist mit Gefahr meines Lebens geschehen. Nun ist aber kein Augenblick zu verlieren. Hier stehen zwei Reihen von Mehlsäcken; Ihr, Lady, hinter der einen, Ihr, Herr Oberster, hinter der andern; so hat jedes von Euch sein abgesondertes Gemach säumt aber keinen Augenblick!"

Ich dankte ihm, fragte aber, was endlich mit uns geschehen solle? — „Ich werde Euch," erwiederte er, „von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln versehen. Wie lange Ihr hier bleiben müsset und ob es mir gelingt, Euch zu retten,— das wird die Zeit lehren. Vielleicht kann ich Euch, wenn wir in einem Hafen der Levante landen, in einem dieser Mehlsäcke an's Land setzen; das wird aber noch nicht sobald geschehen können."

„Seid also ruhig und geduldet Euch! Ich gäbe Euch gerne ein Licht, es ist aber zu gefährlich. Ersticken werdet Ihr nicht. Verbergt Euch! Ich muß fort." Die erste fürchterliche Nacht in diesem engen, dunklen Raume wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Die Dämonen schwelgten, lärmten, fluchten und tobten über unsern Häuptern so abscheulich, daß Margarethe sich den Tod wünschte, um nur jene abscheuerregenden Aeußerungen der Verruchten nicht zu hören. Dabei wurde die Hitze so unerträglich, daß wir kaum athmen konnten. Und ach! jeden Augenblick drohte uns die Gefahr, von den Unholden entdeckt zu werden, da nur die dünnen Bretter des Fußbodens uns von ihnen trennten, durch dessen Spalten manchmal ein Lichtstrahl zu uns herab drang, der mich mit Schrecken erfüllte, wenn er auf Margarethens weißes Kleid fiel. Wir hörten diese Dämonen ganz gleichgültig, wie von einer unbedeutenden Nebensache, von unserm Tode sprechen.

Endlich brachen die Zecher auf; das Gemach wurde leer. Ich hob die Fallthüre ein Bischen in die Höhe, um meiner verschmachtenden Unglücksgefährtin etwas Luft zu

verschaffen, und sie zu beleben. Alles war finster und still wie das Grab. Ich hörte den Regen auf das Kajütendach prasseln. Der Wind saus'te, das Schiff wurde heftig bewegt. Die Wogen schlugen an unser Gefängniß.

Gegen Morgen, wie es mir schien — denn in unserm Kerker herrschte fortwährend finstere Nacht – vernahm ich Stimmen über uns. „Ein starker Wind!" bemerkte Jak.— „Desto besser!" erwiederte der rauhe Kapitän; „desto besser geht's vorwärts, desto geschwinder entkommen wir den Schiffen des verwünschten Gouvernements. Wir müssen noch mehr Beute machen; bis jetzt sieht's damit schlecht aus. Der Kapitän hatte viertausend Pfund Sterling bei sich, als wir ihn an Bord nahmen."

„Ei, den haben wir geplündert und im Sack ersäuft!" sagte Jak mit scherzhaftem Ton. — „Seine Uhr, die Ringe und Kleider, und die zweitausend Thaler der Gräfin; dazu ihre Juwelen, die bei zweitausend werth sein mögen!"

Kapitän. Das möchte wohl eine ergiebige Beute für irgend ein kleines Schifflein abgeben; das Dämonenschiff ward für höhere Dinge gebaut." —

Jak. Ich dächte, wir könnten jetzt zur Vertheilung schreiten, das Geld unter die Mannschaft, Juwelen und Prätiosen an die Offiziere, und was jenes Kästchen betrifft, welches wir der amerikanischen Brigantine wegkaperten —"

Kapitän. Das befindet sich in diesem Augenblick unter unsern Füßen."

Jak. Der Inhalt desselben wird sich gut vertheilen lassen. Ich will sogleich ein Licht herbringen."

Kapitän. Wäre unnöthig; ich finde es im Finstern auf den ersten Griff.

Mit diesen Worten öffnete der Dämonen-Kapitän rasch die Fallthüre. Ein schwaches Licht strömte in unser Gefängniß hinab, glücklicherweise aber in die Mitte des Raumes, und die Seiten blieben dunkel. Es mochte jetzt ungefähr vier Uhr des Morgens sein. Ich hatte Margarethen ein Bette von einigen alten Segeln gemacht, worauf sie sich legte, während ich mich hinter ein Bollwerk von Mehlsäcken zurückzog. Ich eilte, ehe der Freibeuter herabkam, zu ihr, und bedeckte sie; dann drängten wir uns an die Bretterwände und zogen die Mehlsäcke auf uns. Der Kapitän tappte mit den Händen herum, und steckte sie auch zwischen die Säcke. Nun schob er den Arm auch durch diejenigen hinter welchen wir uns verborgen hatten. Großer Gott! Seine Hand entdeckte die Kleider der Gräfin; er faßte sie, zog sie hervor; in diesem Moment aber stieß sein Fuß an das Kästchen, welches er suchte. Indem er nun dieses ergriff, und von Margarethen abließ, schob ich seiner Hand die alten Segeltücher entgegen. Er zog sie vorwärts und ließ sie los. Er hatte aber die feste Stellung der Säcke zerstört; als daher das Schiff einen heftigen Stoß erlitt, stürzte unsere ganze Verschanzung nieder, und wir standen ohne Scheidewand vor dem Kommandanten des Dämonenschiffes. Alles schien nun verloren, und ich beugte mich über Margarethen, um ihr meine Brust zum letzten schwachen Schutze darzubieten.

Der Dämonen-Kapitän trat an die Fallthüre, um das Kästchen hinaufzustellen; da ging die Sonne auf, ihre ersten Purpurstrahlen fielen auf sein Gesicht; sein geröthetes Gesicht glühte wie vom Widerscheine des höllischen Feuers, und er selbst glich einem bösen Geiste. Die Sonne ward aber nun unsere Retterin, denn ihre Lichtglanzmasse blendete die Augen des Unholdes so sehr, daß der untere Schiffsraum vor ihm in nächtliche Finsterniß versank. Er schritt also gegen uns, ohne uns zu sehen; wir sahen ihn, und konnten es kaum glauben, daß er uns nicht sah. Er stellte die umgefallenen Säcke wieder in Ordnung, und stieg fluchend hinauf. So waren wir athemlos und zitternd dieser Gefahr entgangen.

In dieser schrecklichen Lage blieben wir mehrere Tage, bald dem Ersticken, bald dem Erhungern nahe. Ich befürchtete jeden Augenblick, daß Margarethe so vielen Leiden erliegen werde. Ihr ganzes Wesen war fieberhaft; sie vermochte kaum zu reden; der Todesschweiß trat auf die Stirne. Ich betete, ich suchte, obschon selbst trostlos, sie zu trösten. Von außen hörten wir das Tosen und Heulen eines fürchterlichen Sturmes. Endlich kam Girod wieder. Er legte bedeutsam den Finger auf die Lippen und flüsterte: „Nur Muth — Rettung. Am Horizont zeigt sich ein Schiff, und zwar, wie ich kaum zweifle, ein britisches.“ —

Ich ergriff Margarethens Hand; sie erwiederte schwach den Druck, und sagte mit sanftem Tone: „Zu spät!“ — Das Getümmel und Schreien auf dem Schiffe nahm wieder zu; durch das Getöse scholl die Stimme des Kapitäns, der das Dämonenschiff anzutreiben befahl. Girod verließ uns

mit dem Versprechen, daß er uns bald mehr Neuigkeiten bringen werde. Nach einiger Zeit legte sich der Sturm; das Schiff ging ruhiger und langsamer. Eine Stimme von oben herab sprach: „Das Schiff macht auf uns Jagd.“ — O wie glücklich fühlten wir uns! Ich zweifelte nicht an naher Hülfe. Endlich rief Girod wieder: „Das Schiff hat uns erreicht; wir werden handgemein.“ — „Gott sei gelobt!“ rief ich. „Amen!“ setzte Margarethe hinzu. —

„Jubelt nicht zu frühe!“ sagte Girod; unser Kapitän bereitet sich zu gewaltigem Widerstand und zum Siege. Das Dämonenschiff hat schon manche Schiffe von gleicher Größe und Stärke gemeistert, das britische ist aber schwächer und kleiner als das unsrige.“ — Mit diesen Worten eilte Girod weg. Wir vernahmen nun das Getöse großer Zubereitungen. Die Decken im Gemach über uns wurden vom Fußboden weggenommen, und das Gemach selbst ward geöffnet. Kanonen wurden geladen und gerichtet, Gewehre in die Schußlöcher gelegt. Der Kapitän hielt an das Schiffsvolk eine Rede, um dessen Muth und Habgier zu entflammen; dann eilte er in das über uns befindliche Kabinet und schwur einen fürchterlichen Eid, daß er hier, sobald die Schiffe auf einander stoßen würden, und der Feind an Bord komme, nicht nur das feindliche Schiff, sondern auch den Dämon in den Grund bohren wolle.

Wir hatten also, unsere bösen Geister mochten siegen oder besiegt werden, auf keinen Fall die geringste Hoffnung zu unserer Rettung. Und dennoch wollte ich sie nicht ganz aufgeben. Ich suchte selbst Margarethen mit froher Aussicht

zu erheitern; ich fächelte ihr Luft mit dem Sacktuche zu, um sie zu erfrischen. Vergebens horchte ich auf irgend ein Signal. Endlich erscholl die Aufforderung einer Schiffstrompete, und eine Stimme verlangte die Auslieferung des Obersten Francillon und der Gräfin Falcondale. Darauf folgte aus unserm Schiffe die Antwort: „Sucht sie auf dem Meergrunde!" Diese Antwort wurde vom Knall vieler Schießgewehre des Dämonenschiffes begleitet. Hierauf begannen die Donner gegenseitiger Kanonade. Unser Schiffsmast krachte und stürzte. Dessen ungeachtet dauerte das Schießen, so wie das Siegesgeschrei unserer Dämonen ohne Unterbrechung fort. Endlich geriethen die Schiffe dicht an einander; ich konnte aber nicht unterscheiden, welches von beiden im Vortheile stand. Die ängstliche Erwartung hemmte fast die Schläge meines Herzens. Lange noch wüthete ein Kampf der Verzweiflung über unsern Häuptern. Allmälig wurde das wilde Geschrei der Korsaren schwächer und schwächer. Das Siegesgeschrei der britischen Krieger erscholl, und ich vernahm dazwischen die Worte: „Keine Pardon den Räubern!" Endlich schien das Dämonenschiff alle Gegenwehre aufzugeben. Ich schrie nun laut auf; vergebens! das Getümmel tobte so fürchterlich, daß Niemand mich hörte. Ich suchte die Fallthüre zu öffnen; sie trotzte aller meiner Anstrengung.

Das bisher so gewaltig bewegte Schiff kam nun in die größte Ruhe; und — o Entsetzen! ich merkte deutlich, daß es zu sinken anfing. Ich schrie, bis ich heiser ward und die Stimme mir versagte. Ich schlug an die Wände unsers

Kerkers, ich stieß mit aller Gewalt gegen die Fallthüre. — Alles vergebens! Ich hörte, wie die Sieger aus dem sinkenden Schiffe forteilten und die Korsaren ihrem Untergange überließen. Ich faßte Margarethens Hand und hielt sie, wie zum Gebet gefaltet, gegen den Himmel. Todesstille herrschte; keine menschliche Stimme, nur das dumpfe Tosen des Wassers, welches durch die von den Korsaren selbst gebohrten Löcher in das Schiff drang. Dieses sank nun so reißend schnell, daß ich nun jeden Augenblick erwarten mußte, die Wogen würden über demselben zusammenschlagen und uns in den Abgrund versenken. Ich betete und schloß Margarethen in meine Arme. Sie konnte nicht sprechen, nicht einmal seufzen. Ihre Hand war eiskalt, kein Puls regte sich. Sie schien todt zu sein.

Endlich hörte ich Stimmen; Lasten wurden von der Fallthüre weggeschafft; sie ward geöffnet, und die Worte: „O Himmel! Der Kerl hat recht; sie befinden sich hier, wohlgeborgen." Ich traute kaum meinen Ohren. Da erblickte ich einen britischen Offizier, ein paar Matrosen, und Girod, die Hände gebunden, hinter ihnen. Ich zog Margarethen, eine bewußtlose Halbtodte, zur Oeffnung; sie ward hinaufgehoben. Ich selbst sprang, wie aus einem schrecklichen Traume erwachend, in den obern Schiffsraum, Gott dankend, daß die Holde mit noch immer geschlossenen Augen nichts von der gräßlichen Scene hier sehen konnte. Rings umher lagen die verstümmelten Körper unserer Tyrannen, auf ihren häßlichen Gesichtern selbst im Tode noch den Ausdruck von Rohheit und Keckheit! Die

Wogen, welche über sie hinrollten, floßen blutgeröthet in das Meer zurück, und das sehr hart beschädigte Schiff zerfiel bei jedem Windstoß noch mehr in Trümmer.

Margarethens Brust entwand sich ein tiefer Seufzer, als der erste frische Lufthauch ihre bleichen Wangen umspielte. Ich unterstützte sie mit meinen Armen; sie öffnete die Augen und blickte zuerst voll Dank gegen Himmel, dann voll Liebe nach mir. In unserer Nähe stand Girod, noch immer gebunden; ich konnte es nicht ertragen, ihn, das Werkzeug Gottes zu unserer Rettung, in dieser Lage zu sehen. Ich nahm mein Taschenmesser, und zerschnitt den Strick, ohne mir die Zustimmung des Offiziers erbeten zu haben. Wir trugen nun Margarethen in die Schaluppe, welche sich indeß genähert hatte, — ein Sprung, und wir waren aus dem Dämonenschiff, welches nach wenigen Minuten in das Wellengrab versank — für immer!

Die Schaluppe langte nach einigen Tagen in Neapel an. Margarethe wurde nach so vielen, langen und schweren Leiden von einer Krankheit ergriffen, von welcher sie endlich genas, um zu beglücken und glücklich zu werden. Wir wurden in der britischen Gesandtschafts-Kapelle getraut, und segelten am folgenden Tage nach England.

Blitz und Donner,

oder:

Minchen, die Wasserbraut.

1.

Am ungeheuer großen runden Tisch saß der Hauptmann Blitz dem Korporal Donner gegenüber, Beide durch den Tabakqualm beinahe schon so unsichtbar, als sie es in früheren Zeiten vom Pulverdampf waren. Nur ihre mächtigen Kraftworte tönten noch, wie Götterstimmen aus den Wolken, Orakelsprüche über Kriege und Zeiten. In den Neigungen und Ansichten Beider herrschte die seltenste Gleichheit; nur Ein Punkt brachte oft zwischen Beiden einen gewaltigen Wortkrieg hervor. Der Hauptmann Sebaldus Tobias Blitz gab den Seeschlachten den Vorzug, indeß Ambrosius Rochus Donner den Landkrieg für sein Schooßkind erklärte. So entstand denn in dem übrigens ganz friedfertigen Hause mancher Bürgerkrieg, welchen gewöhnlich Minchen beilegte, wenn sie als moderne Julia versöhnend zwischen Cäsar und Pompejus trat.

Die Seekriege der Hanse, der schmalkaldische Bund, mit tüchtigen Seitenhieben auf Martin Luther's schmalkaldische Artikel, der dreißigjährige sammt dem siebenjährigen Krieg, die Armada nebst allen Expeditionen der englisch-ostindischen

Handelskompagnie waren jetzt schon zum hundertsten Male die Musterung passirt, als Carl eintrat, des Hauptmanns Neffe. Er befand sich zwar erst achtzehn Jahre im irdischen Treibhause, hatte aber einen Körper von so echtdeutschem Schrott und Korn, daß man ihn für einige Jahre älter nahm. Sein Geist glich noch den Flaxmann'schen Umrissen; zwar die richtigsten Außenlinien, aber im Innern viel leerer Raum. Er sollte, nach dem Willen seines Oheims, zur Landwirthschaft gebildet werden, dabei aber doch so viel von der Soldateska haben, als nothwendig werden könnte, um den Boden, welchen er besaß, nöthigenfalls auch vertheidigen zu können. Carl begriff leicht, und lernte ganz lustig, was er lernen mußte; mehr aber auch nicht. Eines nur wollte ihm gar nicht in den Sinn, — die edle Schwimmkunst. Er haßte das Wasser und berief sich immer darauf: er habe mit diesem ehemaligen Element der Chemie als Landmann nichts zu schaffen. An dieser Klippe scheiterten alle Befehle des Oheims; Carl war und blieb fest auf dem festen Lande, und des Hauptmanns sehnlichster Wunsch, den Jüngling im Wasser zu sehen, wurde zu Wasser.

2.

Korporal Donner verließ jetzt den Tisch und den Hauptmann, und ging mit Carl in den geräumigsten aller Haushöfe, um das für diese Stunde vorgeschriebene Exercitium vorzunehmen.

Als sie zur Thür hinaustraten, rief ihnen der Hauptmann nach: „Dein Mädel hat beim Exerciren nichts dabei

zu thun; sie lese mir indessen vor! Dort liegt Tamerlans Biographie aufgeschlagen, sie ist aus authentischen Quellen gezogen." — Donner murmelte: „Was sein muß, ist immer gut;" aber Carls rechter Fuß, stärker auf den unschuldigen Boden stoßend, verkündete seine Unzufriedenheit mit dem Tagsbefehle des Oheims.

„Minchen hinauf!" rief Donner auf der Treppe. Sie flog empor, nachdem sie des Vaters narbenvollem Gesichte das schnell vergessene Denkmal eines Kusses, Carls warmer Hand aber einen elektrischen Druck in Eile zurückgelassen hatte. —

Die Elektricität aber war eben die Ursache, derentwegen der Hauptmann nicht wollte, daß Minchen gegenwärtig sei, wenn Carl im Feuer exercirte, denn er hatte bemerkt, daß Carl und das Mädchen unter dem Kommando der Liebe im Feuer zu exerciren wirklich schon angefangen hatten.

Das stand ihm aber nicht zu Gesichte, denn das gute Minchen war bei all' ihrer Güte doch nur die Tochter eines Korporals. Indeß liebte er die fromme Kleine doch so sehr, daß er es nicht über sich vermochte, in Ansehung dieses bedenklichen Artikels — was er doch sonst gerne that — irgend ein förmliches Edikt zu promulgiren.

3.

Carl und sein Kommandant standen im Hofe. Vergebens donnerte Donner schon zum zweiten Male: „Feuer!" Carls Gewehr feierte statt zu feuern; seine Liebe zu Minchen, und das in seinem Innern lodernde Feuer ließ ihn den

Befehl zum Gewehrfeuer überhören. Ihm den Verweis, sich selbst den Verdruß zu ersparen, kommandirte Donner jetzt: „Setzt ab!" Der erröthende Träumer nahm die stumme Flinte aus dem linken Arm hervor, und stellte sie, von den beredtesten Blicken umstrahlt, an die Deichsel der nahe stehenden Kalesche.

Donner merkte wohl, daß der bedrängte Jüngling reden wollte, und schweigend schon gar Vieles sagte. Er dachte deshalb auch sogleich an das beim Tamerlan sitzende Objekt der Rede, fragte aber dennoch mit barscher Stimme: „Hab' ich nicht recht kommandirt?" Carl machte jetzt einen gewaltigen lyrischen Sprung, kam vom Feuer geradezu auf's Wasser und sagte: „Du weißt, lieber Donner — ohne Dein süßes Minchen macht das ganze Leben mir ein saures Gesicht. Für sie thu' ich Alles, was man von mir verlangen kann. Der Oheim aber scheint mit der Sache nicht so recht einverstanden zu sein. Höre darum meinen Plan! — Du weißt, wie übel es mein Oheim nimmt, daß ich meine Wasserscheue nicht überwinden kann. Wie wär's, wenn ich nun ganz heimlich die Schwimmkunst erlernte, und ihn unerwartet — plötzlich mit einem Meisterstück überraschte?" Donner strich sich immer schneller den Schnurbart, und brummte immer tiefer: „Hm, hm!" und Carl fuhr fort: „Wenn nur der Himmel es dann so fügen wollte, daß Dein Minchen bald — in's Wasser fiele, zum Beispiele in jenen Fluß dort, und ich wäre dabei, stürzte wie ein Weiher in die Fluten hinein, und zöge sie glücklich heraus! Triefend und zitternd trüg' ich sie nun geraden Weges zu meinem Oheim und

sagte: Sieh, was die Liebe vermag, in Verbindung mit der edlen Schwimmkunst!"

„Ei," sagte Donner, „Sein Einfall ist nicht so übel, junger Herr; aber es kann nichts daraus werden. Also, Punktum!"

Heftiger noch erwiederte Carl: „Und wird daraus nichts, — so soll auch aus mir nichts werden!"

4.

Das Zweigespräch wurde durch den Gegenstand seines Inhalts unterbrochen. Der Hauptmann war, gerade als Tamerlan den Sultan Bajazeth in den eisernen Käfig sperrte, unter dem fürchterlichen Toben und Wüthen des Türken, sanft eingeschlafen, indeß Minchen über den unglücklichen Fürsten in bittere Thränen zerfloß.

Jetzt wurde die entschlüpfte Vorleserin von ihrem Vater und vom künftigen Leander freundlich empfangen, da Beide aus ihr die Veranlassung zu einer glorreichen That hervorschimmern sahen; denn Donner, obschon er Carl's Idee kurz abgeurtheilt hatte, konnte doch nicht umhin, sie im Stillen bei sich selbst schön und lobenswerth zu finden. Auch lag ihm der Gedanke: „Carl's Zukünftige!" mehr, als er sich's gestehen wollte, am Herzen.

Wie nun der Jüngling bemerkte, daß Donner seine Lieblings-Idee immer stiller donnerte, sprach er öfter und länger davon, bis der gute Donner endlich selbst in Feuer gerieth. So nahm er denn eines Tages Minchen mit sich auf's

Feld und sagte mit feierlichem Tone: „Höre, Mädel! hast Du den Carl lieb?"

Minchen. Wie Dich und mich selbst. Ist's recht?

Donner. Recht und nicht recht; wie man's nimmt. Er ist Dir auch herzlich gut, und will an Dir eine große That ausüben.

Minchen. O Himmel! Große Thaten — die kommen in Tamerlan's Lebensbeschreibung vor; ich kenne sie schon. Wie schön wär's, wenn Carl die auch zu Stande brächte. — O rede Vater! darf ich auch dabei sein bei den großen Thaten?

Donner. Hast Du Courage?

Minchen. Nicht die geringste!

Donner. Sehr übel! — Fürchtest Du das Wasser?

Minchen. Entsetzlich!

Donner. Hol' Dich der Teufel!

Minchen. Die Mutter sagte ja immer, das Wasser sei ein falsches und grausames Element, dem man nicht trauen dürfe.

Donner. Du armes Element! Von den Männern wirst du gehaßt, von den Weibern gefürchtet, von den Wirthen gemißbraucht, von den Gästen verwünscht, von den Wolken auf die Erde herab geworfen, von der Erde verunreinigt! — Aber höre, Minchen! wenn Du durch's Wasser Carl's Weib werden könntest — wäre es auch dann noch falsch und grausam?

Minchen. O — da lasse ich mich bis auf den Grund des Meeres werfen!

Donner. Da liegt der Hund begraben! In's Wasser hinein sollst Du.

Minchen. Je eher, je lieber!

Donner. Geduld!

5.

Es war ein schöner Abend, völlig so, wie die Dichter ihn auf die gewöhnliche Weise beschreiben, wenn Einer sich der Worte des Andern bedient. Donner wandelte mit den Liebenden am Ufer des Flusses einher, und wußte seine Evolutionen so gut zu dirigiren, daß sie sich jetzt auf einer kleinen Erhöhung dicht am Wasserspiegel befanden. Nahe dabei stand ein Kahn mit zwei Fischern, die nicht umsonst da waren.

Jetzt mußten sie auf dem sehr schmalen Pfade einzeln gehen, Carl voraus, Minchen nach ihm; Donner schloß den Zug. Im Gesichte des Letzteren aber entstand nun augenblicklich ein gräßlicher Zug heroischer Wuth, wie sonst beim Gemetzel auf dem Schlachtfelde. Minchens Leib mit einer Art von Grimm umfassend, murmelte er ihr in's Ohr: „Courage!" und schon lag sie in Neptun's heidnischen Armen. Carl, in der ersten Terz bestürzt, in der zweiten schon gefaßt und voll hochherzigen Entzückens, rief: „Sie ist mein!" In der dritten erhaschte seine Rechte schon Minchens weißes Kleid.

So glücklich und blitzschnell die Rettung auch gelungen war, wurde Donner von seinem Heroismus doch so verlassen, daß er auf dem Wasser noch suchend herumschwamm, als Carl, von Liebesextase beflügelt, seine ohnmächtige Beute triumphirend und so eilig schon an's Ufer trug, daß sogar das bereit stehende Schiffchen zu spät kam.

6.

Während diese Scene am und im Flusse vor sich ging, saß Hauptmann Blitz in der Fischerhütte. Vor ihm stand eine Flasche alter Wein und ein großer Karpfen. Der alte Fischer, einst Donner's Kriegs-Kamerad, hatte ihn, auf Donner's Veranlassung, zu Gast gebeten, nach dem dritten Glase aber, von seiner gewaltigen Redelust ergriffen, das ganze Geheimniß sub rosa publicirt. Hauptmann Blitz fand das Unternehmen, so wenig Gefahr auch dabei war, doch aus dem Grunde gewagt, weil der Schrecken für Minchen vielleicht irgend eine nachtheilige Folge haben könnte. Er beschloß daher, die Ankunft der Caravane abzuwarten, die ganze Sache dann nur auf einen gewissen Punkt kommen zu lassen, endlich dem Korporal Donner und dem Neffen tüchtig die Köpfe zu waschen.

Indessen machte der Wein auch den Hauptmann so redselig, daß er die Ankommenden erst in dem Augenblicke bemerkte, da Minchens Schrei und Flug ihn erschreckte. Er sprang auf und eilte, halb zürnend, halb freudig, zur Thür, an welcher Carl eben so naß als stolz ihm entgegen trat. Der triefende Vater-Korporal kam nach. Alle verließen nun

die Hütte, indem Minchen, jung und kräftig und lebensfrisch, wie sie war, sich schnell erholte, und jetzt die Kleider anzog, welche Donner zu dieser Expedition absichtlich schon früher in der Fischerwohnung depositirt hatte.

7.

Während dieses Umkleidens zankte Blitz mit Carl und Donner, und sein Zorn legte sich erst in dem Augenblicke, da Minchen unter der Hüttenthüre in einem neuen weißen Kleide mit rosenfarbenen Bändern erschien, blühender und schöner als je, und so freundlich lächelnd, daß dem alten Hauptmann die hellen Thränen in die Augen traten. Besänftigt auf einmal, rief er: „Ei — Du bist doch ein Blitzmädel! Das sag' ich Hauptmann Blitz selbst!" Mit diesen Worten zog er sie an sich und liebkos'te ihr herzlich. Da nahm Carl, zitternd und triefend, das Wort: „Lieber Oheim! soll das arme, gute Mädchen diesen Schrecken so mir nichts dir nichts umsonst ausgestanden haben?"

Blitz schwieg lange, dann begann er eine Betrachtung über die Liebe und ihre Macht, Opfer aller Art froh und muthig zu bringen. „Wenn ich," schloß er, „bedenke, daß Er ihretwillen die ihm angeborne Wasserscheue überwand, Sie aber aus Liebe sich gar in's Wasser werfen ließ, — so müßt' ich keinen Schuß Pulver werth sein, wollt' ich das trennen, was wahrhaft Gott schon zusammengefügt hat. Carl! Du könntest wohl leicht ein reicheres, aber gewiß kein besseres Weib bekommen als Minchen! Du aber, Blitzmädel! sieh zu, daß ich von Dir immerzu dasselbe sagen

kann, bis sie mich in die Erde verstecken, sonst hol' Dich der Teufel!" — „Amen!" sagte Donner.

Minchen stand lächelnd zwischen Blitz und Donner. Carl wollte sie umarmen, Blitz riß ihn aber von ihr weg mit den Worten: „Zuerst muß man trockne Kleider anziehen, dann ist's Zeit zur Umarmung und zur Hochzeit."

Der Liebesdienst.

„Nein! lieber den Tod, als Beschämung," sagte Bellau, indem er den Hut wieder abnahm, und ihn seufzend auf ein griechisches Ruhebette warf, von welchem das aus dem Schlaf aufgeschreckte Windspiel mit einem finstern Seitenblicke herabsprang.

„Lieber ewigen Kummer," rief er nochmal, „lieber den Tod, als eine Beschämung! Das ganze Glück meines Lebens mag dahin fahren, eh' ich den Brief selbst in ihre Wohnung abgebe. Wenn sie mich etwa am Fenster schon von Weitem erblickte, oder mir gar auf der Treppe begegnete — Gott! ich sänke zur Erde. Mein ärgerliches Erröthen, meine alberne Verlegenheit, selbst jeder meiner Blicke müßte ihr sagen, daß ich den Brief mit der Liebeserklärung in der Tasche trage."

„Seltsamer Mensch!" sagte Rudolph, und ließ die zum Accord über das Fortepiano erhobene Hand klanglos fallen. „Du willst ihr Deine Liebeserklärung schriftlich

geben, und sie soll nicht merken, daß Du sie liebst. Wir zwei sind in der Liebe gerade die entgegengesetzten Pole. Lieb' ich, so geh' ich meiner Auserwählten wie ihr Schatten nach, und meine Zärtlichkeit läßt ihrem Ohre keinen freien Augenblick. Du meidest dagegen ängstlich jeden Ort, wo Du ihr auffallen könntest, und sprichst nur, von der nothwendigen Höflichkeit gezwungen, über gleichgültige Dinge. Ich denke wenig an meinen Ornat, sondern einzig an meine Göttin, und bei mir ist nie etwas in Gala, als das Herz. Du aber kleidest Dich schön und zierlich, wie ein Bräutigam, und lässest Dich dabei so wenig sehen, als ob Du nur Dir selbst oder dem Himmel Gala machtest. Höre einmal — so geht's nicht! Du wirst auf die Art ein alter Junggesell und gehst aus der Welt, wie Du hineinkamst. Will man den Mädchen gefallen, so ist vor Allem eine gute Dosis Muth nöthig, und eine noch größere von Geduld und Unbefangenheit. Man muß ihnen, so viel es nur schicklich ist, immer vor den Augen stehen, um jede günstige Gelegenheit zu ergreifen; denn was uns Zeit und Zufall bietet, kann keine Klugheit der Welt bewirken. Höre also: Du bist in der Liebe noch unmündig; ich will Dein Vormund werden. Gib mir die versiegelte Urkunde Deiner Zärtlichkeit! Ich will Dir den Liebesdienst erweisen, und sie selbst der ersten Instanz, der zärtlichen Grazie Deiner Venus überreichen."

Der entzückte Bellau gab seinem willfährigen Freunde den liebeathmenden Brief, und schlug beide Arme über

den Kopf zusammen. Rudolph sagte: „Erwarte mich!" und ging an die Vollziehung seiner diplomatischen Sendung. Bellau that indeß in einem Stündchen so viel, als er sonst kaum in einer Woche that; denn quälende Unruhe trieb ihn umher. Er setzte sich für's erste an das geschlossene Fortepiano, zog die gestoßenen Finger vom Holze beleidigt zurück, sprang auf, ergriff die Guitarre, die er schnell weglegte, schaute hierauf in alle Bücher, die auf dem Tische lagen, richtete sich vor dem Spiegel die Halsbinde, sprach mit dem, der vorigen Störung wegen, noch mißvergnügten Windspiele, sah zum Fenster erwartungsvoll hinaus, sang und brummte, schrieb und zerriß, trank Wasser und zerbrach das Glas, jubelte und seufzte, und ließ keine Stellung unversucht, kein Meubel im Zimmer unberührt, durchlief das unendliche Feld aller Empfindungen, sah sich vor dem Altare und auf der Bahre, die Geliebte als Göttin und als Furie, und wiederholte dies Alles vom Ende zum Anfang zurück.

Endlich trat, nach einer langen Stunde, Rudolph in das Zimmer. Bellau stand versteinert, Rudolph stumm wie das gemalte Erstaunen. Dem neutralen Windspiele kam die Gruppe höchst sonderbar vor. Es fing sogar zu zweifeln an, ob seine beiden Schlafgefährten noch am Leben seien; es näherte sich Einem nach dem Andern mit kunstrichterlicher Nase, und begab sich dann brummend, und höchst unzufrieden über die bewegungslose Pantomime, an seine Schlafstelle zurück.

Endlich unterbrach Bellau die heilige Stille, indem

er einen Schritt vorwärts, Rudolph aber einen zurück that, wie ein Mensch, der ein böses Gewissen hat.

„Warum sprichst Du nicht?" sagte Bellau lakonisch. „Weil es manchmal besser ist, nicht zu sprechen," antwortete Rudolph eben so lakonisch. Und Beide schwiegen von Neuem. „Dein Schweigen," begann Bellau endlich, „hat mir schon mehr gesagt, als ich eigentlich zu wissen brauche. Nun verkünde mir immerhin auch die Ursachen und die kleinsten Nebenumstände," fuhr er fort, immer blasser werdend.

Ich muß wohl in den sauern Apfel beißen," sagte Rudolph, „obschon er für mich süß ist."

Bellau. Die Hauptursache zuerst! Sie liebt mich nicht?

Rudolph. Nein.

Bellau. Warum nicht?

Rudolph. Weil sie schon einen Andern liebt.

Bellau. Wer ist der unselige Andere?

Rudolph. Ich selbst.

Bellau. Ist's möglich? Verräther!

Rudolph. Alte Liebe rostet nicht.

Bellau. So hast Du mich betrogen?

Rudolph. Mich selbst nur. Höre! Ich stehe vor der Thüre, klingle sanft und eben so sanft wird aufgemacht — von den Händen einer alten — Geliebten. Ich bin voll Entzücken, sie nicht minder, weil sie glaubt, ich sei nach so langer Zeit, während welcher sie ihre Wohnung, aber nicht ihr Herz verändert hatte, in der Absicht wieder gekommen, zum ersten Band unsers Romans den zweiten und letzten —

zugleich den besten — zu liefern. Wir sprechen. Sie zweifelt nicht, die wieder erwachte Liebe hätte mich hergeführt, und — in dem Augenblicke erwacht die geschmeichelte Liebe wirklich! Sie schildert mir ihre Sehnsucht, und vergißt sogar die Etiquette, welche sie noch nie vergaß. Endlich sieht sie Deinen Brief an Sie, den ich immer in den Händen und, ohne es zu wissen, ihr vor die Augen hielt. Ein Brief an mich? rief sie mit weiblicher Neugierde. Ich — kann's nicht läugnen, sagt' ich. Eh' ich mir's versah, war das unglückliche Dokument geöffnet und gelesen. Dann gab sie mir das zierliche Papier mit einer zierlichen Verbeugung zurück, und flüsterte hochroth: „Mir thut leid, daß er zu spät kömmt. Wie meinen Sie?" Was konnt' ich anders meinen, als daß es mir auch so scheine? — Nun — lieber Bellau! was meinst Du?

Bellau. Ich meine — daß ich für meine Thorheit mit Recht bestraft bin; denn was man selbst thun kann, dazu soll man keinen Andern verwenden, und blöde Feigheit verdient an jedem Manne empfindlich gerügt zu werden.

Rudolph. Du hast so unrecht nicht. Befolge Deine Lehre künftighin recht gut, und vergiß der gemachten Erfahrung und des Liebesdienstes ja nie! Indeß, Freund! wenn Du Deinen Wunsch dennoch durchsetzen willst —

Bellau. Das ist nicht Dein Ernst. Sei glücklich! Ältere Liebe geht vor. Liebe zündet oft wohl schnell wie der Blitz, kann aber noch schneller vom Blitze eines Zufalls verzehrt werden. Ich will klüger werden.

Beide umarmten sich: Rudolph sehr heftig, Bellau

etwas frostiger, und das wedelnde Windspiel freute sich der Bewegungen beider Freunde, da die Mittagsstunde schon ankam. Die Zeit ist der beste, manchmal der schnellste Arzt; sie curirt aber gewöhnlich nach der brownischen Heilart durch stärkende Mittel. Nach sechs Wochen stand Rudolph mit Louisen vor dem Altar und Bellau schon ziemlich gestärkt dicht hinter ihnen. Beim fröhlichen Hochzeitschmaus sagte er laut: „Allmänniglich sei hiermit kund und zu wissen: Wer der Liebe dient, lasse sich ja keinen Liebesdienst von Andern erweisen, denn echte Liebe hat so volle Macht, daß sie keinen Bevollmächtigten duldet!" — darauf schwang er sein Glas, und trank auf das Wohl des Brautpaars und aller anwesenden Schönen. Unter ihnen saß auch Louisens Schwester!! — **Sapienti pauca.**

Der Ananas-Ritter,

oder:

Der Regenbogen der Liebe.

1.

Das Wesen der Liebe, ihr Werden und Vergehen hat Ähnlichkeit mit den Bestandtheilen des Regenbogens, mit seinem Beginnen und Verschwinden. Sind nicht Beide zusammengesetzt, aus Leid und Freude, Thränen und Far-

benspiel, Irdischem und Überirdischem? Eine Wand von Regentropfen bildet die düstere Decoration des Regenbogens, ein Sinnbild des einförmigen, dunklen, schmerzenreichen irdischen Daseins; aber die Sonne, ein Symbol des höhern Lebens, strahlt hinein, und sieh! das traurige Nacht- und Wasserfarben-Gemälde leuchtet verklärt und wonnereich.

Wohl Dir, mein lieber Leser, wenn eine geliebte Gattin mit geliebten Kindern die düstere Regenwand des Lebens Dir sonnig verklärt! Kann das nicht sein, nun — so laß Dich vom Freunde verklären, indem Du ihn verklärst! aber eine Verklärung muß sein, sonst ist das Leben kalte Nacht, und — sich selbst zu verklären ist nur gar Wenigen gegeben.

Den Regenbogen kann nur Derjenige sehen, der zwischen der herabfallenden Regentropfenwand und der auf sie strahlenden Sonne steht. Darum, Freund Leser! willst Du den Regenbogen der Liebe sehen, der sich jetzt über Dich hinwölben soll, so stelle Dich, wie ich es haben will; wenigstens stelle Dich nicht gar zu klug, sondern sei lieber so, wie ich selbst bin, das heißt, bald düster wie die graue Regenwand, bald sonnenartig so warm und hell, daß ich aus meinem freudigen Innern einen lichtreichen Regenbogen über die ganze Erde und ihre Menschen spannen möchte!

2.

Laue Frühlingsnacht lag stillbrütend auf der Erde. Die Stelle, welche der verschleierte Mond am Himmel einnahm, war nur an einer bleichen Dämmerung zu erken-

nen, die sich schüchtern um eine dunkle Wolkenburg ergoß. Die Kräuter der Berge und Thäler hauchten ihre duftenden Seelen aus; der Auen leises Flüstern sagte: nicht alles Leben sei in dieser tiefen Stille erstorben, und aus geselligem Wolkenkranze sanken leichte Tropfen eines milden Mairegens herab.

Am offenen Fenster stand Sidonia, blaß und sanft wie der Mond über ihr. Leise verklangen, wie Stimmen aus einer bessern Welt, die Töne der letzten Accorde, welche sie auf dem seitwärts stehenden Pianoforte angeschlagen hatte, und wie der Frühlingsregen an den Blumen, glühten Thränen über die heißen Wangen des liebeschwärmenden Mädchens. Nach dem verhüllten Mondbilde die Augen gewendet, glaubte sie oben die Glorie ihrer Liebe zu sehen, die jetzt in ihr mit dem Frühling zugleich erwachte, aber sich noch in Geheimniß verhüllte, wie Luna in den Wolkenflor.

Am nächsten Morgen sollte im Jägerhause das Maifest gefeiert werden. Dem sehnte sich Sidonia entgegen, wagte aber nicht, sich deutlich zu gestehen, sie wünsche das Fest des Frühlings möchte zugleich ein Fest der Liebe werden.

Die Morgendämmerung verlosch jetzt gänzlich; die Wolken wurden dunkler und die Lüfte kühler, je mehr die scheidende Nacht dem Morgen sich näherte. Mit der kalten Verdunklung verdunkelte sich auch Sidoniens Seele; ermüdet und betäubt schwankte das schaudernde Mädchen ins Zimmer zurück, entschlummerte, ohne es zu wissen, und lag nun im Arm schwerer Träume.

3.

In lichter Freundlichkeit lächelte nun die Morgenröthe am Himmel, der selbst entzückt schien über die Freudigkeit des von ihm auf der Erde erregten Lebens. In einem Lichtmeer von Farben und Tönen erwachte Sidonia, und weckte eilig die alte Tante, die ganz mürrisch war, weil sie wie gewöhnlich, sehr unruhig geschlafen zu haben glaubte, obschon sie jede Nacht einen bleiernen Schlaf genoß. Sidonia hörte mit lächelnder Geduld einer breiten Erzählung von wunderbaren, eigentlich aber ganz alltäglichen Träumen zu, welche die Frau Tante in dieser Nacht zum ersten Mal zu haben meinte, in der That aber dem armen Mädchen schon mehr als hundert Mal sehr umständlich zum Besten gegeben hatte. Zu allem Überflusse fügte sie sogar noch einige Träume hinzu, welche ihr seliger Herr während des letzten Türkenkrieges gehabt hatte.

Die alten Neuigkeiten gutmüthig bewundernd, besorgte Sidonia die Toilette der unaufhörlich Redenden so schnell, daß sie mit einigen, ihr schon auf der Zunge sitzenden Traumgeschichten gar nicht mehr ausrücken konnte. Unter Betheuerungen, daß die Maifeste nur eine romantische Erfindung der sentimentalen neuern Zeit seien, wovon man ehemals gar nichts wußte, stieg die Tante endlich mühsam in den Wagen, versicherte, daß sie die sogenannten Sonnenaufgänge, das Vollmondswesen und dergleichen abenteuerliche Dinge für alberne Charlatanerien halte, das Landleben, wo man sich aus der Menge von Thieren und Bäumen gar

nicht herausfinde, langweilig finde, und heute nur in der Hoffnung mitfahre, Sidonia werde sich aus dem bevorstehenden Sonnenaufgang, der für sie der erste sichtbare werden sollte, sattsam überzeugen, daß sich Alles das in Gemälden und auf dem Theater schöner und bequemer anschauen lasse, und der Störung der lieben Tagesordnung nicht werth sei.

Unter solchen, nur durch kurze Lungen-Ruhepunkte unterbrochenen Monologen, kamen die beiden Damen am Jägerhause an, wo sie — nach einer kurzen Musterung der schönen Welt, sich zum Frühstück niedersetzten.

Jetzt, lieber Leser! kommen zwei wichtige Erscheinungen: ein herrlicher Sonnenaufgang und — der Held dieser Geschichte, die Sonne auf einem Goldgewölk, der Held auf einem Goldfuchs. Mit der Beschreibung des Sonnenaufgangs geb' ich mir keine Mühe, theils weil er ohnedies schon gut und schlecht beschrieben worden ist, theils weil es jedem frei steht, ihn besser in Natura anzuschauen. Den Helden aber und seinen Anzug, will ich desto genauer beschreiben, weil er weniger bekannt ist als der Sonnenaufgang. Der Held also, welcher den — den Ohren der eleganten Welt nichts weniger als lieblich klingenden Namen Bonifacius führt, sah heute früh so modern, elegant und malerisch aus, daß er, ohne irgend etwas ihm zuzusetzen oder wegzunehmen, für jedes Modejournal abzuzeichnen gewesen wäre. Der Farbe seiner Kleidung nach, die aus Contrasten bestand, war er halb Mohr und halb Weißer; allegorisch-symbolisch betrachtet, verkündete der Oberleib (Frak

und Weste,) Verbrechen, Nacht und Trauer, der Unterleib aber (die weißen Pantalonhosen) Unschuld, Tag und Freude.

Ein kleines Aergerniß für die Eitelkeit unsers Helden war es, daß sein linker Fuß, durch einen in der Kindheit erlittenen Fall, zum rechten in dem Verhältnisse stand, in dem der Reichs-Münzfuß zum Conventionsfuß steht, da bekanntlich nach ersterem die feine Mark Silber zu **14** Rthlr, nach dem zweiten aber zu **13¼** Thaler ausgeprägt wird; er wußte aber ein scheinbares Gleichgewicht zwischen beiden dadurch herzustellen, daß er dem Münzfuße überhaupt nachahmte, dessen Wesenheit darin besteht, daß dem edlen Metall zum Ausflug in die Welt ein unedles beigemischt wird.

Das Merkwürdigste am Oberleib unsers Helden war sein Gesicht, das ich dem Leser nicht deutlicher erklären kann, als wenn ich meine Zuflucht zum Pflanzenreich nehme und sage, es sei für den Anblick das gewesen, was die Ananas für den Geschmack ist. Solche Ananasgesichter sind in der That eine sehr interessante physiognomische Erscheinung. Ihre Aehnlichkeit mit der köstlichen Frucht aus Brasilien und Mexiko besteht darin, daß sie, gleich dem Geschmack derselben, eine Menge Auslegungen zulassen. Sie zeigen viele Spuren von Zügen, aber keinen einzigen bestimmten und festen Zug, daher es denn kommt, daß der Eine dies, der Andere das darin zu finden glaubt, der Eine sie für schön oder geistreich, der Andere für widrig oder albern erklärt. Diese charakterlosen Gesichter stehen gewöhnlich mit einer eben so charakterlosen Zweideutigkeit des Innern in

Verbindung. Wenn aber der Eigenthümer oder die Eigenthümerin eines solchen Ananasgesichts im Anzuge sich modern hält, und einen Anflug von gutem Ton hat, so können Beide in die besten Häuser eintreten und mit ihrem viel — und nichts sagenden Wesen in eine Gesellschaft recht viel Leben hineinbringen, indem sie darin getheilte Meinungen und Widersprüche veranlassen.

So wie man nun in der Ananas ein Gemisch vom Geschmack der Trauben, Erdbeeren, Aprikosen, Pfirsiche und Melonen findet, so, daß man in der kühlen süßsäuerlichen Substanz bald dieser, bald jener Frucht sich zu erfreuen glaubt: eben so zeigte das Gesicht des Herrn Bonifaz so viele Scheinspuren verschiedener Eigenschaften, daß man nie mit sich einig werden konnte, ob man es jung oder alt, gutmüthig oder bösartig, dumm oder gescheit nennen sollte, von wegen des Kühlen und Süßsäuerlichen, das darin lag. Auch hatte der ganze Bonifaz mit der Ananas noch das gemein, daß man — so wie von jener Frucht, ihrer scharfen auflösenden Säure wegen, — auch von ihm — seines frivolen und beißenden Witzes wegen — ohne Gefahr einer Verkühlung oder brennenden Verwundung nicht viel genießen konnte, wie denn das Ende dieser Tags- und Regenbogen-Liebesgeschichte kläglich darthun wird.

Sidonia hatte gestern Abends in einer Gesellschaft beim Weggehen, und zwar vorsätzlich ziemlich laut gesagt, daß sie diesen Morgen den ersten Mai und den ersten Sonnenaufgang beim Jägerhaus feiern wolle. Bei dieser Erklärung hatte im Süßsäuerlichen des bonifazischen An—

und Ananas-Gesichts das Süße die Oberherrschaft gewonnen, und sein kühles Lächeln, von einem quasi-feurigen Blick erwärmt, gab zu verstehen: Er sei gesonnen, beim Sonnenaufgang eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen. Sidonien blieb daher nichts Anderes übrig, als über seine Ankunft beim Jägerhause mehr verwundert zu scheinen als zu sein. Sie kannte in ihm nur den Gala-Menschen des gesellschaftlichen Zirkels, wo er sich am vortheilhaftesten zeigte; kein Wunder also, daß die von der Oberfläche des Aeußern entzündete Phantasie, nach Mädchenweise, aus dem Ananasgesichte sich bald auch ein Ideal einer geistigen Ananas schuf. Bonifacius, in seinen Eroberungen gern rapid, nahm sich sehr zusammen, flog auf dem Goldfuchs kühn einher, schwang sich leicht herab, und wölbte über das erfreute Mädchen den farbenreichsten Sonnen-Regenbogen von Liebenswürdigkeiten, die von ihr mit einer so milden Zartheit sittlicher Grazie erwiedert wurden, daß man die Holdseligkeit ihres Begegnens, dem bläſſeren Farbenspiel eines Mond-Regenbogens vergleichen konnte.

4.

So geschah es denn, daß man über den beiden Regenbogen den Sonnenaufgang vergaß, und diesen, da das Gespräch eine kurze Pause gewann, erst dann betrachten wollte, als er schon längst vorüber war. Die Frau Tante nahm lächelnd eine Prise Tabak und triumphirte; Sidonia erröthete, und Bonifacius fixirte das glühende Gesichtchen

mit den Worten; „Wer kann sagen, die Sonne sei schon aufgegangen, da Aurora noch hier verweilt?" —

Diese Redensart verfehlte bei Sidonien ihre Wirkung nicht, wie denn Redensarten, selbst wenn sie in der ganzen Welt und in allen Romanen Millionen Mal verbraucht und mißbraucht sind, von der Mehrzahl der Mädchen dennoch wohlgefällig aufgenommen werden, indem sie die im Allgemeinen verrufene Münze in jedem einzelnen Fall für eine neugeprägte annehmen, so wie die Krönungs-, Vermählungs- und dergleichen Münzen hoher Häupter eigens nur für diese besondern Gelegenheiten ausgeprägt und vertheilt werden.

Die Folge jener glücklichen Phrasis war, daß Sidonia an der Liebe des liebenswürdigen jungen Herrn nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubte, folglich mit jeder Minute heiterer und freundlicher wurde, und nur auf das mahnende Räuspern der Frau Tante manchmal einen Schleier über ihre Holdseligkeit fallen ließ. Ich muß es aber der Frau Tante nachrühmen, daß sie so wenig als möglich räusperte, weil sie den romantischen Maifesten bei weitem mehr abhold war, als dem Heiraten, weßwegen sie wohlbehaglich bei sich dachte, das heutige Maifest werde doch nicht fruchtlos gefeiert werden, und ein Bräutigam wäre allerdings für den versäumten Sonnenaufgang ein hinlänglicher Ersatz.

Bonifacius merkte, was in den beiden Damen vorging, und rechnete wenigstens darauf, einen recht angenehmen Tag zu verleben.

5.

Das wunderschöne Purpurroth des Regenbogens der Liebe ging bald — und zwar durch eine Kleinigkeit — in die dunklere Orangenfarbe über. Die Veranlassung dazu gab Sidonia selbst, in aller Unschuld. Das harmlose Wesen hatte nämlich zwei ganz gewöhnliche Mädchen-Eigenheiten. Die erste bestand darin, daß sie gern die Taufnamen der Menschen wußte, denen sie gut war oder werden wollte; die zweite, daß sie sehr gern lachte. Wie nun ihr Ton in der Lebhaftigkeit des Gespräches immer traulicher wurde, und der Held ihr immer weniger fremd vorkam, erkundigte sie sich, ihrer beliebten Gewohnheit gemäß, plötzlich ganz unbefangen nach dem Taufnamen des besagten Helden. Diesem aber war unglücklicher Weise, sein gar zu unromantisch klingender Taufname im höchsten Grade zuwider, so daß er ihn gewöhnlich verläugnete, oder, wenn er ihn ja aufrichtig gestand, stets sogleich darauf in sehr üble Laune gerieth.

Da sich jetzt Sidonia so unerwartet darnach erkundigte, überraschte die Frage den Betroffenen so sehr, daß er ihr aus Verlegenheit den rechten Namen nannte, was ihn dann, kaum war der Name heraus, entsetzlich ärgerte. Nun trat aber schnell Sidoniens zweite Mädchen-Eigenheit ein: sie konnte sich nämlich nicht erwehren, über den Namen Bonifacius in ein lautes Gelächter auszubrechen, dem die Frau Tante so gewaltig beistimmte, daß sie den Athem zu verlieren drohte. Sidonia bemeisterte zwar mit ängstlicher

Anstrengung den Lachkitzel zwei — drei Mal; er brach aber dann augenblicklich wieder mit neuer Kraft hervor.

Jetzt erschien das Morgenroth, blutig wie an Tagen mit heftigem Wind, auf dem zürnenden Antlitz unsers schwerbeleidigten Helden, und hätte in seinem grollenden Busen ohne Zweifel, schnell wie der Blitz, ein Pulvermagazin von Sarkasmen entzündet, wäre nicht der Zufall vermittelnd eingetreten.

6.

Den zwei verliebten Lachtauben auf dem Balkon gegenüber saß ein junger Maler, der den Kopf des vor Lachen weinenden Mädchens nach den Hauptumrissen auf ein Blatt Papier zeichnete.

Das Wahrnehmen dieser Arbeit war der erste Stein, der Sidoniens laufende Lachräder stocken machte, indem die von einem neuen Gegenstand erweckte Eitelkeit schnellen Ernst hervorrief; denn die weibliche Lust, sich im Spiegel zu schauen, weicht an Stärke nur allein der Begierde, ein Porträt von sich zu sehen. Bonifacius merkte die Geschichte sogleich, und begann ohne Rückhalt gegen die arme Porträtmalerei so schonungslos anzustürmen, daß er sie nicht einmal für eine der schönen und freien Künste gelten ließ. Vergebens bemühte sich Sidonia, den Eifer und die Eifersucht des ergrimmten Aristarchen zu begütigen; er war in seinem juvenalisch-juvenilischen Schandgemälde der Porträtmalerei nicht irre zu machen.

Der Maler oben auf dem Balkon, ein stattlicher rüsti-

ger Mann, mit einer lebhaften und geistreichen Physiognomie, hatte zehn volle Minuten lang ruhig zugehört, und, nur hie und da einen ernsten feurigen Seitenblick blitzähnlich schleudernd, ununterbrochen fortgearbeitet. Jetzt stand er rasch auf, kam herab, trat freundlich grüßend vor die Damen und überreichte Sidonien das zwar nur skizzirte, aber sehr richtig gezeichnete Porträt mit so gefälliger Art, daß die Geschmeichelte die Annahme nicht wohl verweigern konnte. — „Nun aber" — fuhr der Maler fort, indem er sich mit einem ganz eigenen ironischen Lächeln an Bonifacius wendete, — „nun mit Ihnen ein Wort, mein Herr Bonifacius!" —

Der scharfsinnige Leser wird wohl selbst errathen, daß der Maler vorher zugehört hatte, als Sidonia sich über den Taufnamen fast außer Athem lachte. Die Anrede war für den Apostrophirten ein solcher Donnerschlag, daß er, wie dies bei starken Donnerschlägen öfter geschieht, vor Bestürzung darüber die Sprache verlor, die dagegen von des Malers Lippen desto reicher und schneller herabströmte. Der Redner ging in seiner witzigen Philippica so weit, daß er dem noch immer verstummten ersten Liebhaber und Helden dieser Tagesbegebenheit allen Kunstsinn absprach, und am Schlusse sogar noch die persiflirende Frage hinzusetzte: ob Herr Bonifacius etwa ein Dichter sei?

Da hatte er nun aber gerade den rechten Punkt und zugleich die schwache Seite des Herrn Bonifacius getroffen, der, sich vergrößernd, vom Stuhle aufstand, und mit rothgeflammtem Antlitz voll Würde und Majestät, und mit gewichtiger Stimme sagte: „Ja, mein Herr Maler ohne

Namen! ich bin ein Dichter, und zwar — mit Ihrer Erlaubniß — ein Naturdichter!" —

Bonifacius glaubte das wirklich. Er schwieg nun, erwartend, ob der Maler auf diesen Streich etwas zu erwiedern vermöge. Dieser aber sagte lächelnd: „Fast hätte ich geglaubt, Sie seien etwa ein Wasserdichter!" —

Jetzt war's aus. Bonifacius glich dem leibhaften Vesuv. Der Maler besänftigte ihn etwas durch die Frage: ob es denn in der malerischen Poesie nicht eben so gut Wasserdichter geben könne, als es eigene Maler von Wasserlandschaften und Wasserfällen, ja sogar eigene Wasserfarben und selbst Wassergötter gäbe? Und ob denn das Wasser nicht auch in die Natur gehöre, folglich dem Naturdichter mit dem Gegenstande auch den Namen geben könne?

Bonifacius stutzte; dann aber fuhr er wieder auf, und sagte: „Was Sie da vorbringen, will wie zweideutig klingen, und ist daher eine Art von Beleidigung gegen mich, gegen diese Damen und gegen den guten Ton." —

„Beleidigungen muß man rächen;" erwiederte ganz ruhig und heiter der Maler, dessen Namen ich in der ganzen Geschichte deshalb nicht nenne, weil ich ihn selbst nie erfahren habe: „Welche Genugthuung verlangen Sie, Herr Bonifacius?"

Sidonia und die Tante erschracken, Bonifacius nicht minder. Die Frau Tante streifte mit dem in der Angst ausfahrenden Arm eine Kaffehtasse vom Tische hinab; Sidonia roch zu einer Rose verkehrt, und stach sich den Stängel so in die Nase, daß sie blutete. Da sagte der Maler

freundlich lächelnd: Herr Bonifacius! Weit entfernt von aller Absicht zu beleidigen, wollte ich Ihnen mit der Benennung Wasserdichter gerade ein Kompliment machen: indem in der Poesie nichts Wässeriges sein soll, das Wasserdichte aber allem Wasser den Zutritt verwehrt. Weil Sie jedoch durchaus kein wasserdichter Wasserdichter sein wollen, so sind Sie vielleicht ein — komischer Dichter, und eben deshalb wollen wir die Genugthuung, die ich Ihnen zu leisten habe, nicht tragisch nehmen. Ich schlage Ihnen daher einen vielartigen Wettkampf vor. Wenn es Ihnen gefällig ist, soll dieser bestehen: Erstens in einem Wett-Laufen, dann in einem Wett-Reiten, dann in einem Wett-Ringen, endlich in einem Wett-Gesange; und — wenn sie damit noch nicht zufrieden sind, auch ein Wett-Tanzen, Wett-Lachen, Wett-Weinen, Wett — — —"

Sidonia fiel ein: „Die drei oder vier ersten Dinge, denk' ich, wären so übel nicht; aber damit könnten wir uns auch begnügen."

„Ist's gefällig?" sagte der erfreute Maler zu Bonifacius, der mit der süßsäuerlichen Ananasgesichts-Quintessenz Alle nach der Reihe anschaute, ohne etwas zu sagen, worauf der Maler wieder fragte: „Verstehen Sie Spaß?" Dann sagte er laut und keck: „O ja! den versteh' ich!"

Der Maler rief: „Wilhelm, mein Pferd!" — Und sogleich stolzirte ein stattlicher Schimmel daher. Bonifacius ließ nun auch den Goldfuchs kommen, und Sidonia konnte ihre Freude über das moderne Turnier, das eigentlich doch ihr zu Ehren angestellt werden sollte, nicht verbergen.

7.

Jetzt kleidete sich das ganze Quartett in die grüne Freudenfarbe der Hoffnung; Bonifacius — der sich für einen Naturdichter hielt, weil er weder etwas gelernt hatte noch lernen wollte, — hoffte nichts Geringeres als einen vierfachen Sieg, der Maler das Nämliche, und einen Spaß dazu; die Tante hoffte für die Nichte — und diese für sich selbst den Sieger zur Liebhaberraupe, aus welcher sich der Eheschmetterling entwickeln sollte. Ich habe indeß gute Gründe zu glauben, daß sie den Sieg mehr dem Maler als dem Naturdichter wünschte. Die freudigen Augen der Tante sahen in dem Mädchen nicht nur die Vertheilerin des Siegespreises, sondern, mit noch mehr Vergnügen, zugleich den Siegespreis selbst.

Wie's kam, das weiß ich selbst nicht, aber genug, — es geschah wirklich, daß der poetische Wettkampf zuerst vorgenommen wurde.

8.

Sidonia mußte den Stoff zum Wettgesange bestimmen, und verlangte, ohne viel nachzudenken, das Lob der blauen und grünen Farbe.

Wenn's wahr ist, was man sagt, daß blau und grün zusammen die Narrenfarbe sei, so könnte man die Aufgabe so auslegen, als wollte sie beide Kämpfer zu Narren haben. Ich lasse mich aber geflissentlich in gar keine Vermuthung ein, sondern erkläre kurz weg, daß der Naturdichter die grüne,

der Maler die blaue Farbe zur poetischen Panegyris zugetheilt bekam, wozu die Frau Tante noch die Klausel beisetzte, daß die ganze poetische Verhandlung in Prosa geschehen müsse. Der Zusatz scheint beiden Kämpfern erwünscht gewesen zu sein, besonders dem Ananasgesicht des komischen Natur- und Wasserdichters, der sogleich anfing:

„Grün ist das allgemeine Kleid der Natur!"

„Ich protestire dagegen," sagte der Maler. „Der Himmel gehört auch zur Natur, und ist bekanntlich nicht grün, sondern gerade so — wie ich ihn zu meiner Leib- und Preisfarbe brauche — blau.

Bonifacius. Verzeihen Sie! Ich wollte sagen: das allgemeine Kleid der Erde.

Maler. Kann gleichfalls nur mit Beschränkung gelten, nämlich, wenn wir die Erde auf das feste Land reduziren, und selbst dann noch mit Ausnahme der Städte und Fahrstraßen, des wüsten und sandigen Arabiens, eines großen Theiles der Mark Brandenburg, der Gletscher, der ewigen Eisgefilde an den beiden Polen u. s. w. Mein reiner Aetherhimmel aber ist durchaus blau, folglich der Vorzug jetzt noch mein.

Bonifacius. Wenn's aber regnet, was geschieht dann mit Ihrem Aetherhimmel?

Maler. Er bleibt blau, und nur die Wolken haben andere Farben.

Bonifacius verbiß seinen Aerger und fuhr fort: „Grün ist die Farbe der Hoffnung!"

Maler. Ich kannte mehrere Frauen, die guter Hoff-

nung, und doch nichts weniger als grün waren. (Er sagte das nur, um den Naturdichter so zu ärgern, daß er vor Aerger grün und blau werden möchte.)

Bonifacius. Erlauben Sie mir: das ist läppisches Zeug! Können Sie mir kein Bild entgegen setzen?

Maler. Blau ist das Vergißmeinnicht, blau die Farbe der Treue, blau das Wasser der klarsten Ströme, wie diese selbst wieder ein Bild der flüchtig hineilenden Zeit sind, und die Zeit uns ein Bild der Ewigkeit gibt, und Gott im Bilde der Ewigkeit erscheint. Haben Sie hier Bilder genug?

Bonifacius. Genug wohl; was aber die Richtigkeit betrifft, die wollen wir indeß — hingehen lassen!

Maler. Ich ergebe mich nie auf Gnade. Haben Sie gegen meine Bilder was einzuwenden, so treten Sie rüstig auf, und zwar sogleich! Frisch heraus! Ich bin bereit.

Bonifacius fürchtete abermals zu kurz zu kommen, und gab dem Maler geschwind recht. Dann fuhr er fort: „Grün sind die Kränze."

Maler. Versteht sich, die von Gräsern und Baumzweigen, denn die Blumenkränze sind bekanntlich buntfarbig.

Bonifacius. Meinetwegen schwarz!

Maler. Auch das! Es gibt ja in Persien schwarze Rosen. Lassen Sie sich aber nicht irre machen!

Bonifacius. Grün ist das Meer.

Maler. Mit Ausnahme des rothen, weißen und schwarzen Meeres ꝛc.

Bonifacius. Grün also sind die Flüsse.

Maler. Einige, andere auch blau; dagegen gibts viele

schöne Blumen von blauer Farbe: Lilien, Hyacinthen, Astern, Ranunkeln, Maiglocken, Violen 2c., aber keine einzige von Ihrer unglückseligen grünen Farbe.

Bonifacius. Dafür sind alle Blumenknospen zuerst grün.

Maler. Ohne es zu bleiben.

Bonifacius (im vollen Zorn). Grün ist die ganze Natur!

Maler. Das war schon da. Nicht die ganze Natur ist grün, wohl aber die Galle der Naturdichter.

Bonifacius. Grün sind die Wassernixen.

Maler. Blau ist die ganze Schaar der Undinen, Najaden, Nereiden, Tritonen u. s. w.

Bonifacius. Grün ist der Smaragd und der Aquamarin, grünlich der Chrysolit und der Chrysopas.

Maler. Grünlich? Was geht Sie das Grünliche an? Sie haben es nur mit dem Grünen zu thun. Da hätten Sie eigentlich jetzt schon verloren, um desto mehr aber noch, wenn ich Ihnen den blauen Saphir und den Amethist anführe, den milchblauen Opal, den Lasurstein, den blauen Rand der Flammen und das blaue Feuer der freundlichsten Sterne. Nenne ich zu dem Schönen noch das Schönste zum blauen Himmel, das Himmelblau im Auge unserer reizenden Kampfrichterinnen, — so sind Sie, Herr Bonifacius, total geschlagen!

„Ja ich bin's," sagte der Unglückliche, nun ganz muthlos und blaß, mit matter Stimme. „Ja, ich bin wirklich besiegt. Aber wie konnt' ich so albern, so bornirt sein, nicht daran zu denken, daß das Fräulein Sidonia — —"

„Lieber Freund!“ sagte der lachende Maler, „was hätte es Ihnen auch genützt, daran zu denken? — Wissen Sie denn nicht mehr, daß Sie die grüne Farbe preisen mußten?“ — Bonifacius schüttelte den Kopf mit den Worten: „Nun bin ich schon ganz confus!“

„So schreiten wir denn,“ sprach der Maler, „wenn es den Damen gefällig ist, zur zweiten Art des Wettkampfes!“

Sidonia entließ aus dem epigrammatisch gepriesenen himmelblauen Auge einen freundlichen Blick mit der Versicherung, daß ihr die Fortsetzung des Kampfes viel Vergnügen gewähren werde, und sie sogar bereit sei, die angefangene oder irgend eine andere passende Rolle dabei durchzuführen. Die Frau Tante glaubte, ihrer alten Tage ungeachtet, nicht minder liebenswürdig sein zu dürfen als die Jugend, und gab eine gleiche Versicherung.

Bonifacius wünschte den ganzen Kampf im Stillen zum Henker und sich selbst in die Stadt zurück, der Maler aber zeigte sich über die Aeußerung der Damen höchst erfreut, und rief mit der, seinem Kampfgenossen sehr verhaßt gewordenen Jovialität: „Nun, meine Damen, so nehme ich Sie beim Wort, und fordere Sie auf, bei dem nächsten Wettkampf zu Pferde echte Rittersfrauen vorzustellen. Das Reiten wollen wir ohnedies, hinsichtlich der Schnelligkeit, ganz christlich ablaufen lassen, so daß keine Gefahr dabei zu besorgen ist. Sie aber, meine Damen, setzen sich, von unseren Bitten gerührt, mit uns zu Pferde, und werden — entführt, wodurch denn der Wettritt, da

die Entführung eine eigentliche Handlung ist, wirklich dramatisch wird.

Man sollte nun glauben, die Alte sei über diesen Antrag erschrocken, und die Junge sehr erfreut gewesen; es war aber umgekehrt. Sidonia sträubte sich; die Frau Tante aber, die nun einmal schon exaltirt war, gab sogleich ihre Einwilligung, indem sie mit einem Strom von Worten erzählte, sie sei ein Soldatenkind und eine Soldatenfrau, und ihr seliger Herr habe sie als Rittmeister im letzten Türkenkriege gar oft hinter sich auf's Pferd genommen.

So verlor Sidonia ihre letzte Schutzwehre, indem die Frau Tante in eine Art von trunkener Fröhlichkeit gerieth, von jenem Antrage ganz elektrisirt und reitlustig wurde. Der Maler hatte an der alten Frau seine Freude; dem Bonifacius war aber anzusehen, daß er auf dem Pferde lieber Parade machte, als damit in die Wette ritt. Das war nun nicht mehr zu ändern. Der Maler machte sogleich Loose; es wurde gezogen, und dadurch erhielt er selbst die Frau Tante, Bonifacius die unlustig aussehende Sidonia zur Gefährtin. Ein alter Thurm, der aus einem weit entfernten Gebüsche aufragte, wurde zum Ziele bestimmt, und schon trabten die Ritter über die unabsehbare Wiese dahin.

9.

Die beiden Ritter flogen, wie gesagt, über die Wiese dahin. Der Maler, ungefähr zweihundert Schritte voraus, lenkte mit der lachenden Frau Tante rechts; Bonifacius, um eben so viele Schritte zurückbleibend, hielt sich mit der ver-

zagten Sidonia links. Jetzt ging aber sein Unglücksstern auf, denn der Goldfuchs, der nicht schlechter sein wollte, als der ihm voreilende Schimmel, ließ sich nicht länger zurück halten, kam in Enthusiasmus, flog keuchend, und hatte schon beinahe fünfzig der verlornen Schritte wieder gewonnen, als ein feindliches Heer sich ihm entgegen setzte, mit rasendem, höllisch kreischendem Geschrei. Hätten Indianer, die bekanntlich dem Teufel eine weiße Farbe beilegen, diese Greuelscene gesehen, sie hätten die weißen Gestalten ohne Zweifel für böse Geister gehalten, obschon sie — kein Heer, sondern nur eine Herde bildeten von — Gänsen und Schafen, die dem Förster gehörten.

Die unvernünftige Kleebau-Gesellschaft und Kapitol-Garde zog sich zuerst vor dem ankommenden Goldfuchs langsam seitwärts; als es ihnen aber nicht mehr möglich schien, dem unvernünftigen Bruder auszuweichen, fuhren sie, wie böse Geister, auf, durch- und untereinander, hüpften, sprangen, schnatterten und blöckten aus allen Leibeskräften. Vorzüglich aufgebracht wurde der Goldfuchs über die Kiel- und Woll-Lieferantinnen, die, als er in die Mitte ihrer Schaar hineinstürmte, aufflogen, und mit ausgebreiteten Flügeln ihm vor die befächelte Nase vorbei rauschten.

Herr Bonifacius hielt sich zwar an der flatternden Mähne des scheuen Thieres fest, vergaß aber in der Angst ganz darauf, daß er eine Dame bei sich hatte. Sidonia bot zwar alle Kräfte auf, um Schafe und Gänse zu überschreien; ihre Stimme blieb aber zu schwach, weil die Furcht des betäubten Ananas-Ritters zu groß war. Das halbohnmäch-

tige Fräulein sank daher in wenig Augenblicken vom Pferde, und fiel glücklicher Weise auf ein sehr dichtes Haselgesträuch, auf dessen biegsamen Zweigen sie zwar ganz unbeschädigt, aber doch einige Minuten ohne Bewußtsein lag.

Ihr erstes Erwachen war im hohen Grade arkadisch-romantisch, indem die flüchtigen Schafe und Gänse sich gleichfalls nach jenem Gebüsche zurückgezogen hatten, und nun, in einem Halbzirkel gruppirt, um die auf zartem Zweiggewebe ruhende Schöne umher standen, Köpfe und Augen zu ihr empor gerichtet, als wollten sie den gemeinschaftlichen Unfall beklagen, oder sich als Unglücksgefährten vor ihr präsentiren. Das bange Fräulein sprach zu den Leidtragenden freundlichen Abschied, wie Schiller's „Jungfrau von Orleans." Der bescheidene Chor unterbrach sie nur mit einzelnen leisen Blöck- und Schnatter-Tönen. Endlich schied die Verzagte, zweifelhaft, welchen Weg sie einzuschlagen habe; da setzten sich drei Gänse vor ihr in Bewegung. Sidonia nahm dies für ein Merkzeichen, dachte an die Zauberflöte und folgte den wackelnden Genien. Von diesen wurde sie nach einer halben Stunde, schon ziemlich ermattet, zu einem Kirchhofe geleitet, der sich überraschend plötzlich darstellte. In einem ausgedehnten Halbkreise standen hier die herrlichsten Grabmähler von weißem Marmor, in antikem Geschmacke, mit Urnen und allegorischen Figuren geschmückt.

Sidonia fühlte sich, mitten in den stillen Wohnungen der Todten, von tiefer Ehrfurcht und heiligem Schauder ergriffen. Ihre sanfte schwärmerische Wehmuth wurde aber durch einen zweifachen Aerger gestört: erstens, daß die Gänse

ihr überall nachgingen; zweitens, daß die Inschriften fremde (griechische) Buchstaben hatten.

Endlich schwang sich der beflügelte Geist über Gänse und Buchstaben hinaus, und sie begann mit hohem Pathos folgenden Monolog:

„Wer ihr auch seid, ihr unbekannten Bewohner dieser Gräber, ich grüße euch! Willkommen, Staub der Edlen, die hier in tiefem Frieden beisammen ruhen! Willkommen, ihr kalten Reste von — — —"

„Erlauben Euer Gnaden!" sagte eine Stimme hinter dem, mit einem Schrei zusammenfahrenden Fräulein, „erlauben Euer Gnaden! Diese Gräber haben derzeit noch keine Bewohner; auch befinden sich weder Gebeine, noch Staub und sonstige kalte Reste in denselben, sondern sind selbige leer und nagelneu."

Sidonia sah erstaunt vor sich hin und wußte nicht, ob sie über ihren sentimentalen Monolog sich nun schämen, oder ob sie lachen sollte. Der Mann fuhr fort, mit einer Mischung von Demuth und Gravität: „Ich bin der Steinmetz und habe sie in meiner Werkstatt gemacht, die ich hier in der Nähe des Steinbruches aufgeschlagen habe. Die ganze Gräber-Partie wird morgen nach dem gräflichen Gute transportirt und im Park aufgestellt, in und bei dem Cypressenwäldchen. Der Herr Graf ist ein sehr gelehrter Herr, kam unlängst von Reisen zurück, und gab Alles selbst an, wie er's haben wollte."

Sidonia erkundigte sich, für welche Verstorbene die Monumente bestimmt seien. „Ohne Zweifel für die hoch-

gräflichen Ahnen," sagte der Bildner. Sidonia bat ihn, die Namen zu lesen; er las sie, obschon er die goldenen Buchstaben selbst zusammengesetzt hatte, nur mit vieler Mühe. Sie lauteten: **Homeros**, **Platon**, **Sophokles**, **Aeschylos**, **Pindaros**, **Sokrates**, **Xenophon** u. s. w.

„Die Namen sind mir ganz unbekannt und klingen fremd," sagte Sidonia. „Ich erinnere mich nicht, sie je nennen gehört zu haben." — „Auch ich nicht!" erwiederte achselzuckend der Künstler. „Sind vermuthlich Ausländer, und, wenn ich nicht irre, ursprünglich eine spanische Familie."

Sidonia, mit der Auskunft des Grabmahl-Architekten vollkommen befriedigt, legte sogleich alle Scheue vor den nicht anwesenden Todten ab, und forschte nach der Frau Tante, dem Maler, dem Bonifacius, dem Schimmel und dem Goldfuchs. Hierüber wußte der Mann besseren Bescheid zu geben, als über die Gräber der spanischen Familie, und versicherte, einen Theil der vierzehnfüßigen Gesellschaft auf dem Wege nach dem alten Astronomen-Thurm gesehen zu haben; zuletzt sei der Herr auf dem Goldfuchs gekommen, der ganz schachmatt und eben nicht der beste Reiter zu sein schien. Sidonia verlangte nun sogleich sicheres Geleit, und langte mit dem Anfang des nächsten Kapitels Nr.

10

beim steingrauen Thurm an.

Auf dem Platz vor dem Thurme war nichts zu sehen. Sie stieg daher eine lange schmale Wendeltreppe hinauf, die gar kein Ende zu nehmen schien. Im Hinaufsteigen, da sie

eben rasten mußte, sagte der Steinmetz zu ihr: „Der alte Herr da oben wurde ehemals von den Menschen hier unten so viel betrogen, daß er zuerst zu den Bäumen des Waldes, und, als man ihn auch da noch nicht in Ruhe ließ, gar zu den Sternen flüchtete, und zwar noch immer herzensgut gegen die Leidenden, der Welt aber sehr gram ist, und sich seit zehn Jahren blos auf den Umgang mit dem Himmel einschränkt."

Der alte Herr, ein kleines, sehr schmächtiges Männchen, schwarz gekleidet, und am Kopfe so kahl, daß die glänzende Haut die Strahlen der Abendsonne beinahe wie ein Spiegel zurückwarf, saß ganz oben auf der Thurmspitze, mitten unter Fernröhren. Er empfing die Eintretenden freundlich und gleichgültig, ohne darnach zu fragen, wie und weshalb sie zu ihm kamen. Sidonia erkundigte sich nach den Vermißten; er versicherte, von den Menschen und ihren Angelegenheiten keine Notiz zu nehmen, und fuhr fort, einen ungeheuer großen Tubus sehr eifrig aufzustellen. Vergebens suchte Sidonia ihn durch die Erzählung einer Tages-Geschichte in's Interesse zu ziehen; er schien sie kaum zu hören, und sagte endlich ganz gleichgültig: Närrisches Zeug!

Indeß entstand vor dem Thurm und auf der Treppe ein Gepolter. Der Maler stürzte zur Thür herein, bewillkommte freudig, und bat Sidonien, zum Fenster hinaus zu schauen. Sie that's, und erblickte unter demselben den Goldfuchs und den Schimmel, beide gleich stark mit Schweiß bedeckt, nebenbei die Frau Tante und den Ananas-Ritter,

Beide gleich lendenlahm und matt. Man empfahl sich bei dem Alten, der die Mütze abzog, und, indem alle zur Thür hinausgingen, am Tubus fortarbeitend, brummte: „Auf der Erde geht's confus zu; ich lobe mir den Himmel, da ist die Ordnung zu Hause!“ —

Jetzt ward's unten vor dem Thurm lebendig; Begrüßungen, Erzählungen, Erklärungen und Entschuldigungen ohne Ende! Bonifacius stand da wie der Ritter von der traurigen Gestalt, wortarm und demüthig.

11.

Vom verschwindenden Regenbogen der Liebe waren nur einzelne Fragmente mehr wahrzunehmen. Aber selbst diese erloschen bei Sidonien, als sie den besiegten und verunglückten Naturdichter jetzt in so jämmerlicher Geberdung erblickte, der ihr vorher als ein Ideal galanter Männlichkeit erschienen war. Eben so erstarb auch bei ihm das Farbenspiel, da er Sidoniens ironisches Lächeln über ihn, und die Spuren sehr freundlicher Achtung gegen den Maler bemerkte. In diesem Zustande kam die ganze Gesellschaft zum Jägerhause zurück. Herr Bonifacius beurlaubte sich bald, weil er — — in der Stadt noch zu einer Abendpartie geladen war. Als er fort war, sagte der Maler: „Dieser Mensch hat viele Aehnlichkeit mit dem Regenbogen-Papagei, und dem Regenbogen-Fisch. — Für's Erste hat Herr Bonifacius mit dem genannten Fisch und Vogel das eitle Wesen gemein, daß er alle Farben spielt, mit dem Regenbogen-Papagei sonst weiter nichts, als daß Beide an der Kehle ein schwarzes

Halsband haben und gerne reden *). Mit dem besagten, kaum eine Spanne langen Fischlein trifft er darin zusammen, daß Beide, wenn ein Anderer bescheiden untertaucht, sich nach Art der Blutegel an diesen Untertauchenden keck ansaugen. Dagegen findet sich aber auch ein großer Unterschied zwischen ihnen, indem der Regenbogen-Fisch, auch Meerjunker genannt, sehr listig ist, und sich sehr schwer fangen läßt, was bei unserm Stadtjunker, wie wir gesehen haben, eben nicht sehr viel Mühe gekostet hat." —

Die Damen fanden Alles, was der redselige, nun einmal beliebt gewordene Maler, sagte, sehr schön, und die Frau Tante stellte, da er schwieg, ihre Chocolade-Tasse unbenippt wieder auf den Tisch, um nur Sidonien mit der Bemerkung zuvorzukommen: Sie wisse nicht, ob sie mehr die tiefen Einsichten oder den Witz des Herrn N. N. bewundern müsse. Sidonien blieb nichts übrig, als ein bejahendes Lächeln, worauf der Herr N. N. mit Bescheidenheit erwiederte, als Maler sei er ja verpflichtet zu wissen, wie

---

*) Zum Besten der neugierigen Leserinnen setze ich die Uniform des befiederten und des schuppigen Bonifacius her. Die des Erstern besteht, nebst dem erwähnten schwarzen Halsbande, in einem schwarzen Schnabel, grünen Scheitel, gleichfarbigen Flügeldecken, blauen Ober- und saffrangelben Unterleib mit dunkelbraunen Beinen.

Das Porträt des Zweiten zeigt uns einen Kopf von schwarzer und gelber Farbe, einen grünen Rücken mit hochrothen, schwarzgefleckten Flossen, und himmelblauen Seiten mit einem pomeranzenfarb'nen Band in ihrer Mitte.

Fisch und Vogel aussehe, da er im Gegentheil nie wissen könne, ob er nicht einmal eine oder die andere Bestie als Haupt- oder Nebenperson anzubringen genöthigt sein werde.

Jetzt wurde die Gegend schon dunkel, und die Frau Tante schläfrig, doch gab sie dem Maler vor dem Einschlafen noch die Erlaubniß, mit ihnen im Wagen nach der Stadt zurückzufahren.

Ob Sidonia und der Maler ein Paar wurden, kann ich nicht sagen, nur so viel weiß ich, daß dieser ihr nach einigen Tagen das vollendete Porträt brachte, und als die Frau Tante ihn auch um das seinige ersuchte, Sidonia keine Protestation dagegen einlegte.

Selmar's diplomatische Sendung in das Reich der Liebe.

Der stille, reiche Herbst hielt eben seinen friedlichen segenvollen Einzug. Als ich erwachte, stand der lieblichste graue Morgen vor meinen Fenstern. Sein Erwecken war so einladend, daß ich mich sogleich entschloß, eine schon längere Zeit verschobene Landreise wohlgemuth anzutreten. Der liebe Himmel, der sich mit dem Reinfreudigen immer selbst freut, und es gar gerne hat, wenn er auch in der Brust des Menschen sein Ebenbild erblickt, der liebe Himmel, er gab mir zu angenehmen Reisegefährten lustigsingende Vögel und kühlige Lüftchen, die mich wie eine fröh-

liche Schaar von immerscherzenden Kinder-Genien fort und fort begleiteten.

Ich konnte mich aber von der Stadt nicht trennen, ohne von einem sehr ehrwürdigen Manne — mit einer sehr liebenswürdigen Tochter, herzlichen Abschied zu nehmen. Zu diesem Besuche glaubte ich mich vorzüglich durch die uralte Betrachtung zu überreden, daß jeder Augenblick des Menschen Herr sei, und Kraft dieser Herrschaft und Herrlichkeit aus der kürzesten Reise gar leicht seine längste machen könne.

So begab ich mich denn eiligst in das Gärtchen des ehrwürdigen Mannes mit der liebenswürdigen Tochter. Es erschien zwischen den, die Stadt umgebenden Festungsmauern, die gewaltig vordrohten, so ruhig und heiter, wie die Seelenstärke des Edlen sich mitten unter Schrecknissen des Schicksals zeigt, oder — um eine Oktave tiefer zu intoniren — wie das lieblichste Mädchengesicht, das sich in zürnende Falten legt.

Als ich die entzückende Blumenfülle dieses kleinen Floratempels übersah, da dachte ich: Wahrlich! alle diese duftigfarbigen Huldbilder erscheinen wie zartverkörperte Empfindungen dieser Familie. Ja, wo eine edle Weiblichkeit so mit Lust und Liebe im Hause waltet und schafft, da welkt gewiß keine Blume, weder im Garten noch im Stillleben des häuslichen Kreises! Und fröhliche, selige Kinder, was sind sie denn sonst als wahre Blümchen Wunderhold im ehelichen Wonneflor? Kinderzucht ist Blumenpflege, und es gehört ein kindlichstilles Gemüth dazu, und eine engelreine Seele und ein Herz mit der sanften Wärme eines

Bayerische Staats-Bibliothek München

Vogelnestes, um Kinder und Blumen so zu lieben, daß man für die Ersteren und zwischen den Letzteren ruhig sterben kann.

Diese Betrachtung leitete mir die Phantasie auf mein noch unvollendetes Gedicht: „Die Blumenpflege," und ich setzte mich unter einen Ahorn, nah' an der geschlossenen Thür des Gartenhäuschens, und schrieb die folgende Zueignung an ein glückliches Ehepaar:

„Wäre ich ein Genius, und es stände in meinen Kräften, so würde ich das Füllhorn der schönsten Lebensblumen über euch ausgießen und sorgfältig wachen, daß auch nicht ein augenblicklicher Nordhauch sich euch nähere. Ein elisischer Freudengarten müßte euch umblühen. Da ich aber dies, leider! nicht kann, so bitte ich, ihr wollet diese Weihe, — eine Blume meines Herzens, — freundlich annehmen, und, sollte der Tod, der wie ein Gärtner die Menschen auf einen gedeihlicheren Boden übersetzt, mich früher als euch in eine bessere Welt verpflanzen, eine so schöne Doppelblume auf meinen Hügel setzen, als ihr selbst zwei an einem Stängel sprossende Eternellen der Liebe und der Freundschaft bleiben mögt!" —

Eben verwandte ich die letzte Kraft meiner Bleifeder zum Schlußpunkt, der ihr den Hals brach, als die Thür des Gartenhauses aufging, und Emilie — so mag sie indeß heißen — heraustrat.

Nachdem sie meinen Morgengruß und die Ursache meines so frühen Erscheinens freundlich angehört hatte, wurde sie plötzlich ernsthaft, und sagte mit sehr wichtiger

Miene: „Gut, daß Sie gekommen sind! Ich bedarf Ihrer zu einer Sendung, wobei Sie Ihrem Herzen und Ihrem Geiste gleich viel Ehre machen können."

Die feierliche Ankündigung setzte mich in Verlegenheit. Ich erwiederte, daß praktische Verhandlungen eben nicht meine starke Seite wären, und daß ich auf dem stillen Raume des passiven Papiers mehr zu Hause sei, als im lärmenden Getümmel der aktiven Welt. Das nützte aber wenig, denn Emilie sagte darauf den einzigen, den Damen ganz eigenen Gegenbeweis: „Sie müssen!" — „Und nun," fuhr Sie fort, „hören Sie, worin die Sache besteht! Sie werden Ihre Pilgerreise nach dem Dörfchen *** gewiß um so freudiger antreten, wenn ich Ihnen sage, daß Sie dort Gelegenheit finden, die Ruhe und das Glück zweier, und die Freude noch mehrerer Menschen zu befördern."

Ich fühlte mich für die gute Sache schnell erwärmt, und zwar um so mehr, weil ich an Emilien eine Freudigkeit bemerkte, die sie vergebens zu verbergen suchte.

„Der Gegenstand Ihres Geschäfts" — nahm Emilie wieder das Wort, — „ist nichts mehr und nichts weniger als ein leibhafter weiblicher Engel, dessen Tröster zu werden Sie das Glück haben sollen. Dieser Engel lebt in Ihrem Lieblings-Dörfchen einsam und fern von allen Lebensfreuden." —

„Ein ehrenvolles Geschäft", — fiel ich ein — „aber auch ein gefährliches, obschon — wer das Glück hat, Emilien zu kennen — — —"

Ich gerieth in's Stocken, und der sonst nicht wortarme

Mund versagte mir die Fortsetzung der Rede. Emilie half mir aus der Noth, indem sie ganz unbefangen sagte:

„Besorgen Sie nichts von Elisen! Für die steh' ich, und auch für Sie, mein Herr Tröster, getraue ich mich diesesmal Bürgschaft zu leisten; ja, ich weiß sogar, Sie könnten gar nicht — —"

Hier kam die Reihe einer kleinen Verlegenheit an Emilien. Ich war aber zu sehr befangen, um die gute Gelegenheit zu benützen, und sann mehr darüber nach, wie das, was sie sagte, so sonderbar klang, — fast schmeichelhaft und zugleich auch wieder nichts weniger als schmeichelhaft. Emilie wußte sich selbst aber wieder eben so schnell aus der Verlegenheit zu helfen, als sie kurz vorher mir geholfen hatte, und begann:

„Der Geliebte der Geliebten ist dermal in fernen Landen. Menschen und Zufälle, Zeit und Entfernung, haben zwischen den Liebenden kleine Mißverständnisse veranlaßt. Elise lebt schon seit einigen Tagen in peinlicher Unruhe und bedarf des Trostes, der, von Ihren Lippen strömend, die volle Wirkung gewiß nicht verfehlen wird. Zum Schluße sage ich Ihnen nur noch dieses: Eine schönere Gelegenheit, Herz und Geist brilliren zu lassen, finden Sie so leicht nicht wieder. Und wenn Sie dazu auch mein Wort — —"

Ich konnte nicht länger widerstehen; Gemüth und Eitelkeit, die zwei gewaltigen Mächte, waren ja in Bewegung gesetzt. „Sie sollen mit mir zufrieden sein," sagte ich hastig. „Das hoffe ich;" erwiederte Emilie lächelnd. Mit einem feurigen Handkusse begnadigt, trat ich meinen Kreuzzug an.

Ich kam in den Tempel der Natur hinaus. Zu meiner Rechten erhoben sich sanfte Auen, im milden Gewande eines unmeßlich abstufenden Reichthums aller Arten von Grün, friedlich lächelnd und anmuthig gruppirt im abgesenkten weichen Grasboden, der mit seiner frischen Walddecoration alle die sanftschimmernden Spiegelzimmer der schlängelnden Donau in tausendfach wechselnden Gestalten umgab, indeß umbüschte Hütten, den schmeichelnden Wogen sich leichtsinnig vertrauend, aus der üppigen Fülle freundlich hervorlauschten. Nun hob sich der schwelgende Blick von allmälig anschwellenden Hügelreihen zur Heroenterrasse eines hoch aufragenden Berges, und gleitete von dieser Himmelshöhe wieder sanft herab, über einen Halbmond freundlicher, mit mannigfaltigen Wiesen, Feldern, Weingärten, Obsthainen und Lustgärten geschmückter Abhänge, die Freskogemälde des heitersten Lebensgenusses, bis die Reiz-Fülle, an deren Hervorbringung und Gestaltung die Natur sich jetzt erschöpft zu haben schien, verblühend in trauriger Einöde sich verlor, gleichsam mit der bedeutungsvollen Mahnung schließend: Leben und Tod seien, wie bei den Römern der Gefangene und sein Wächter, an den zwei Enden derselben Kette an einander befestiget.

So kam ich denn bis zu dem, mit weichem Grün bepolsterten und mit duftenden Gesträuchen anmuthig geschmückten Hohlweg, der sich nach dem stillen Dörfchen hinschlängelte. Hier machte ich Halt, und lagerte mich an dem sanftesten Abhange, wo ich mich selbst und meine Sendung nochmal mustern wollte; aber alle die schönen Landschafts-

bilder, die sich in mein Innerstes ganz eingesaugt hatten, bemächtigten sich meiner hier neuerdings mit Gewalt, wie das Abwesende überhaupt es so in der Art hat.

Wär' ich doch lieber ein Maler! seufzte ich. Zu meinem Troste fiel mir aber auch sogleich ein, der Dichter sei immer noch besser daran als der Maler. Die Kraft der Worte, die ich gerade heute noch sehr benöthigen werde, hat er überall bei sich; er winkt, die Phantasie leuchtet auf, und schafft die schönsten Momente des Lebens. Bei diesen Entzückungen der Phantasie befanden sich wohl schon manche Künstler, denen die Natur diese Gabe zum reichlichen Ersatz für allerlei versagtes Erdenglück verlieh, so wohl, daß sie sich über viele schlechte Lebensstellen und Lebensgefährten glücklich hinüber phantasirten. Der Dichter vereint den Maler und den Meister der Töne in sich. Der Maler zaubert wohl mit feinen Farben, aber sie werden doch von den Farben der wirklichen Natur so weit übertroffen, als diese wieder hinter denen zurückbleiben, die wir in der Phantasie und in den Träumen erblicken. Der Maler faßt die Vergangenheit oder die Gegenwart, der Dichter fliegt über Beide hinaus, und malt die Zukunft der Menschheit in Idealen des Guten und Schönen. Und malt der Maler den Himmel in seiner Herrlichkeit, so schafft der Dichter sich seinen eigenen. Und bildet der Töne Meister auch göttliche Harmonien, noch schönere Harmonien walten im Gemüthe des Dichters. Wen ergriff nicht mit Allgewalt die Sphärenmusik geistiger Lebensmelodien, die seinem Liede entklingt, — eine Memnonssäule im ersten Sonnenstrahl!

Die Einkehr des Tages in der westlichen Herberge unterbrach meine stolzen Betrachtungen durch die Erinnerung an das Ziel meiner erotisch-diplomatischen Sendung. Liebekranke dachte ich, reden wenig; auch können sie schon der schweren Herzbeklemmung wegen nicht viel sagen, wenn sie wirklich noch so gern reden wollten. Ihre Worte sind gewöhnlich Blumenzwiebel in unendlich viele, sehr feine Seufzerhäute eingehüllt.

Da ich, dieser Bemerkung zufolge, nicht besorgen durfte, von der Herzenskranken im Strom meiner Rede unterbrochen zu werden, stellte ich mehrere schöne Tiraden zusammen, von denen einige geradezu auf's Herz, andere auf die Phantasie, noch andere auf den Verstand berechnet waren. Mit diesem Geschütz von dreifachem Kaliber hoffte ich schon etwas auszurichten, obschon man die letzte der genannten drei Gaben den Liebenden nur in vermindertem Maßstabe, und auch da nur in lichten Intervallen zugestehen will.

Für den Fall, als ich in der Kranken wider Vermuthen etwa ein höchst alltägliches Geschöpf finden sollte, hatte ich auch eine Menge gangbarer schöner Redensarten in Bereitschaft, die ich wie einen Phalanx gegen ihren gemeinen Schmerz wollte ausrücken lassen. Da mich aber dennoch beim Nachdenken über das Sonderbare meiner mystischen Sendung, je näher ich dem Ziele kam, der Muth immer mehr und mehr verließ, so fing ich an, zuerst mir selbst mit Salbung zuzusprechen, was ich als eine gute Vorbereitung zum folgenden Zuspruche betrachtete; denn wer sich selbst

nicht trösten und ermuthigen kann, ist auch für Andere ein leidiger Tröster.

Schüchtern klopfte ich jetzt an die Hausthür. Ehe mir aufgethan wurde, vernahm ich in der Nähe ein leises Lachgeflüster, welches mir in meiner salbungsreichen Stimmung sehr widrig klang. Darüber aufgebracht, klopfte ich stärker. Da öffnete sich die Thür, — und ein tausendjähriges, über alle Beschreibung häßliches, gespensterartiges Gesicht eines, der schrägen Haltung wegen unsichtbaren Körpers stand dem meinigen plötzlich und zwar so fatal nahe gegenüber, daß ich heftig erschrack, und der zierliche Eingang meiner Rede so tief in den Strom der Vergessenheit untertauchte, daß ich ihn, alles Suchens ungeachtet, nicht mehr finden konnte.

Ich zog daher, ganz mißmuthig, der Alten ein saures Gesicht, welches von ihr vollgewichtig erwiedert wurde. Übrigens schien sie in den Boden gewurzelt, und blieb in der Stellung, die nur den Todtenkopf sehen ließ, unbeweglich vor mir. Endlich erinnerte mich die, in einem Bogen mächtig weit vorspringende Nase an meine Tabaksdose, die ich ihr dienstfertig vorhielt. Augenblicklich war das Gesicht der Alten nicht mehr zu kennen, sondern eben so holdselig und leuchtend, als kurz vorher düster und scheusalhaft. Eine emporgehobene Knochenhand erschien mit fünf ellenlangen Fingern, schoß von oben herab, wie der Falk auf die Taube, und fuhr mit ihrer Beute triumphirend zur sehnsuchtsvollen Nase. Nun erst wagte ich nach Elisen zu fragen. Freundlich grinsend sagte das Gespenst in seiner Tabakverklärung: „Kommt doch nur herein, gnädiger Herr!“ —

Ich trat schweigend in's Zimmer. Die Alte setzte sich, ohne von mir weitere Notiz zu nehmen, sogleich an den Ofen, dem sie ihr Gesicht vertraute. Auf meine wiederholte Äußerung, daß ich Elisen zu sprechen wünschte, erwiederte sie kurz und brummig: „Der gnädige Herr kann reden so viel er will; meine Frau redet aber nichts, denn sie hat heute ihren stillen Tag."

„Ein seltener Fall bei Frauen und Mädchen," sagte ich „aber gerade desto besser!" — Die Alte schlotterte nun ganz verdrießlich in's Nebenzimmer, kam wider mein Vermuthen schnell zurück, ließ die Thür offen, und mich durchpassiren, mit den lakonischen Worten: „Dort liegt sie!" Nach dieser, im alten Styl der Grabschriften abgegebenen Äußerung trat ich in's Gemach. Es war von einer schwebenden Alabasterlampe zu einer magischen Dämmerung erhellt. Auf einem griechischen Ruhebette lag die quästionirte Schöne, der ich als Engel mit dem Palmzweig erscheinen sollte.

In blendend weißem Gewand strahlte sie mich an, wie Eine, die, wenn nicht schon wirklich verklärt, doch wenigstens auf dem nächsten Wege zur Verklärung ist. Zum Überflusse lag über dem obern Theil des Körpers ein ziemlich dichter Schleier, vermuthlich deshalb, weil die Schmerzen der Liebe allein sie schon so übermäßig quälten, daß sie wenigstens gegen die Qual der Fliegenstiche sich möglichst schützen zu müssen glaubte.

Matt und schwach erhob sie nun ihr Haupt, deutete mir, mich zu setzen, und sank sprachlos wieder auf das Ruhebett zurück. Ich dachte jetzt darauf, meiner Stimme die

wohlklingendste Klarheit zu geben, bediente mich aber, aus Schonung für die vorauszusetzende Nervenschwäche, dazu nur der edlen Humanität eines äußerst leisen Räusperns.

Nun begann ich meine Exhortation damit, daß ich zuerst den Zweck der ehrenvollen, trost- und freudenreichen Sendung auseinander setzte. Dies machte den ersten Theil meiner Rede, nach dessen Beendigung ich einige Sekunden inne hielt. Es herrschte jetzt eine feierliche Stille, die nur durch einige Klagelaute der, von der laut schnarchenden Alten verunglimpften Luft unterbrochen wurde. Endlich that ich die Frage: ob ich so glücklich gewesen sei, mich ihr vollkommen verständlich gemacht zu haben? — Sie nickte ein sanftes Ja!

Ich bat nun um die Erlaubniß, dem Strom meiner Beredsamkeit ein weiteres Flußbette öffnen zu dürfen. Sie bejahte abermals schweigend. Nun gab ich ihr die Nachrichten preis, welche Emilie mir in der Stadt aufgeladen hatte, und erzählte alles Glorreiche, das ihr Geliebter gethan, und alles Schmerzliche, das er im Felde erlitten haben sollte. Meine Bilder waren durchgehends so lebendig, schimmernd, und bis in die kleinsten Züge ausgemalt, als wäre ich bei jedem geschilderten Ereignisse selbst gegenwärtig gewesen. Ich glaubte dies keineswegs unterlassen zu dürfen, weil ich wußte, wie gierig die liebenden Mädchen in den Erzählungen von den Thaten ihrer Heroen selbst die unbedeutendsten Nebenumstände verschlingen, und wie wichtig ihnen dann sogar das Unwichtigste erscheint. Ich merkte bald, daß meine Rede auf sie immer mehr und mehr Ein-

druck machte. Es zeigten sich an ihr schon verschiedene ziemlich rasche Bewegungen, worunter einige sogar convulsivisch zu werden drohten. Obschon dieser Beweis von der Kraft meiner Beredsamkeit mir allerdings sehr schmeichelhaft war, beschloß ich dennoch, ihr zuerst einige Minuten zur Erholung zu gönnen, und dann über die ätherischen Saiten ihrer zarten Aeolsharfenseele zephirleicht hinzugleiten.

Ich lieferte daher zuerst eine kurze Theorie über das Wesen der Liebe, machte dann, grell und schnell, einige schwarze Pinselstriche von ihren Schmerzen und Leiden, aus deren nächtlichem Orcus ich mich in das Elisium ihrer unaussprechlichen Wonnen und Seligkeiten empor hob, so daß mir selbst schon das helle Thränenwasser in die Augen trat, und die stumme Schöne um so mehr auf's Neue mit Convulsionen drohte, weil ich bei dieser Gelegenheit einige gar kühne, äußerst gelungene Wortspiele mit Elise, Elisium, und eliseisch (elisisch), anbrachte.

Nun sah ich schon, daß ich gewonnenes Spiel hatte, und an dem glücklichsten Erfolg meiner Sendung nicht mehr zweifeln dürfe. Ich beschloß aber, aus Vorsicht dennoch das Äußerste zu thun, und da sie schon von den bloßen Wortspielen so mächtig ergriffen war, jetzt vollends mit großen schneidenden Kontrasten auf sie loszustürmen. Ich stellte daher Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Gefühllosigkeit, Schmerz und Wonne, Leben und Tod, immer dichter an einander, so daß Tag und Nacht mit unglaublicher Schnelligkeit in ihrer Seele wechseln mußten.

Ich genoß auch bald das grausame Vergnügen, zu be-

merken, daß Elise kaum mehr im Stande war, es länger auszuhalten, daher ich zum Epilog meiner Rede überzugehen beschloß. Hier verließ ich das Reich des Idealen, und ermahnte die ruhende Schöne zur Liebe und Treue ihres Anbeters das vollste Zutrauen zu hegen. Ich erhob dabei seine mir bekannten und unbekannten Eigenschaften, und ließ endlich auch andere Seladons die Reihe passiren, die dabei ziemlich übel mitgenommen wurden. Über sie Alle stellte ich jetzt das in Glorie strahlende Bild des Geliebten hinauf, und hielt dabei eine sehr rührende Tirade über häusliches Glück und eheliche Freuden. Um Alles recht anschaulich zu machen, führte ich mich selbst als Beispiel eines musterhaften Liebhabers und künftigen Gatten an; da begann aber die Verschleierte — zu meinem größten Erstaunen, laut aufzulachen, lachte immer stärker und stärker, sprang endlich gar vom Bette auf, — ich zugleich vom Stuhle, — und jetzt stürzte sie auf mich los!

Meine Lage war schrecklich, denn, war diese Erscheinung die Wirkung meiner Beredsamkeit, so durfte ich nicht zweifeln, Elise sei darüber wahnsinnig geworden, ach! durch mich, der trösten und ihre wunde Seele heilen sollte! War ihr Lachen aber Spott und Hohn über meine rhetorische Kunst, so mußte dies mich in Verzweiflung bringen. Ich blieb sprachlos vor Zorn und Angst, und mir verging Hören und Sehen. Beides stellte sich erst dann wieder ein, als ich in der — den Schleier plötzlich von sich werfenden Elise — Emilien erkannte, die mir in diesem lustigen Abenteuer den ersten fröhlichen Beweis ihrer Liebe gab.

Als wir gleich nachher die Rückreise nach der Stadt antraten, glühte ihr Gesicht mit dem Abendrothe so in die Wette, als hätte sie ein Verbrechen begangen, während das milde Feuer der Augen den Abendstern zu einem Wettstreit aufzufordern schien.

Haß und Liebe eines Doppelmenschen.

Es wird wahrhaftig dem einfachen Menschen oft schwer genug, sich selbst zu ertragen, — was denn auch wirklich eine Kunst ist, die Wenige verstehen: um wie viel schwerer muß aber die Auflösung dieses großen Problems einem gedoppelten Menschenwesen sein, das zwei Köpfe hat, folglich: so viele Köpfe so viele Sinne; das ferner mit vier Augen weinen, mit vier Armen drein schlagen, mit vier Füßen in der Welt herum und aus ihr fort spaziren kann; das von jeder Freude und von jedem Schmerz die doppelte Dosis genießt, wo sehr oft schon die einfache übermüthig oder muthlos macht; das endlich zwei Willen und ein Duplicat der Gesammtheit aller geistigen Vermögen, so wie aller Tugenden und Laster in sich hält.

Alles dies erlebten Peter und Paul, der als Natur- und Romanenspiel existirende Doppelmensch, in ihrer — fast immer uneinigen Einheit oder vereinigten Uneinigkeit. Es ging ihnen wie den Menschen überhaupt, die einander um so mehr in die Haare gerathen, je näher sie sich durch die Verhältnisse gebracht werden, und einander dann am ruhigsten lassen, wenn sie sich nicht erreichen können.

Peter und Paul, mit der ganzen Duplik ihrer Leiber und Seelen, so wie ihrer widersprechenden Temperamente und Charaktere, lagen in dem Augenblick, da meine Erzählung ihrer Abenteuer anfängt, friedlich an und neben einander im Schlaf, bis zufällig Peter im Traum eine Ohrfeige austheilend, auffuhr, und über der Bettdecke plötzlich vier Augen mit schielender Verdrehung so lange blitzten, bis aus zwei Mundöffnungen ein schallendes Gelächter hervorbrach. Der Austheiler der Ohrfeige schlief aber mit lächelndem Gesichte ruhig wieder ein, indeß der Betheilte die Ohrfeige zum ersten Gegenstande seines Nachdenkens für diesen Tag, und zugleich auch zu einer modernen Charade machte. Da der letzte Vers, der schon ganz keck auf dem Papiere stand, noch keinen Reim, viel weniger einen Gedanken hatte, nahm Paul aus der Hippokrene seiner Tabaksdose so vielerlei Begeisterungsprisen, daß er endlich nieß̈te, und dadurch das Vergeltungsrecht ausübte am Peter, der, rasch auffahrend, gegen das Nießen und die Charaden heftige Invectiven ausstieß.

Unter mancherlei Ausfällen begann die verbündete Menschheit jetzt sich anzukleiden, Fuß für Fuß, Arm für Arm, in entzückender Einheit von Zeit, Ort und Handlung; allein — mit dem Ende des Frühstücks endigte sich auch die Einigkeit, denn Peter wollte eben so hastig zur Petronilla, der Geliebten seines Herzens eilen, als Paul zu Paulinen, dem Ziel seiner Wünsche. Nach langen Debatten ward durch den Friedensschluß endlich bestimmt, daß

heute Peter mit der Petronilla den zärtlichen Vorsitz haben sollte.

Sie trafen in aller Einmüthigkeit auf dem bestimmten Spazirorte der Morgen-Schäferstunde ein; leider aber stand Petronilla in einiger Entfernung von Paulinen. Petronillens Arme thaten sich auf, den geliebten Peter zu empfangen; aber Peter schien plötzlich ganz petrificirt, als ein unverhofftes Gegengewicht ihn plötzlich hinderte, an Petronillens Herz zu sinken. Und das war auch ganz natürlich, denn auf der andern Seite stand Pauline, nach welcher Paul hinzog. So stand denn die Liebe ihnen allen gar unliebsam im Wege. Da gab der entbrannte Peter sich einen Machtschwung, wie ein Dichter, der sich in die Begeisterung **par force** hineinwirft, lag zu Petronillens Füßen, Paul über ihm mit den Füßen nahe an Petronillens Herzen, und Pauline stand nebenbei, den Peter, die Petronilla und ihre Liebe bitterböse recensirend.

Da Peters und Petronillens Zärtlichkeit in das abnehmende Viertel getreten war, Paul genug getobt und Pauline genug gekeift hatte, erhielt Paul-Peter wieder das Gleichgewicht: die doppelte Einheit stellte sich in Positur, und die liebenden Damen standen lachend den verbündeten Geliebten und sich selbst gegenüber. Dieser seltsame Doppelmensch Paul-Peter war eigentlich, wie ich zu vermuthen Ursache habe, ein verspätetes Produkt des blinden Heidenthums, und realisirte sich nach Jahrhunderten durch einen sonderbaren Zufall. Jupiter nämlich hatte einst aus langer Weile Plato's Schriften in die Hand genommen, schlug

auf, und begann, nach der Weise großer Herren, das nächste beste Blatt aus der Mitte zu lesen. Zufällig gerieth er auf die Stelle, wo Plato das poetische Philosophem der Liebe aufstellt, und dahin erklärt, daß der aus zwei Hälften bestehende Mensch erst dann ein ganzer geworden sei, als die getrennten und sich suchenden Hälften, Mann und Weib, sich endlich fanden und vereinigten. Jupiter wollte sogleich ein Experiment machen, ob die Theorie in der Praxis Stand halte, (denn er glaubte selbst, an Juno nicht die zu ihm passende Hälfte bekommen zu haben,) ließ den Merkur rufen und befahl ihm, alsogleich zwei Menschenhälften herbeizubringen und zusammen zu setzen. Merkur war in der Vollziehung des Befehls — aus Spitzbüberei, schnell wie der Blitz; aber in dem Augenblick verwandelte Juno eine Geliebte ihres Gemahls in eine Bärin. Jupiter hierüber theils erschrocken, theils entrüstet, warf die zwei Hälften in der Verwirrung geschwinde selbst zusammen, ohne sie anzuschauen, — und siehe da! die Rarität war fertig, denn der spitzbübische Merkur hatte dem Gott der Götter nicht, wie er verlangte, eine männliche und eine weibliche Hälfte, sondern zwei männliche Hälften gebracht. Und so entstand denn das Urbild von dem nachherigen Doppelwesen Paul-Peter.

Leider aber waren Beide von ganz entgegengesetztem Naturell und Temperament, folglich unaufhörlich in Widerspruch und Streit verflochten. Machte dies auch ihr nachbarlich-gesellschaftliches Leben sehr pikant, und die Unterhaltung, da es an Zank nie fehlte, sehr lebhaft, so veran-

laßte es doch auch viele heftige Debatten, wobei die Erbitterung oft den höchsten Grad erreichte und es ein Glück war, daß sie sich viel zu nahe am Leib waren, um sich recht an den Leib gehen zu können, andererseits aber auch viel zu innig verbunden waren, um sich, wie der Zorn sie antrieb, nach Willkür trennen zu können. Der Zwist endigte gewöhnlich mit wechselseitig derben Vorwürfen über ihre Vereinigung, Abnormität und Absurdität. Einer nannte den Andern eine miserable Kreatur, und somit war jeder ruhig, und die Sache war abgethan.

Die Charaktere der beiden Herren waren aber aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt: Peter war sanguinisch-melancholisch und liebte die Musik, die der cholerisch-phlegmatische Paul so haßte, daß er zu heulen anfing, so oft Peter zur Guitarre sang. Peter liebte den Tanz und jede Art der leichteren gymnastischen Uebungen, wogegen Paul die Ruhe für den glücklichsten Zustand des Menschen hielt. Peter wurde eben so schnell beglückt und entzückt, als zerdrückt und verrückt; Paul dagegen kam schwer aus der Fassung. War dies aber einmal geschehen, dann konnte er auch eben so schwer wieder in's Gleichgewicht gebracht werden. Peter sprach gern viel, Paul wenig; und Jener lachte, wo Paul mit den Füßen stampfte.

So entfernten sich denn Beide, in moralisch-intellectueller Hinsicht, mit jedem Tage von einander in eben dem Grade abweichend, als sie in physischer Hinsicht immer mehr zusammen wuchsen.

Eines Tages hatte Paul einen heftigen Streit mit Pau-

linen, die ihm, in einer Aufwallung erhabener Gesinnung, seinen Mangel an Selbstständigkeit vorwarf, und ihm zugleich das Kapitel ihrer Liebe als geschlossen für immer und ewig erklärte.

Paul gerieth, nach einigen mißlungenen Reoccupirungs-Versuchen in eine solche Verzweiflung, daß er, ohne alle Rücksicht auf seinen Nebenmann Peter, sich zu tödten beschloß. Er ging aber, weil es ihm voller Ernst war, damit so heimlich zu Werke, daß Peter bis zum letzten Augenblicke gar nichts davon würde erfahren haben, hätte nicht Paul, seinen selbstmörderischen Heroismus zu verstärken, des Weines mehr als gewöhnlich zu sich genommen, und bei der dadurch bewirkten Exaltirung im darauf folgenden Schlafe einen heftigen Monolog voll Invectiven gegen Paulinen, gegen die Liebe und das Leben gehalten, und dadurch sein ganzes Vorhaben verrathen.

Kaum hatte Peter Paul's Entschluß, sich in's Wasser zu stürzen, erfahren, als er ihn sogleich schüttelte und rüttelte mit aller Macht, und damit so lange fortfuhr, bis Paul aus seinem schweren Wein- und Verzweiflungs-Zauberschlaf erwachte, worauf Peter folgende Anrede begann:

„Ha, Verruchter! Elender! Unseliger! Thu' mit Deinem Leben, was Du willst! Was geht aber das meinige Dich an? Kannst Du Dich wohl in's Wasser stürzen, ohne daß ich nolens volens auch mit hinab müßte? Willst Du Dich tödten, so thu' es auf eine Art, die Dir allein das Lebenslicht ausbläs't, dann kümmert's mich wenig, oder wird mir vielmehr angenehm und ein Glück sein, weil es mir

Selbstständigkeit verschafft; aber — in's Wasser zu spaziren, weil Deine Geliebte Dir den Korb gab, dazu hab' ich keine Lust. Bedenke doch, daß das Schicksal uns zwar bestimmt hat, als Paul oder Peter und Compagnie zu leben, nicht aber wie die Dryade und der Baum zugleich zu sterben."

„Und fändest Du es nicht romantisch," erwiederte Paul mit stieren Augen, „durch den Doppeltod eines solchen Doppelwesens eine Doppelewigkeit von Nachruhm zu erreichen?"

„Ganz und gar nicht," sagte Peter.

Paul. Dann bist Du eine gemeine Seele.

Peter. In Einem Leibe, der uns Beiden zwar gemeinschaftlich, aber doch nichts weniger als gemein ist. Darum beschwöre ich Dich, lieber Paul! laß ab von Deinem mörderischen Vorhaben! Du weißt ja doch, wie schön es klingt: Leben und leben lassen! — Bist Du gefühllos oder rasend, nun — so steh' ich in Deiner Gewalt, denn Du bist die massivere Hälfte unsers Ganzen; und willst Du durchaus Dich tödten — so tödte mich immerhin mit, denn ohne Dich kann und will ich ohnedies nicht leben! —

Diese hochherzige Aeußerung ging dem Paul zu Herzen; er schlug, in Rührung zerschmelzend, die Arme zurück, und umfaßte den edlen Peter, so gut es sein konnte, über dem Magen. „Wohl denn!" rief er in Extase, „ich will so sterben, daß Du dabei mich überleben sollst. Nicht ersäufen will ich die zu meiner Disposition stehende Hälfte unserer Dupplicität, sondern erschießen, und zwar von Dir gleichsam wegschießen!"

Dies gab dem in Todesangst zitternden Peter neuer-

dings einen Stich durch's Herz. Paul bemühte sich zwar, ihm zu beweisen, daß er durch das Erschießen von der Doppelgestalt nur das wegnehme, was ihm eigen sei; Peter dagegen suchte darzuthun, wie es in der Welt überhaupt nicht möglich sei, etwas blos nach Belieben nur halb zu thun, sondern daß es gar Vieles gebe, ja sogar das Meiste von der Art sei, daß man es entweder ganz oder gar nicht thun müsse. Drücke Paul nun gleich die Pistolen nur auf seine Hälfte los, so könne die Kugel doch leicht durch ihn durch und in den Peter hinein fahren. Wie leicht sogar könnte er, Peter, vor Schrecken über den Knall den Geist aufgeben!

Paul sah die Gültigkeit dieses Arguments ein, und stand endlich auch vom Erschießen ab; dagegen aber erklärte er seinen unerschütterlichen Entschluß, Kriegsdienste zu nehmen. Peter war zwar sehr eingenommen für ein stilles und ruhiges Leben, da aber die schöne Pauline auf ihrer Liebesaufkündigung, folglich auch Paul auf seinem Lebensüberdruß verharrte, mußte er endlich doch nachgeben, und ließ sich bewegen, dem nächsten Feldzuge beizuwohnen, weil Paul ihm klar und deutlich bewies, wie sehnlich er die Last seines lieblosen Lebens abzulegen wünsche. Als eine Folge dieses Lebenshasses wurde angenommen, daß Paul entsetzlich tapfer sein müsse, und sich eben deshalb — sowohl freiwillig als vertragsmäßig — mit seiner körperlichen Hälfte dem Feinde immer entgegen stellen werde und solle, indeß Peters zurückstehende Hälfte durch Pauls vorstehende Hel-

denhälfte gedeckt und geschützt sein würde. So zog denn Paul als Volontair in's Feld, und Peter wurde gezogen.

Das Interessanteste, was nun erfolgte, ist dieses, daß Peter und Paul in die Schlacht gar nicht gekommen sind, weil sie schon beim Anfang der Schlacht davon liefen. Daran war aber nicht ihre Feigheit Schuld, sondern Petronilla und Pauline, die herbeigeschlichen kamen, und das militärisch-volontärische Quatromano zur Flucht beredeten, indem sie sich versöhnt, und mit dem besagten ehemännlichen Dupplikat eine gemeinschaftlich-verworrene Wirthschaft zu führen dekretirt hatten.

Peter und Paul, durch den überraschenden und rührenden Anblick erweicht, fingen an zu weinen und zu laufen, was sie konnten, die künftigen Gattinnen hinter ihnen drein, sie immer noch mehr antreibend. Aber — aber — Paul, der jetzt voraus keuchte, übereilte sich, stolperte, fiel, stürzte auf den Kopf, der Kopf bricht ab und bleibt liegen, indeß Peter mit dem paulinischen Leib ohne Kopf so rasend fortlief, daß er das Schreien der Pauline und Petronilla erst dann hörte, als er mit ihnen in die nächste Herberge hineinstürmte, um auf das Glück seiner Rettung zu trinken. Er trank nun auch so tüchtig, daß er nicht nur den Sinn für alles Andere in der Welt, sondern sogar die Besinnung verlor, und in dem, aus dieser Entsinnung hervorgegangenen Jubel so weit ging, daß er der Schlacht beigewohnt, mit der Armee den Sieg erfochten zu haben, und nun das wirkliche Siegesfest zu feiern glaubte. Paul's Kopf war aber, was Peter gar nicht wußte, weg! Uebrigens ist

die Erscheinung, daß zwei Körper nur Einen Kopf haben, eben nichts Ungewöhnliches, und man hat sogar Beispiele, daß eine Menge von Körpern nur mit Einem Kopf versehen sind; so hat z. B. in manchem Collegium, in dem eine Herde von Schülern hockt, der Professor allein einen Kopf, der für Alle denkt, und oft nicht einmal dieser. Sind nicht schon so manche Bücher von Leuten ohne Kopf geschrieben worden? Auch kannte ich selbst wohlhabende Familien ohne Familienhaupt, und wieder andere Familien, an denen ich so lange keinen Kopf bemerkte, bis irgend ein Anderes sagte: „Ja, der hat seinen eigenen Kopf!" oder: „Der hat da nun wieder den Kopf verloren!" u. s. w.

Es hat sich wohl schon ereignet, daß irgend ein Autor sein Werk, welches zuerst in fünf Bänden oder Akten bestand, weil es vom Publikum oder von den Recensenten für zu breitgeschlagen erklärt worden ist, ganz unbarmherzig amputirte, und mit dieser Operation so lange fortfuhr, bis aus fünf Bänden oder Akten deren drei wurden, und die neue lobende Recension dann erklärte, das Werk habe dadurch so sehr gewonnen, daß man sagen könne, die Hälfte sei mehr als das Ganze.

Eine solche Amputation wurde jetzt auch an dem, mit überflüssigen Gliedern überladenen petropaulischen Doppelleib vorgenommen. Sie ging so glücklich von Statten, daß Peter wirklich nur mit zwei Füßen, einem Herzen u. s. w. dastand. Daß er aber nur mit Einem Herzen dastand, das war jetzt eben eine Fatalität für ihn, indem Petronilla und Pauline nun Beide auf dieses einzige Herz Anspruch mach-

ten. Da sich Peter zu einer Ehe à la Graf von Gleichen durchaus nicht verstehen wollte, kam es endlich zu einem förmlichen, äußerst hartnäckigen und schwierigen Prozesse, worin Petronilla gegen die Paulina und den Peter, die Paulina gegen die Petronilla und den Peter, und Peter gegen die Petronilla und Paulina klagweise auftrat. Alle Advokaten wollten dabei zu thun haben, um in einem so unerhörten Fall die ganze Schneide ihres Scharfsinnes und das ganze Magazin ihres **Corpus juris** anzuwenden.

Petronilla sagte in ihrer ersten Klagschrift viel Schönes von den Vorzügen und der Seligkeit der ersten Liebe, die Einmal blüht und nicht wieder, erinnerte an ihr ehemaliges zärtliches Verhältniß mit Peter's Hälfte, an ihren älteren Anspruch und das daraus folgende Vorrecht, und bemerkt, daß es sogar der Billigkeit gemäß sei, Denjenigen nun allein zu bekommen, den sie so rasend liebte, daß sie sich aus Liebe zu ihm sogar noch den Zweiten, nämlich den Paul, hatte gefallen lassen u. s. w.

Pauline und ihr Anwald rückten dagegen mit anderen Waffen an, und behaupteten, die Sache hätte jetzt ein ganz anderes Gesicht bekommen, kraft dessen Peter verpflichtet sei, Paulinen statt des von ihm wegamputirten Paul's zu heiraten, und ihr für den empfindlichen Verlust dadurch Ersatz zu leisten, denn Paul habe, da er beim Anfange der Schlacht immer voraus war, den Peter davon getragen und ihm also eigentlich das Leben gerettet. Petronillens Vertheidiger wandte dagegen ein: Paul sei aus Feigheit geflohen, habe seinen Posten verlassen, folglich nicht nur als Ausrei-

ßer den Tod verdient, sondern nebst dem Tode noch die Todesstrafe, weil er, außer jenem Verbrechen, den gewaltsam davon getragenen Peter gleichfalls zu einer pflichtwidrigen Handlung zwang, und ihn sogar mit dem schmählichen Verdacht einverständlicher Feigheit, Ehrlosigkeit und Pflichtvergessenheit belastete. — Pauline und ihr Anwald replizirten:

Es handle sich hier nicht um den Beweggrund, der den Paul zur Flucht bestimmte, sondern um das trockene Factum, welches hier ein Werk der Liebe sei. Paul sei daher als ein Opfer der Liebe zu betrachten, und nicht nur für sie, Pauline, sondern auch für den Peter gestorben, und als Opfer für den Peter, auch für die Petronilla, folglich müsse Peter nun die Pauline heiraten. Sei Paul aber wirklich aus leidiger Feigheit davon gelaufen, so habe er nach dem Kriegsrecht den Tod verdient, und der durch Paul's Feigheit am Leben erhaltene Peter müsse nun statt des Ersteren erschossen werden.

Peter erklärte dagegen, daß er, so wie die Sache nun bestehe, weder heiraten noch erschossen werden wolle, indem er sein Leben, durch die Einwilligung zum Kriegsstande, selbst für den Paul dem Tode ausgesetzt habe, kein Mensch aber zweimal zu sterben gezwungen werden könne; eine Doppelheirat wäre aber noch ärger als der Tod.

Aus dieser Aeußerung ist deutlich zu ersehen, daß Peter zum Islamismus nicht die geringste Disposition hatte.

Uebrigens, fuhr er fort, könne er, unter den jetzigen

Umständen, weder beide Damen zugleich, noch auch eine einzelne von ihnen heiraten, da, bei der unauflösbaren Verworrenheit der Sache, und bei der großen Verschiedenheit der Meinungen, das Recht, welches er allenfalls der Einen widerfahren ließe, gar leicht ein Unrecht gegen die Andere werden oder scheinen könne.

Die Parteien wurden im Verlaufe des Prozesses immer hitziger, die Anwälde immer beredter, die Richter immer einsilbiger. Paulinens Beziehung auf das Kriegsrecht machte die Geschichte noch verwickelter.

Ich bemerke dabei nur das Einzige, daß es für einen Regenten oder Feldherrn eben nicht übel wäre, wenn er eine Armee hätte, die aus solchen militärischen Doppelleibern bestände, so daß man, wenn eine Kugel der Vorderhälfte den Kopf abschlüge, den Mann nur auf die andere Seite umzukehren brauchte, folglich in Reih' und Glied durch den Tod des Vordermannes gar keine Lücke entstände.

Um nun einmal zum Schlusse zu kommen, sage ich mit wenigen Worten, der Ausgang dieser höchst abenteuerlichen Doppelbiographie und Quadrupel-Allianz war der, daß der höchst seltene Prozeß so lange dauerte, daß Peter's beide schöne Gegentheile und respektive Ehestandsprätendentinnen früher ihren Geist als ihre Ansprüche aufgaben, und Peter nicht den Prozeß, sondern nur das Leben verlor, wornach das Tribunal die Streitsache, wegen Mangel an Klägern und Beklagten, zum großen Leidwesen sämmtlicher Anwälde, als unentschieden auf sich beruhen ließ.

Der Rest des nach Abzug der Prozeßkosten gebliebenen Verlassenschafts = Vermögens wurde als Preis für die wichtigste Gesammt = Grabschrift bestimmt, — ob auch erhalten? das weiß man nicht.

Honig besiegt den Heldengeist.

Eine Geschichte aus der lappländischen Heroenzeit.

Hacho, Fürst der Lappen, war einst der berühmteste aller Nordlandshelden. Er vereinigte mit seiner Tapferkeit eine so ungeheure Leibesstärke, daß er die schwersten Eisenmassen leicht wie Spielbälle emporwarf, und die herunterfallenden mit einer Hand auffing. Aus seinen Augen blitzte eine so durchdringende, sinneverwirrende Kraft, daß die Feinde oft vor seinem Anblick erstarrten, und das erhobene Schwert der Hand entglitt, ehe sie den ersten Streich führten.

So weit Hacho über alle Helden emporragte, eben so sehr übertraf er durch Klugheit die Klügsten. Er kannte sein Volk, und wußte daher auf dasselbe zu wirken. Als einige Hundert der Seinigen einst, ihrer ewigen Eiswüsten überdrüßig, auswandern, und ein milderes Klima suchen wollten, hielt er eine gewaltige Rede, in welcher er ihnen all' das Ungemach vorspiegelte, dem die morgenländischen Völker in ihren anmuthigen und fruchtbaren Ländern ausgesetzt seien; so z. B. würden diese Unglücklichen in jeder Nacht von den fürchterlichsten Träumen gequält, die von bösen Geistern herrühren; die jenen Ländern zu nahe Sonne gehe

mit einem so entsetzlichen Getöse auf und unter, daß die Leute, davon betäubt, wie todt niederfallen und einige Stunden in Ohnmacht liegen. Fische und Rennthiere, Tabak und Branntwein, die besten Güter des Menschen, seien außer Lappland nirgends zu finden.

Der Zug unterblieb, und das eisbedeckte, armselige Lappland erschien den Getäuschten nun als ein halbes Paradies. Unter Hacho's Tugenden nahm auch die Mäßigkeit einen vorzüglichen Platz ein. Er genoß keinen Tropfen Branntwein, wenn die Andern zechten und schwelgten; er trank nur Wasser, aber auch dieses nie aus einem bemalten Becher. Auf gleiche Weise bediente er sich niemals einer Streitaxt, deren Handgriff mit Kupferplatten belegt war.

Einst verirrte sich Hacho auf der Wolfsjagd in einem dicken Walde. Schon fing's zu dunkeln an, und noch zeigte sich kein Ausweg. Matt von den Beschwerden des ganzen Tages, von Durst und Hunger zugleich gequält, erblickte er endlich einen hohlen Baum mit einem Vorrath von Honig. Hacho hatte bisher den Genuß der süßen Speisen verschmäht. Jetzt zwang ihn die Noth, davon zu essen, und er fand das neue Gericht so köstlich, daß er es gierig verschlang, und nach seiner Zurückkunft zum Schlusse jedes Mittagsmahls Honig aß.

Mit diesem Honiggenusse fing nun eine neue Periode in Hacho's Leben an. Die einfache Kost behagte ihm nicht mehr, seine Zunge wurde immer lüsterner nach feineren Speisen. Er ließ, dem Reize der Gaumenlust mit jedem Tage mehr fröhnend, seltene Früchte, Vögel, Fische u. dgl.

aus fernen Ländern kommen. Ganz besonders mundeten ihm die fremden Weine; der süße, feurige Nektar wurde ihm bald zum täglichen Bedürfnisse. Er lebte nun fortan im Zustande einer beinahe ununterbrochenen Exaltation der Schwelgerei, die sich selbst so steigerte, daß er seine Gemächer mit wohlriechendem Holze durchräuchern ließ, die weichsten Stoffe zu seiner Bekleidung nahm, und seinen Helm mit Rennthierzähnen schmückte. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß bei dieser Lebensweise Hacho's Muskelkraft abnahm, das Feuer des Heldenmuths erlosch, und der Ehrgeiz nach rühmlichen Großthaten in dem Grade verschwand, daß sein früheres einfaches, aber thatenreiches Leben ihm als die lächerliche Thorheit eines rohen Menschen von beschränktem Kopfe erschien.

Als Hacho nun in diesem Zustande von Ruhe, Weichlichkeit und Vergnügen immer tiefer sank, immer entnervter und geistesmatter wurde, überraschte man ihn eines Morgens mit der Nachricht einer bösen Vorbedeutung, welche darin bestand, daß Eulen und andere Nachtvögel das Oel der Lampe im Tempel des Odin ausgetrunken hatten. Hinter diesem Schreckensboten stürzte ein anderer herein und verkündete, der König von Norwegen sei mit ungeheurer Heeresmacht in Lappland eingefallen.

Hacho, hiedurch aus seiner wollüstigen Betäubung aufgeschreckt, sammelte die wenigen schwachen Funken vom erloschenen Feuer seines vormaligen Heldengeistes, und führte seine Schaaren gegen den Feind. In der Nähe desselben Waldes, wo Hacho's Verirrung auf der Jagd die noch grö-

ßere Verirrung auf seinem Lebenspfade verursacht hatte, kam es zum Treffen. Hacho kämpfte nicht so tapfer, wie sonst; sein Beispiel und das seit längerer Zeit verlorene Zutrauen wirkte höchst nachtheilig auf den Muth der Seinigen. Mehrere ergriffen die Flucht, Andere zogen sich in den ominösen Wald zurück.

Der König von Norwegen verfolgte den weichenden Hacho. So kamen Beide bis zu dem hohlen Baume, wo Hacho den unheilbringenden Honig genossen hatte. Hier begann ein nothgedrungener Zweikampf. Hacho, des Kämpfens entwöhnt, fühlte sich bald ermattet, fiel zu Boden, und der Gegner stieß ihm das Schwert in die Brust. Sterbend rief er seinem Gegner die Worte zu: „Rühme Dich nicht! Nicht Du hast mich besiegt, sondern der Honig, den ein böses Schicksal zu meinem Verderben mich einst an dieser Stelle finden ließ! Ich sterbe hier, wo der Held ein Weichling ward!"

Das Unglück gelehrter Eitelkeit.

Eine persische Geschichte.

Während einer nicht unbedeutenden Reihe von Jahren galt die berühmte Weisheitsschule zu Bassora für die echte und einzige Quelle aller Kunst und Wissenschaft. Die männliche Jugend des gesammten Asiens beeilte sich, aus dieser Quelle zu schöpfen, weil jeder Jüngling hoffen konnte, da-

selbst, wenn auch nicht weise, wenigstens so naseweise zu werden, daß er es wagen konnte, den ältesten Weisen, der aus einer anderen Quelle getrunken hatte, mit einem mitleidigen Lächeln über die Schulter anzusehen.

Zu jener Zeit hielt sich daselbst auch ein junger Perser, Namens Gelaleddin, auf. Er war eben so schön, als liebenswürdig, eben so talentvoll, als unermüdlich in seinem Fleiße; er liebte die Ordnung, ohne ein Pedant zu sein, und der Durst nach Kenntnissen war die einzige Leidenschaft, welcher er sich ganz dahin gab. Edelsinn, feine Sitte und seltene Geistesbildung machten ihn bald zum Orakel seiner Mitschüler und zum Liebling aller Lehrer. Er hatte kaum seine Studien vollendet, als man ihm selbst schon ein Lehramt übertrug. Sein Hörsaal ward bald der besuchteste von allen. Nun erwachte in dem Bewunderten der Ehrgeiz, und flüsterte ihm zu:

„Gelaleddin! willst du dich hier lebendig begraben? Willst du nur in den Sälen des Unterrichtes vor bornirten Gaffern und Horchern die Stimme der Weisheit ertönen lassen? Willst du in dieser gelehrten Einöde Verzicht leisten auf die Genüsse des Ansehens, der Macht, des Reichthums und der Schönheit? Kehre zurück nach Tauris, wo Persiens großer Beherrscher in der Fülle seiner Herrlichkeit thront! Dein Ruhm wird vor dir herfliegen; Verwandte und Freunde werden dir entgegen jubeln. Die deinen Ruhm vorhersagten, werden mit dir triumphiren, und die dich einst mit Geringschätzung behandelten, werden beschämt ihr Haupt vor dir zur Erde neigen. Neugierige und Ehrgeizige werden

sich in dein Haus drängen, die Ersten des Reiches werden dich an sich ziehen, deiner Weisheit horchen, deinen Ruhm bis an die Stufen des Thrones tragen, und der Schach wird dich mit Würden und Schätzen überhäufen."

Dieser Aufruf des rastlosen Dämons wirkte auf den über sich selbst entzückten Gelaleddin so mächtig, daß weder die dringenden Bitten, noch die vortheilhaftesten Anträge seiner Schüler und Verehrer ihn zurückzuhalten vermochten. Nach wenigen Tagen kam er, reich an Weihrauch, aber arm an Geld, in der Hauptstadt Persiens an, fand in den Straßen, durch welche er im Vorgefühle seines nahen Triumphes ritt, ein Gewühl von Menschen, und zweifelte nicht, daß wenigstens ein beträchtlicher Theil derselben den berühmten Mann in ihm erkennen und ehrfurchtsvoll begrüßen werde; aber — auch nicht Einer von Allen, die da kamen und gingen, saßen und standen, bemerkte den Ankömmling. Schon hier erwachte in Gelaleddin's stolzem Gemüthe die erste bittere Empfindung der gekränkten Eitelkeit; er versüßte sie indeß durch die vorgespiegelten Bilder des jubelreichen Empfanges, der ihn zunächst im väterlichen Hause erwarte. Aber — bald zeigte sich die zweite getäuschte Hoffnung! Der Vater, ehemals ein sehr wohlhabender Handelsmann, war verarmt, und lebte nun mit seinen vielen, noch unversorgten Kindern in Dürftigkeit. Gelaleddin fand daher statt des erwarteten Jubels nichts als Elend und Betrübniß, die sich noch vermehrten, als die darbende Familie vernahm, daß der neue Gast, statt Hülfe zu bringen, Hülfe zu suchen, und dem Hause eine neue Last aufzubürden gedenke.

Gelaleddin hielt den Eltern, Brüdern und Schwestern die zierlichsten Reden, in welchen er einen Reichthum von philosophischen Trostgründen und einen Schatz von Beispielen aus dem Gebiete der älteren und neueren Geschichte entwickelte; aber — die Blumen der Beredsamkeit waren keine Speise für leere Magen, und die schönsten Trostgründe erschienen den Darbenden nur als schimmernde, schnell erlöschende Leuchtkugeln in der Nacht des Jammers. Der Redner sprach zu tauben Ohren, und das Elend blieb wie es war.

Gelaleddin gab indeß seine rosenfarbenen Hoffnungen nicht auf, und erwartete mit täglich steigender Zuversicht, daß das Gerücht seiner Ankunft sich in der Stadt verbreite, wornach denn die Besuche der Gelehrten und die Einladungen der Großen sich drängen würden; als aber dieses nicht geschah, entschloß er sich, der lahmen Fama und ihrer zerbrochenen Trompete großmüthigst zu Hülfe zu kommen, und besuchte fleißig alle Orte öffentlicher Zusammenkunft, wie auch alle Belustigungsplätze. Es gelang ihm nun allerdings, sich bekannt zu machen, ja selbst ein Gegenstand des Stadtgespräches zu werden, indem er durch Suada, Kenntnisse und Scharfsinn im Disputiren die geistreichsten und beredtesten Gegner zum Schweigen brachte. Dadurch erreichte er aber leider nichts Anderes, als daß die Beschämten seine heimlichen Feinde wurden, und die Minderbegabten ihn wohl bewunderten, dem ihnen Ueberlegenen aber scheu aus dem Wege gingen.

Da nun auch diese gelehrten Productionen die gewünschten Wirkungen nicht hervorbringen und die Einladungen der

Großen noch immer nicht erscheinen wollten, ließ Gelaleddin sich herab, die Veziere um irgend ein, seinen seltenen Eigenschaften angemessenes und zugleich einträgliches Amt zu bitten. Er zweifelte nicht, daß man das Anerbieten gierig aufnehmen werde, that aber auch jetzt einen Fehlschluß. Der Eine bedauerte, daß eben jetzt keine passende Stelle vakant sei, der Andere betheuerte, daß er bei jeder Gelegenheit eines so eminenten Talentes eingedenk sein wolle; der Dritte erklärte in den gewähltesten Ausdrücken, nur der Schach allein sei im Stande, einen solchen Kometen am Himmel der Wissenschaft nach Verdienst zu belohnen. Einen starken Kontrast gegen diese Aeußerung bildete die Antwort des Großveziers, der dem jungen Weltwunder der Weisheit ganz trocken in's Gesicht sagte, solche Kraftgenies seien in Staatsämtern wenig zu gebrauchen.

Das Einzige, was ihm noch zu Theil wurde, waren mehrere Einladungen zu den wohlbeladenen Tafeln der Vornehmen und Reichen, wo er denn die Raketten der Vielwisserei und des Witzes hoch und unaufhörlich steigen ließ. Eben dieses Uebermaß bewirkte aber auch hier bald eine Uebersättigung, und er bemerkte zu seinem größten Leidwesen sehr bald, daß er an dem nämlichen Orte selten zum zweiten Male, nirgends aber zum dritten Male geladen wurde.

Mißmuthig im höchsten Grade, kehrte er endlich wieder nach Bassora zurück, um sich mit dem Weihrauche, welchen man ihm dort zu streuen pflegte, zu begnügen. Leider schlug aber nun auch diese Erwartung fehl, denn die Nach-

richt von der in Tauris erhaltenen Geringschätzung und von den schmählich gescheiterten Planen seines unklugen Ehrgeizes war ihm vorangeeilt; man schämte sich, dem seiner Glorie beraubten Wundermann vormals eine so übermäßige Verehrung bezeigt zu haben, und Gelaleddin mußte endlich noch froh sein, eine Stelle mit einem mäßigen Einkommen zu erhalten, um statt der erträumten Schätze das bescheidene Glück der goldenen Mittelmäßigkeit zu genießen.

Tquassou und Knonmquaiha.

Eine hottentotische Geschichte.

Tquassou, der Sohn des Kqvussou, Beherrscher der Hottentoten, stammte von N'oh und Hingn'oh, die aus dem Monde herabgefallen waren, ab. Seine Tapferkeit und Thätigkeit waren die Gegenstände der allgemeinen Bewunderung. Seine Schnelligkeit glich dem Strome, der in einen Abgrund stürzt. Er holte den wilden Esel auf seiner Flucht ein; seine Pfeile brachten den Adler aus den Wolken zur Erde; ihm erlag der Löwe, und sein Speer trank das Blut des Rhinoceros. Er senkte sich bis auf den Grund des tiefsten Gewässers, und schlug sich mit den Wellen im Sturme; er zog See-Ungeheuer aus ihren Höhlen und plünderte die Korallenbeete.

Von Kindesbeinen an in Kämpfen aller Art abgehärtet, blieb die Liebe ihm fremd in dem Grade, daß selbst

die Reizendsten unter den dicklippigen und plattnasigen Schönheiten seines Vaterlandes es nicht vermochten, auf sein eiskaltes Herz den geringsten Eindruck zu machen.

Eines Tages brachten keuchende Boten dem Tquassou die Nachricht, daß ein Tiger in der Gegend rings umher Menschen und Thiere zerreiße und morde. Tquassou ergriff sogleich mit der ruhigsten Miene seinen Bogen von Olivenholz, sprang, den Bedrängten zu Hülfe eilend, wie ein Rehbock über die Berge, und kam eben zurecht, als das rasende Ungethüm mit seinen grimmigen Tatzen ein Mädchen ergreifen wollte, schoß der blutlechzenden Bestie einen vergifteten Pfeil in's Herz, und streckte die mordschnaubende todt zu Boden.

Das befreite Mädchen warf sich dem Retter zu Füßen, und bedeckte ihr Haupt mit Staub, um ihren Dank auszudrücken; aber wie erstaunte der sonst so gefühllose Tquassou, geblendet von der Schönheit der Dankbaren, die sich nun von der Erde emporhob! Die glänzende Rabenschwärze ihres holden Gesichtes, der plattgedrückte Nasenknorpel, die kleinen stechenden Augen und die borstigen Haare erfüllten ihn mit Entzücken. Knonmquaiha (so hieß das reizende Wesen) war die Tochter des Feldherrn Kouquequa, der sie mit aller ihrem zarten Geschlechte gebührenden Sorgfalt erziehen ließ. Sie wurde mit nichts als Schafmilch, Straußeneiern und Eingeweiden wilder Ziegen genährt.

Tquassou, nachdem seine bewundernden Augen lange auf ihren Reizen verweilt hatten, umarmte, von Begeisterung ergriffen, die Sohlen ihrer Füsse, zerriß dann den er=

legten Tiger, nahm das Zwergfell heraus, hing es, zum Beweise seiner liebevollen Huldigung, um den Nacken der vor holder Scham noch schwärzer werdenden Schönen, zog endlich dem Thiere die Haut ab, und sandte sie dem Vater der Geliebten mit der Bitte, das ebenholzene Töchterlein ihm zur Gattin zu geben.

Der erste Abend des nächsten Vollmonds wurde zur Vermählung bestimmt. Die Pracht, in welcher der Bräutigam erschien, setzte alle Anwesenden in Erstaunen. Ueber seine Schultern hing ein Mantel von wilden Katzenfellen; an den Füßen prangten Sandalen von Elephantenhaut; eine Mütze von geflecktem Pantherfell schmückte sein Haupt; die Gedärme umwanden seine Hüften und die aufgeblasene Blase flatterte, rückwärts an sein Haar befestigt.

Aber — nicht minder schön geschmückt — zeigte sich Knonmquaiha. Sie bestrich sich, in der Mittags-Sonne stehend, den ganzen Leib mit einem Firniß von Ziegenfett und Kienruß, und bepuderte die schmeergetränkten Locken mit feinem gelben Sand. Ihr Antlitz, wie Ebenholz glänzend, war mit rother Erde besprengt und glich dem schwarzen Schleier der mit Sternen besäeten Nacht. Asche und übelriechender Kräuterstaub bedeckte verschwenderisch alle Glieder. Kühdärme schlangen sich, ein anmuthiges Labyrinth, um Arme und Füße; am dicken Halse aber prangte, dem größten Diamanten gleich, der Magen eines, in der Blüte seines Lebens geschlachteten Bockes. An den Schultern saßen Straußenflügel und die Schönheit des ganzen Brautanzuges vol-

lendete eine, aus zottigen Löwenohren zusammengesetzte goldbraune Schürze.

Die zum Hochzeitfeste geladenen Häupter der Hottentoten hockten sich im Halbkreise auf den Boden, und steckten ihre Köpfe, zum Zeichen der tiefsten Ehrfurcht, zwischen die Knie. In der Mitte saß Tquassou mit seiner dunklen Braut auf Kissen von Kuhdünger. Eine Art von Kesselpauke und Maultrommel begleitete die Hochzeitgesänge so traurig, so dumpf, so ein- und mißtönig, daß ein Europäer darüber in Thränen oder in Verzweiflung ausgebrochen wäre.

Schon hatte der Mond seit der pompösen Vermählungsfeier zweimal ab- und zugenommen, als man, zum allgemeinen Erstaunen, ein ganz fremdartiges Wesen, mit einem Gefolge von ähnlichen Wesen, die sich unlängst in der Nähe des Hottentotenlandes angesiedelt hatten, ankommen sah. Die vornehmste dieser, wie aus den Wolken gefallenen Figuren war, Gesicht und Hände ausgenommen, ganz in bunte Gewänder eingehüllt. Vergebens schoß die Sonne ihre glühendsten Pfeile auf ihre Haut; die Farbe blieb weiß, das Haar blond, hochroth Wang' und Lippe. Die Sprache des aus den Wolken gefallenen Sprechers verstand Niemand, bis endlich ein bei europäischen Ansiedlern gefangen gewesener Hottentot als Dolmetsch auftrat und dem Tquassou meldete, der Fremdling heiße Mynheer van Snikersee, und sei von seinen Landsleuten gesendet, um wegen einer Vergrößerung ihrer Pflanzungen mit den Hottentoten zu unterhandeln, das heißt, mit der bescheidensten Artigkeit um dasjenige zu bitten, was sie, im Falle es verweigert würde,

mit Gewalt der Waffen auf eine ihnen sehr unangenehme Weise zu nehmen sich genöthiget sehen würden.

Tquassou, berühmt wegen seiner ungeheuern Humanität, behandelte die Wilden (so pflegten die Hottentoten uns Europäer zu nennen) mit bezaubernder Holdseligkeit, das heißt, er versprach ihnen Vieles, was er keineswegs zu erfüllen gesonnen war. Er selbst setzte das Capo der Gesandtschaft auf eine Decke von Schaffellen, mit Fett reichlich beschmiert, und kochte ihm eigenhändig die Eingeweide der fettesten Strauße und Elephanten in ihrem eigenen Blute. Der erkenntliche Fremdling unterrichtete dagegen den edeln Tquassou in den Sitten der Wilden, das ist: der Europäer, und unterhielt ihn oft mit physikalischen Experimenten, indem er aus einer engen Röhre Feuer hinausprallen ließ, welches dann die Luft mit einem Donnerknalle durchflog, und irgend einen gemeinen Hottentoten so gewaltig zu Boden schlug, daß er gewöhnlich vor Erstaunen das Wiederaufstehen vergaß.

Nicht minder eifrig und galant bemühte sich Mynheer, der liebenswürdigen Knonmquaiha gefällig zu sein. Er umschlang ihr rabenschwarzes struppiges Haar mit goldenen Schnüren, ihre rabenschwarzen Arme mit Silberspangen, ihren rabenschwarzen Nacken mit leuchtenden Glasperlen. Manchmal bewirthete er sie mit den feinsten Liqueurs, die das Herz der ebenholzenen Dame mit Lust, und ihre Augen mit Blitzen erfüllten, ja, er lehrte ihr sogar ein mit dürren Blättern angefülltes Gypsröhrchen entzünden, und Rauchwölkchen zwischen den Korallenlippen hervorblasen. Nach

Verlauf eines Monats wurde der Fremdling, reich beschenkt mit Elephantenzähnen und — Versprechungen, entlassen. Die schöne Knonmquaiha war von der zierlichen Abschiedsrede des galanten Mynheer, von welcher sie kein Wort verstand, so ergriffen, daß sie einige schwarze Thränen aus den blitzenden kleinen Augen über die platte Nase herabgleiten ließ.

Tquassou biß sich in die Unterlippen, und Mynheer konnte ein ironisches Zucken der Oberlippe nicht ganz verbergen.

Als die Gesandtschaft abgereis't war, lebten Tquassou und seine Gattin wieder in der vollkommensten Eintracht, und baten den großen Gounja Ticquoa, welcher den Mond anzündet, um baldige Beglückung mit einem Erben der Stämme N'oh und Hingn'oh. Bald zeigten sich die Spuren der erhörten Bitte, ach, nur zu bald!

Knonmquaiha erhielt von nun an die ausgesuchteste Kost: frisches Kälbergedärm und Milch von wilden Eseln; auch bereitete man ihr ein Lager von köstlichem Elephantendünger. Als die schicksalsvolle Stunde der Entbindung herannahte, erhob sich ein Sturmwind mit furchtbarem Geheul; die Gebirge widerhallten von Donnerschlägen, und schwarze Wolken verhüllten den Mond. Plötzlich erscholl das Zeter- und Jammergeschrei, Knonmquaiha habe ein Ungeheuer zur Welt gebracht, der unglückliche Sprößling der schönsten schwarzen Eltern gewähre den scheußlichen Anblick der häßlichsten weißen Farbe.

Vergebens wusch man das kleine Ungeheuer mit Aloe-

saft, vergebens legte man es in die schwärzende Sonnenglut, vergebens bestrich man es mit dem Fett schwarzer Thiere,— das Unglückskind behielt die abscheuliche weiße Farbe. Nach langem Nachsinnen, wie dieses fatale Spiel der Natur zu erklären sei, gerieth ein hottentotischer Weltweiser endlich auf die Bemerkung, diese Erscheinung sei das Werk des bösen Geistes Cham-ouana, dessen Einfluß die Phantasie der guten Knonmquaiha, mit der verabscheuten weißen Farbe des Mynheer van Snikersee bekleidet habe.

In Folge dieser weisen Präsumtion, wurde die schwarze Mutter und ihr weißer Sprößling von den Richtern mit hottentotisch-grausamer Strenge zum Tode verurtheilt, und zwar zu einem gräßlichen.

Der kleine Weltbürger wurde nämlich in einem Walde an einen Baumast, den Kopf abwärts hängend, angebunden und den wilden Thieren zur Speise überlassen. Knonmquaiha aber, als die vom bösen Geiste Cham-ouana in der Gestalt des Mynheer van Snikersee Verführte ward in einen Kreis von Männern, mit Knitteln bewaffnet, gestellt; Tquassou mußte sich, den Landesgesetzen gemäß, die traurige Pflicht gefallen lassen, den ersten Todesstreich auf sie zu führen. Dreimal hob der Unglückliche den Arm, dreimal sank der Arm kraftlos. Endlich gab ihm die Verzweiflung die Kraft zum Schwunge, und der Knittel traf die platte breite Nase, die ihn beim ersten Anblick der Schönen bezaubert hatte. Sogleich fiel ein Hagelregen von den Knitteln der Uebrigen zermalmend auf den Leib der Unglücklichen, die ein Opfer des bösen Geistes ward.

Der zerschmetterte Körper wurde in eine Rhinoceroshaut eingenäht und in's Meer geworfen. Der trostlose Tquassou bestieg einen Felsgipfel, von dem er in die Tiefe des Flutengrabes hinabstarrte. In einer Nacht, da er, mit den Wölfen wetteifernd, zum Mond aufheulte, trugen die Wellen den Rhinoceros-Sarg der unglücklichen Knonmquaiha daher. Dreimal schrie der wehklagende Tquassou: „Bo! bo! bo!" Mit dem dritten: Bo! sprang er in's Meer.

Die Rhinoceroshaut öffnete sich und nahm den armen Tquassou in ihren dunklen Umfang auf. Das Volk glaubte, den Verschwundenen habe der Mond aufgezogen. Noch jetzt lebt das Andenken an das unglückliche schwarze Ehepaar in den Herzen der Hottentoten, deren Hochzeitgesänge seit der Zeit mit dem Wunsche schließen:

Glücklicher als Tquassou sei der Gatte!
Keuscher als Knonmquaiha sei die Gattin!

Wanderungen unter Schutt und Trümmern, Staub und Asche.

I. Die Kynast-Burg.

Beim Lichte besehen, ist wohl eigentlich unser ganzes Leben eine Reise durch Schutt und Trümmer, Staub und Asche. Dabei hat jeder Mensch seinen Reisegefährten, der Eine das Glück, der Andere das Unglück; der Eine den Frohsinn, der Andere den Trübsinn, der Eine den Reichthum, der Andere die Armuth; der Eine die Gesundheit, der Andere ein organisches Gebrechen, der Eine Phantasie und Gemüth, der Andere Verstand und Klugheit. Leicht reiset man und schnell auf der Eisenbahn, noch leichter und schneller im Luftballon der Einbildungskraft, der kräftigsten aller Dampf- und Flugmaschinen.

Komm, lieber Leser, und theile mit mir die Reise-Manie unserer Zeit! Wir besuchen die Reste der Vorwelt, und klettern unter den Burgruinen des Mittelalters herum. Jetzt sind wir in Schlesien.

Ich halte Rasttag bei dem Dörfchen Hermsdorf. Es lehnt sich an den Fuß des Berges, auf dem die Ruinen der Kynast-Burg stehen. Sie wurde im Jahre **1292** von dem schlesischen Fürsten Bolko dem Ersten erbaut, im Jahre **1675** aber von einem Blitze bis auf wenige Trümmer zerstört. Es frägt sich nun, wer von beiden der Gewaltigere war — der Fürst oder der Blitz?

Ich besah mir das niedliche Dörfchen. Ueber der Thür eines Hauses hing eine Tafel, auf welcher die Verslein standen:

„Wer den Kynast will beschauen,
Mag sich hier mir anvertrauen.“

Ein Bauer trat heraus und meldete mir unter vielen demüthigen Bücklingen, er sei der, von dem Grafen Schaffgotsch, dem Herrn des Ortes, ernannte Kommandant der Veste Kynast und als solcher der Führer der Fremden, welche die Burg zu sehen wünschen. Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten, über die Erscheinung eines armseligen Männleins, das sich mir als Kommandant einer nicht mehr existirenden Veste zu erkennen gab; ich verzieh' ihm aber die Albernheit, da mir einfiel, daß uns im Leben so viele Menschen begegnen, die stolz sind auf ein Nichts, das vielleicht einmal ein Etwas war.

Die Gestalt des negativen ländlichen Festungskommandanten war das Gegentheil von dem, was man imposant, seine Physiognomie das Gegentheil von dem, was man geistreich nennt. Ein durchlöcherter breitkrämpiger Hut, einst schwarz, jetzt weiß, Hemdärmel, einst weiß, jetzt schwarz, und ein aus Ueberresten mehrerer langer Beinkleider zusammengesetztes kurzes Beinkleid, ein wahrer Bein- und Peinkleider-Verein, bedeckten die sterbliche Hülle des Männleins.

Er schrie zur knarrenden Hausthür hin: „Buben heraus!“ — Und sieh' da! Ein Knäuel von zwölf Buben entwickelte sich drängend, balgend und schreiend durch das morsche Pförtlein, dem bei diesem Sturme einige abgestoßene

Splitter entfielen. Der Kommandant stellte sich an die Spitze der kleinen Soldateska, musterte schmunzelnd das erzeugte Dutzend und erzählte mir mit stolzem Selbstgefühl, die Veste Kynast sei wohl mehrmal bestürmt, aber nie erobert worden. Ich glaube, daß wenige Festungen, und noch weniger weibliche Herzen ein Gleiches von sich rühmen können.

Der Herr Kommandant ließ nun durch seinen ältesten Buben einen Pöller abfeuern. Ueberraschend war die Nachwirkung des Knalls, indem er, wie das Crescendo der Fama, wenn ihre Posaune eine Großthat oder ein Meisterwerk der Welt verkündet, mit vielfach wiederholten Echos zwischen den umliegenden Bergen forthallte, bis er, immer schwächer und schwächer, gleich dem verkümmerten Leben eines genialen Menschen, in der Ferne verklang.

Ich stieg nun mit der mich begleitenden Generation, deren Stammfrau von den Beschwerden dieses Lebens schon in dem unterirdischen Schlafgemach ausruhte, auf einem civilisirten ebenen Wege sachte und bequem bergan. Nach Verlauf einer halben Stunde stand ich vor dem zerfallenen Thore der alten Burg. Der Bauer, dessen kriechende Demuth mir so lächerlich schien, bat mich nun unter häufigen Kratzfüßen, hier zu warten; er ging in den nahe stehenden, ziemlich wohlerhaltenen Wachtthurm. Nach einigen Minuten öffnete sich das Pförtlein. Heraustrat, statt des nichtigen Bauers, eine soldatische Figur in blauem Ueberrock, einen kurzen Säbel an der rechten Hüfte, einen Haselstock in der Hand, einen martialischen Sturmhut auf dem Kopf, der, nach der linken Seite zu, tief in die Stirne gedrückt war.

Ich erkannte den escamotirten Landmann nur dadurch wieder, daß seine zwölf Sprößlinge ihm in drei Reihen, vier Mann hoch, nachfolgten.

Der jüngste derselben lieferte den Beweis, daß man nicht nur die Menschen, sondern auch die Trommeln mißhandeln kann. Der veredelte Bauer verkündigte mir nun mit einer erzwungenen Baßstimme, und mit möglichst stolzer Haltung, daß er sich geneigt finde, meiner Bitte wegen Besichtigung der Burg ohne Anstand zu willfahren.

Ich erblickte in dieser Verwandlung ein Bild von der Schwäche des Menschen, der sich übernimmt, sobald er, auf günstige äußere Zufälle gestützt, ohne Veredlung seines Innern, plötzlich etwas zu sein glaubt. Ich dachte dabei an das Sprichwort: „Das Kleid macht den Mann." Dieses Sprichwort geißelt aber nur den Mann, weil er nicht eitel sein soll, wogegen dem Weibe die Eitelkeit verziehen wird, da die Natur den Schönen wie den Unschönen des schönen Geschlechtes den Wunsch, schön zu sein, um zu gefallen, in das Herz gepflanzt hat.

Wir marschirten nun durch drei ehemalige noch jetzt sogenannte Thore, das heißt, Maueröffnungen, über drei große, von einzelnen Mauerresten umgebene Plätze. Die Ueberbleibsel verklungener Herrlichkeit waren mit Gras, Moos und Unkraut überzogen. Aus den Ritzen und Spalten des geborstenen Gesteines drängten sich Bäume und Sträuche hervor. Unter dem Trümmergeklüfte haus'ten viele Habichte mit ihren werthen Familien; sie glaubten vermuthlich als Raubvögel vorzugsweise ein Recht zu haben,

die von den alten Raubrittern zurückgelassenen Wohnsitze sich zuzueignen.

In diesen Höfen befinden sich noch drei Brunnen; zwei derselben schmachteten ohne Wasser. So vertrocknen auch in manchem Dichter unter ungünstigen Verhältnissen und Umständen die Quellen seines schöpferischen Geistes. Nachdem die Überreste der Rüstkammer und einiger Zimmer der Burg durchwandert waren, führte mich der Kommandant in die Ruinen der Küche, die er mir als den Schauplatz einer sehr kläglichen Geschichte ankündigte, von welcher ich das Sonderbarste hier nacherzähle.

Es war am 2. März des Jahres 1635, als Graf Johann Ulrich von Schaffgotsch, General der kaiserlichen Truppen in Schlesien, damaliger Besitzer der Burg Kynast, seinen Geburtstag, wie er es in jedem Jahre zu thun pflegte, in Einsamkeit und Andacht zubrachte. So tiefe Stille aber in seinem Kämmerlein herrschte, eben so laute Fröhlichkeit ließ sich in dem Speisesaale vernehmen, in welchem mehrere, zur Feier dieses Tages geladene Gäste versammelt waren. Unter diesen befand sich auch der Pastor Thieme, ein Mann, der wegen seiner Kenntnisse in der Astrologie und Chiromantie, auf welche er seine Vorhersagungen gründete, im hohem Rufe stand. Er selbst rühmte sich öffentlich, daß er die Gabe besitze, aus der Konstellation der Planeten jedem Menschen, sobald er dessen Geburtsstunde wisse, sein Schicksal vorhersagen zu können.

Es ist bekannt, daß der Rebensaft in den Menschen nach Verschiedenheit ihres Temperaments sehr verschiedenar-

tige Stimmungen erzeugt. Dieser edle Geist, der jetzt den Frohsinn aller Gäste auf der Kynast-Burg erhöhte, that auf den ernsten, zur Schwermuth geneigten Pastor gerade die entgegengesetzte Wirkung. Er wurde nach jedem geleerten Glase schweigsamer und trübsinniger. Als endlich alle Anwesende sich erhoben, die Becher schwenkten, auf das Wohl und auf ein langes Leben des Burgherrn tranken, erblaßte der greise Pastor; Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Alle Gäste geriethen darüber in Bestürzung. Jedem erstarb das Wort auf den Lippen. Nach längerm Schweigen wie aus einer Betäubung erwachend, bestürmten sie den Unglücklichen, über häuften ihn mit Vorwürfen, und verlangten von ihm die Aufklärung über dieses sonderbare Benehmen.

Thieme sammelte sich mühsam und sagte dann schwer beklommen und mit gepreßter Stimme:

„Weh mir, daß die Umstände mich zwingen, ein Geheimniß zu offenbaren, welches in meiner Brust verschlossen bleiben sollte! So, wie die Sache nun steht, würde mein Schweigen bösen Argwohn, vielleicht sogar Zwist erregen. Wisset denn, geehrte Gäste! nur die innigste Liebe zu meinem Patronatsherrn war es, die mir bei dem allgemeinen Jubel bittere Thränen erpreßte. Vernehmet das höchst betrübende Geheimniß, sobald ihr mir das Ehrenwort geben wollet, an Niemanden außer diesem Kreise etwas davon zu verlautbaren!" —

Alle gelobten die strengste Verschwiegenheit. Thieme fuhr fort: „Mars und Saturnus standen bei der Geburt

des Grafen in einer gefährlichen Opposition; dies deutet auf einen gewaltsamen Tod durch das Schwert." —

Als Thieme diese Worte mit zitternder Stimme gesprochen hatte, sank er auf die Knie, faltete die Hände, und rief mit Inbrunst: „Allmächtiger Gott! Herr des Lebens und des Todes! Sei gnädig und wende das böse Zeichen zum Besten unsers edlen Wohlthäters!" —

Alle Anwesenden hatten dieses Gebet in ihren Herzen andächtig mitgesprochen. Sie reichten sich dann schweigend die Hände und verließen tiefbetrübt die Burg.

Während jener Scene war des Grafen Kammerdiener horchend an der halbzugelehnten Thüre gestanden. Er beschloß, das Geheimniß noch heute dem Herrn zu hinterbringen, theils aus Besorgniß für diesen, theils aus Haß gegen den Pastor, dessen angebliches Vorhersehungsvermögen er für eine frevelhafte Anmaßung hielt.

Als er daher den Grafen entkleidet hatte und dieser nach gesprochenem Abendgebet zu Bette ging, bat der Diener den Gebieter um die Erlaubniß, noch etwas vortragen zu dürfen, weil doch jede Nacht gar leicht des Menschen letzte sein könne. Der Graf erwiederte:

„Sprich aufrichtig, wie es einem getreuen Diener geziemt! Ich bin jeden Augenblick bereit, vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen."

Der Kammerdiener erzählte nun hastig, was er bei dem Mittagsmale gehört hatte. Der Graf sagte, ohne eine Miene zu ändern, mit ruhigem Lächeln:

„Herr! Dein Wille geschehe!" — dann wendete er sich

an den Zuträger mit den Worten: „Die Gabe des prahlenden Sterndeuters wollen wir auf die Probe stellen, eine Probe, die er wohl kaum zu seinem Ruhme bestehen möchte. Sende denn, sobald das nächste Morgenroth am Himmel leuchtet, an Alle, die heute meine Gäste waren, einen reitenden Boten, und lade sie zu einer Jagdpartie, dann zum Mittagsschmaus! Du siehst hieraus, daß ich wenigstens noch den nächsten Tag zu erleben gedenke. Nun gute Nacht!" —

Der Diener verließ das Schlafgemach, voll Erstaunen über die Gemüthsruhe des Grafen, zugleich voll Neugier, was denn an dem nächsten Tage sich ereignen möge.

Schon hatten die geladenen Gäste sich eingefunden; der Graf empfing sie mit gewohnter Herzlichkeit; auch sie begrüßten ihn mit inniger Freude, deren Glanz jedoch durch die Spuren einer Wehmüth getrübt wurde, die sie nicht zu bemeistern vermochten.

Als Alle versammelt waren, ließ der Graf ein säugendes Lamm bringen, hob es auf seine Arme, ging damit zum Pastor und sagte: „Lieber Wundermann! Ich habe schon so viel von Euerer seltenen Weissagungsgabe vernommen, daß ich voll Verlangen bin, selbst etwas davon zu sehen. Thut mir doch den Gefallen, diesem Lämmchen hier die Nativität zu stellen!" —

Mehrere Gäste brachen über diesen Scherz in lautes Gelächter aus; der Pastor gerieth aber in peinliche Verlegenheit, da er nicht wußte, wie die Sache zu nehmen sei. Das traurige Ereigniß am gestrigen Tage trat wie eine dü-

stere Wolke vor seine Seele, und er war unter den Lachenden der Einzige, dessen Augen sich mit Thränen füllten. Der Graf sagte: „Frisch an's Werk, lieber Pastor! Wenn Ihr die gerühmte Gabe wirklich besitzt, so muß Euch das leicht sein!" —

Thieme bemerkte dagegen, wenn er auch die ihm eigene Gabe des Nativitätstellens nicht läugnen wolle, so wäre doch immer ein gewaltiger Unterschied in ihrer Anwendung auf Thiere oder Menschen. Der Graf ließ alles Weigern nicht gelten, und drang in den Pastor, dem Lamm das Horoskop zu stellen.

Als Thieme nun sah, daß er, ohne den Grafen zu beleidigen, nicht länger widerstehen dürfe, bat er, man möge den Schäfer rufen, von dessen Herde das Lamm sei. Der Gerufene erschien. Thieme fragte den Mann, an welchem Tage, und in welcher Stunde das Lamm geworfen sei. Nachdem der Alte, über die Frage lächelnd, die bestimmte Auskunft gegeben hatte, trat Thieme seitwärts, schrieb, nach langem Nachsinnen, Zeichen und Ziffern, kam dann zurück und sagte im Tone der Zuversicht: „Dieses Lamm wird der Wolf fressen." —

Alle Gäste stimmten einen Lachchor an, der kein Ende nehmen wollte, nur zwei Personen lachten nicht: der Pastor und der Graf. Das Gesicht des Ersteren entglühte in dunkler Röthe. Seine Mienen zeigten eine Mischung von Beschämung, Zorn und Schmerz, und er verließ die Gesellschaft mit den Worten: „Der Himmel gebe, daß ich ein falscher Prophet sei!" —

Der Graf schwieg einige Zeit, in tiefes Nachdenken versunken; dann, sich zur Heiterkeit zwingend, sagte er: „Dem Lämmlein mag es wohl gleichgültig sein, ob es von einem Wolfe oder von Menschen verschlungen wird. Ich aber habe meine guten Gründe, einen solchen Leckerbissen dem Meister Isegrimm nicht zu gönnen. Um nun das schmackhafte Gericht mir und meinen Gästen zu sichern, soll es sogleich geschlachtet werden, und unzerstückt als ganzer Braten auf der Mittagstafel erscheinen, wo wir es dann in der Gegenwart des Pastors bis auf den letzten Bissen verzehren wollen. Hat sich der Prophet dann in einem Falle geirrt, so kann er auch in einem andern fehlen. Nun auf, zur Jagd!" —

Die Gäste bestiegen ihre Rosse. Fort sprengte die fröhliche Schaar. Gewieher, Hundegebell und Hörnerklang, von manchem Echo wiederholt, verlor sich im nahen Wald, und die Gestalten der stattlichen Jäger verschwanden zwischen den, im Morgenglanze schimmernden Bäumen.

Wie die höher steigende Sonne am Himmel, so flammte das immer höher auflodernde Feuer auf dem Küchenherde. Der Koch, voll Eifer, für so viele Gäste so Vieles zu besorgen, sprang herum wie ein Rasender, während das geschlachtete Lamm, seines Vließes entkleidet, in größter Gemüthsruhe am Bratenspieße stak. Der Koch verließ das Reich, in dem er als unumschränkter Herrscher waltete, um in dem Küchengarten einige aromatische Kräuter zu sammeln.

Indeß aber ereignete sich etwas, aus dem wir die Lehre ziehen können, daß Vorsicht besser ist, als Nachsicht,

daß die Natur ihr Recht behauptet, und daß man das alte Sprichwort: „Trau'! schau'! wem?" nie ganz vergessen soll.

Der Bösewicht, welcher dieses Ereigniß veranstaltete, war aber kein Anderer, als der Meister Isegrimm selbst, nämlich ein zahmer Wolf, welcher seit vielen Jahren auf der Kynast-Burg als Haushund angestellt war. Er hatte überall freien Zutritt, war sogar wegen seiner Leutseligkeit und Humanität bei Menschen und Thieren, bei Jung und Alt beliebt; nicht einmal die Spatzen fürchteten sich vor ihm, wenn er zwischen ihnen über den Hof schritt. Seine Bescheidenheit ging so weit, daß er nichts Eßbares anrührte, wenn man es ihm nicht eigens vorwarf oder vor die Schnauze hielt. Mit diesen schönen moralischen Eigenschaften vereinigte Meister Isegrimm auch eine besondere Kunstfertigkeit; er ließ sich nämlich wie ein Küchenjunge zum Drehen des Bratenwenders gebrauchen. Dadurch gewann er das allgemeine Vertrauen der Burgbewohner, die nun gar nicht mehr daran dachten, daß der Wolf ein Wolf sei. Aber — aber! Traue ja Niemand einem Wolfe, am wenigstens einem Wolf im Schafspelze!

Der gute Hauswolf stand nun einsam in der Küche und drehte den Bratenwender mit lobenswürdigem Diensteifer. Da verbreitete das ominöse Lamm, je mehr es gebraten wurde, einen Wohlgeruch, der mit jeder Minute köstlicher und lockender wurde.

Als unpartei'scher Geschichtschreiber muß ich, auf das Zeugniß des Schloßkommandanten gestützt, der von der Sache eben so wenig weiß, als ich selbst, dem Wolfe zu

seiner Ehre nachrühmen, daß er alle Foltergrade der Versuchung ausstand, eh' er sich entschloß, das verlassene Lamm sich zuzueignen; zu seiner Rechtfertigung führe ich noch an: Er dachte entweder, dieses wohlriechende Ding sei eine herrenlose Sache und — res nullius cedit primo occupanti, wie das römische Recht sagt, oder — was ein möglicher Fall wäre, — er dachte dabei gar nichts. Kurz! Ein Sprung — und das Lamm befand sich im Rachen des Wolfes! Das ist so eine Eigenheit der — thierischen wie der menschlichen Wölfe.

Der Lammbraten ward mit einer an's Unglaubliche grenzenden Schnelligkeit verzehrt. Zwanzig gefräßige Gäste hätten dies nicht in so kurzer Zeit prästiren können.

Jetzt trat der Koch in die Küche; sein erster Blick vermißte das Lamm. — Einige Knochen, die auf dem Boden lagen, verriethen sogleich den Thäter, der jedoch so ruhig dastand, als wäre gar nichts vorgefallen. Erst als der fluchende Koch einen Feuerbrand ergriff, und ihn nach dem Verbrecher schleuderte, schien in diesem das Bewußtsein eines verübten Unrechtes zu erwachen, und er that, was ihm die Klugheit gebot, — das heißt, er verließ augenblicklich den Ort der unschuldigen Frevelthat und floh über den Hof schnell wie Wolkenschatten, die vor der durchdringenden Sonne fliehen.

Der Koch stand lange, stumm und starr im Äußern wie der Vulkan, während in seinem Innern die Wuth wie eine wilde Feuermasse kochte. Nachdem die Verzweiflung seine unglückliche arme Küchenseele unter den gräßlichsten

Gedanken herumgejagt hatte, faßte er endlich zu seiner Beruhigung den klügsten Entschluß, den er auftreiben konnte, nämlich den: er wolle eine solche Menge von Gerichten auftischen lassen, daß die Gäste, welche ohnedies von der Jagd mit einem Wolfshunger zurückkommen müßten, den elenden Lammbraten gar nicht vermissen könnten. Hätte der gute Mann gewußt, in welcher astrologischen Verbindung dieser Vorfall mit dem Schicksale seines Herrn stand, so würde er die Sache nicht so leicht genommen haben.

Von diesem Augenblicke an nahm die bisher lustige Geschichte eine sehr tragische Wendung. Was nun folgt, ist so schmerzlich, so erschütternd, daß ich es nicht wagen darf, das Gemüth des Lesers durch das Ausmalen aller Züge und Umstände der Erzählung zu foltern.

Die Gäste kamen von der Jagd zurück, Frohsinn und gute Laune mit ihnen. Als der größere Theil der Gerichte schon verzehrt war, und der Lammbraten noch immer nicht erschien, befahl der Graf, denselben aufzutischen. Der Braten kam nicht. Die Gesichter der Diener zeigten Verlegenheit. Der Graf wiederholte den Befehl und verlangte augenblicklichen Vollzug. Nun trat der Koch, bleich wie seine Schürze, in den Saal, stürzte zu des Grafen Füßen, und legte, zitternd und um Gnade bittend, das Geständniß der Wahrheit ab.

Der Pastor sank vom Stuhl; alle Gäste stießen einen Schrei des Entsetzens aus; der Graf aber hob schweigend die Augen zum Himmel, und sagte mit ruhigem, festen Ton: „Herr! Dein Wille geschehe! Das Kleinste mag im

Weltall dem Größten dienen, wie das Größte dem Kleinsten. Deine Wege, o Herr, sind uns Kindern des Staubes in Dunkelheit gehüllt!" —

Den Grafen befiel nach diesen, mit hoher Aufregung gesprochenen Worten eine Sinnesschwäche. Er stand auf und ließ sich in sein abgelegenes Gemach führen. Die Gäste verloren sich wie Schatten.

Der edle Graf wurde kurze Zeit nach diesem Ereigniß, einer Verbindung mit den Schweden und des Hochverraths angeklagt, am **25.** Junius des Jahres **1635** nach Regensburg gefordert, um vor den Reichsständen gerichtet zu werden, und am **23.** Julius desselben Jahres als ein schuldloses Opfer seiner Feinde enthauptet.

Das Schwert der Enthauptung liegt in Hermsdorf unter dem Kynast eingegraben, wird aber Niemanden gezeigt. Der Sarg mit Kopf und Leib ruht in Regensburg auf dem Kirchhofe zur heiligen Dreifaltigkeit in einem gewölbten Grabe.

II. Kunigunde von Kynast.

Wie im Leben, so folgt auch bei meinen Wanderungen auf eine dunkle Stelle wieder eine lichte. Halte dich denn, lieber mitwandernder Leser, bereit, wenn nicht zum Lachen, wenigstens zum Lächeln! Eine schöne, junge, aber tolle Männerfeindin, die sich endlich auf eine seltsame Weise, im Widerspruche mit sich selbst, eines Bessern belehren und bekehren läßt, bleibt immer ein ergetzlicher Gegenstand für die gute Laune.

Um mich auf die Geschichte des eben so schönen als spröden, und eben so spröden als schönen Burgfräuleins gehörig vorzubereiten, brachten mir die Kinder des Festungskommandanten einen Haubenstock, dessen verzerrtes Angesicht, statt der Lockenfülle mit Igelborsten umgeben, ich küssen, wo nicht, ein Lösegeld für meine Enthaltsamkeit bezahlen sollte. Ich entschloß mich für das Letztere, und vernahm dafür die Historie von der liebenswürdigen Kunigunde, von der ich dem Leser dasjenige, was ich davon verstanden habe (drei Erzählende schrieen immer zugleich, einander zu überschreien bemüht), nach meiner Art und Weise hier mittheile.

Daß häßliche und alte Jungfern dem männlichen Geschlechte abhold werden, ist nichts Neues; daß aber ein Mädchen, jung, schön und reich, eine Todfeindin der armen Männer wird, das muß allerdings Verwunderung erregen, kann aber auch zugleich einen Beweis liefern, daß an verunglückten Versuchen zu lächerlichen Frauen-Emancipationen zu keiner Zeit ein Mangel war.

In irgend einem Jahre des Mittelalters lebte einmal ein Besitzer der Burg Kynast, der schon als Muttersöhnlein gewohnt war, Alles zu bekommen, was er haben wollte. Er wollte aber nichts anderes haben, als Pferde, Hunde und Geld. Das konnte die Mutter geben, und sie gab es auch reichlich. Hätte das Söhnlein Bildung und Geist verlangt, so wäre die zärtliche Mutter in Verlegenheit gekommen. Der Vater liebte den Wein mehr, als die Gemahlin und den Sohn, und wußte kaum, daß Beide

noch lebten, bis er eines Tages, den Becher in der Hand, selbst zu leben aufhörte. Der gute Sohn schwor auf die Leiche des Vaters, seinen bisherigen guten Eigenschaften auch die Liebe zum Weine beizugesellen und er hielt sein Wort redlich. Den Bitten seiner sterbenden Mutter zu lieb, heiratete er ein armes Fräulein. Er forderte von der jungen Frau einen Sohn; sie gebar ihm aber eine Tochter. Die Mißhandelte dankte dem Tod, daß er nach wenigen Monaten die Ehescheidung bewirkte. Der mißvergnügte Ritter gerieth nun auf den Einfall, das Mädchen durch eine männliche Erziehung zum Manne zu machen. Seine Bemühung hatte leider einen schnellen, alle Erwartung übersteigenden Erfolg.

Kunigunde wurde bald eine Art von Waldmädchen. Sie lief mit Hirschen und Hasen in die Wette, sie tummelte die wildesten Pferde; sie schwang die Lanze, stürzte mit den Knappen in den Wald, und hetzte den Eber. Der Vater wollte vor Entzücken über dieses Wunder der Natur aus der Haut fahren; er nannte sich den glücklichsten aller Väter.

Ach! wie viel schneller und leichter geht es mit der Entartung als mit der Veredlung des Menschen!

Der glückliche Vater überließ sich seinem Hange zum Trinken mit jedem Tage mehr, und so entstand endlich aus dem Trinken die eigentliche Trunkenheit, denn Laster wachsen im Menschen schneller als die Tugenden; auch hat der Mensch, als traurigen Vorzug, das Laster vor dem Thiere voraus, daher wir auch täglich lasterhaf-

te Menschen, aber nie ein lasterhaftes Thier erblicken.

Der Ritter hegte nun die, sehr vielen Betrunkenen eigene Meinung; er glaubte nämlich im jedesmaligen Rausche, daß ihm Alles möglich sei. Diese irrige Meinung exaltirte ihn während einer Weinbegeisterung an einem schönen Sommerabend so gewaltig, daß er an den, am Rande jäher Abgründe erbauten Ringmauern Reisige mit Kienfakeln aufstellen ließ, nach einem Trinkgelage in voller Rüstung seinen Rappen bestieg, und, ohne auf die Bitten des Töchterleins und die Vorstellungen seiner Zechbrüder zu hören, auf dem obern Rande der Burgmauer mit den Worten dahinsprengte: „Ich kann Alles, was ich will; euch aber, ihr Hasenfüße, will ich zeigen, was reiten heißt!“ —

Bei dem letzten Worte glitschte der gejagte Rappe auf einem spitzigen Steine aus. Wildes Gewieher und Eisengerassel, ein vielstimmiger Schrei der Zuschauer, ein Fluch des Trunkenen — und Roß und Reiter lagen zerschmettert im nächtlichen Schlunde des kurz vorher verspotteten Abgrundes.

Vergebens stand Kunigunde, von den Zechbrüdern augenblicklich verlassen, die ganze Nacht hindurch mit den fakelnhaltenden Reisigen auf dem Mauerrand; vergebens scholl ihr Zuruf, ihre Wehklage in den Abgrund; die schauerliche Tiefe gab keinen Laut zurück. Als der Tag sich zu lichten begann, befahl sie allem Burggesinde, über die spitzigen glatten Felszacken in die Schlünde, wohin nie ein Strahl der

Sonne drang, hinabzusteigen. Nur die verheißenen Belohnungen bewogen die Gefährdeten zum Gehorsam. Erst nach einigen Stunden kehrten sie mit dem zermalmten, fast unkenntlichen Leichnam des Ritters zurück.

Kunigunde ließ ihm am dritten Tage auf der Stelle, wo er gestürzt war, ein Grabmal errichten. Um Mitternacht besuchte sie die Todesstätte, und verweilte hier bei jeder Witterung, bis die Glocke des Schloßthurmes Ein Uhr schlug. Der Düstersinn, der sich ihrer nun bemächtigte, vermehrte ihre Wildheit. Sie stieß in ihrer nächtlichen Einsamkeit Verwünschungen gegen die Felsen aus, die ihren Vater getödtet hatten, Verwünschungen gegen die feigen Zechbrüder, in denen sie nun das ganze männliche Geschlecht haßte. In diesem erbitterten, nach Rache an der Natur und an den Menschen lechzenden Stimmung faßte sie den Entschluß, nie einem Manne anzugehören.

Es währte aber nicht lange, als mehrere Versuche und Versucher in der Absicht erschienen, diesen Entschluß wankend zu machen. Was versucht der Mensch nicht? das Unmögliche ist vor ihm nicht sicher. So lange er lebt, versucht er und wird versucht. Sein ganzes Dasein ist ein Versuch, glücklich zu werden und sein Leben dem Tode abzukämpfen oder abzulügen.

Die Zugbrücke der Burg Kynast mußte nun jeden Tag wenigstens dreimal aufgezogen werden, um einen Ritter als Freiwerber einzulassen. Dabei entfaltete sich eine solche Verschiedenartigkeit von Charakteren, Gesinnungsweise und Formen, daß ein dramatischer Dichter sich Stoff zu mehreren

Schauspielen hätte sammeln können, vorausgesetzt, daß er den äußern Schein und das Galagesicht, welches der Mensch da, wo er sich beliebt machen will, wie eine Maske und Larve vornimmt, von dem, was dahinter steckt, zu unterscheiden wüßte.

Das Fräulein gestattete jedem Freiwerber den Zutritt. Sie horchte dem Sprechenden mit Würde und Ruhe, heftete aber dabei auf ihn einen durchdringenden Blick, der Manchen in eine solche Verwirrung setzte, daß der Strom seiner wohl einstudirten Rede in's Stocken gerieth, wie ein Strom, welchen der Eishauch des Winters berührt. Hatte sich Kunigunde an dem Verstummenden eine Weile ergetzt, dann sagte sie mit größter Gelassenheit: „Ritter, wenn es Euch jetzt nicht beliebt, mir zu sagen, was Ihr eigentlich wollt, und wenn es Euch gefällt, meine Antwort auf Eueren räthselhaften Antrag zu vernehmen, so möget Ihr am nächsten Gertrudistage mir Euere geehrte Gegenwart wieder schenken!" —

Mit diesem Bescheide entfernte sich, zufrieden oder nicht, jeder Brautwerber.

Endlich erschien auch der von vielen feindlichen Nebenbuhlern sehnlich erwartete Gertrudistag. Eine Menge von Freiern, deren sich nur sehr wenige Damen je rühmen konnten, fand sich ein. Die Zugbrücke drohte fast zu brechen, da sich zu der beträchtlichen Zahl der Brautwerber, die einander mit scheelen Blicken maßen, noch eine Unzahl von Neugierigen gesellte.

Im Speisesaale prangte eine lange, prächtig geschmückte

Tafel, zu beiden Seiten die vielsprechenden Gäste, obenan das schweigende Burgfräulein, deren Schönheit durch die Trauerfarbe der Kleidung erhöht wurde, wie die aus finstern Wolken hervorbrechende Sonne noch heller glänzt.

Groß war die Verschiedenheit der auf der Tafel stehenden Weine und Speisen, noch größer aber jene der Charaktere der an der Tafel sitzenden Gäste, jung und alt, schön und häßlich, klug und einfältig, stolz und schüchtern, tapfer und muthlos, geschwätzig und schweigsam.

Alle wetteiferten, Jeder nach seiner Art und Weise, der Königin des Tages zu huldigen. Sie aber empfing alle diese Huldigungen entweder mit Nichtbeachtung und Gleichgültigkeit, oder mit Spott, wobei sich nicht selten in ihre Mienen ein bitterer Zug einschlich, welcher das reizende Angesicht beinahe entstellte.

Während nun die Tischgespräche immer lebhafter, die Gruppen, von der Schönheit und vom Weine begeistert, immer bizarrer wurden, während Dieser mit Jenem zankte, der Eine süß lächelte, der Andere sich in Träume verlor, der Dritte mehr seufzte als aß, der Vierte Alles in Verzweiflung hinabschlang, ohne sich dessen bewußt zu sein, der Fünfte auf seinem Stuhl ein **perpetuum mobile** vorstellte, der Sechste einzelne Klagelaute ausstieß, der Siebente sich in Desperations-Witzeleien erschöpfte, der Achte mit seinen Heldenthaten prahlte und so weiter, erhob Kunigunde sich plötzlich, und sagte zu den Verstummenden: „Edle Ritter! Diejenigen, denen es gefällig ist, die Bedingungen zu ver-

nehmen, unter denen ich entschlossen bin, Einem von Euch meine Hand als Gatten zu reichen, mögen mir folgen!"

Sie ging mit raschen Schritten in den Burghof hinab; das wüthende Heer der Freier folgte ihr, sausend, wie die Meeresflut nach geendigter Ebbe heranstürmt. Der weite Hofraum schwand unter der Überschwemmung. An der Burgmauer stand Kunigunde still vor dem Grabmale ihres Vaters; die verstummte Menge vor ihr.

Kunigunde, von der rothen Glut der untergehenden Sonne wie in eine Feuermasse getaucht, streckte nun den rechten Arm zum Himmel und sagte: „Geist meines Vaters! Hier an deinem Grabe schwöre ich, nur demjenigen als eheliches Gemahl angehören zu wollen, der, gleich dir, in ritterlicher Rüstung zu Pferde sitzend, dahin reitet über den obern Raum der, die Burg umfassenden Mauer, und so, trotzend den Felsen, die, von deinem edlen Blute geröthet sind, trotzend dem Abgrunde, in welchen die Dämonen deinen zerschmetterten Leib begruben, deinen zürnenden Schatten versöhnt!" —

Kunigunde verschwand, schnell wie der letzte Strahl der hinter dem Gebirge versunkenen Sonne. Die Ritter glaubten aus einem Traume zu erwachen, zweifelnd an der Erscheinung und an sich selbst. Etwas der Art war ihnen noch nicht vorgekommen; die Neuheit des Falles verblüffte sie. Einige vermochten vor Erstaunen keine Silbe aus der Kehle zu bringen; Andere murmelten unverständliche Worte vor sich hin; Andere schlugen ein gellendes Gelächter auf; Einige stießen laute Flüche aus. Alle aber ließen satteln und

sprengten über die zitternde Zugbrücke in's Freie hinaus, — um bald wieder zurückzukehren.

Schon am nächsten Tage erschien der erste Brautwerber, ein Ritter, der auf dieser Welt nichts zu verlieren hatte, folglich leicht das Äußerste wagen konnte, vor dem Außenthore der Burg. Zwei als Wache hier aufgestellte Knappen befragten ihn, was ihn hieher führe und ob er die von der Dame gesetzten Bedingungen kenne. Nachdem er das Letztere bejaht und versprochen hatte, sich Allem zu fügen, erhielt er Einlaß. Man sah es ihm auf den ersten Blick an, daß er einer jener heimatlosen Abenteurer war, die, des Herumirrens und des Kriegswesens satt, Heimat und Ruhe suchten, und lebenslustig, den Tod nicht scheuten, weil sie nichts zu leben hatten.

Der Glücksritter wurde dem Fräulein vorgestellt, kalthöflich empfangen, und nach wenigen Minuten wieder entlassen wie ein Zudringlicher, gegen welchen der gute Ton unartig zu sein nicht gestattet. Man führte ihn dann in ein Zimmer, in dem sich ein zum Ausruhen einladender Armstuhl befand. Mittags folgte eine köstliche Bewirthung.

Nach geendigtem Male bat man ihn, sich in den Hof zu begeben, wo sein Roß bereit stehe. Der Burgkaplan und der Burgvogt befragten ihn, ob er gewillt sei, den Ritt über die Mauer zu wagen, wofür er, nach glücklichem Gelingen, die Hand der Dame als Belohnung anzusprechen habe.

Der Ritter warf bedenkliche Blicke auf die vor ihm starrenden Felszacken und den unter ihm gähnenden Ab-

grund, dann sagte er: „Ich bin bereit!“ — Einige wollen jedoch wissen, er wäre lieber ohne Braut heimgeritten.

Kunigunde, am Erkerfenster erscheinend, winkte dem sie feierlich Begrüßenden mit dem weißen Tuche. Die Trompete schmetterte dreimal; drei Pöller knallten und das Echo antwortete dreimal.

Das gespornte Roß sprang auf die Mauer und schritt, wohl gelenkt, die Füße behutsam setzend, dahin. Schon war die größere Hälfte des Weges zurückgelegt, da wendete das Roß den Kopf, welchen der Ritter bisher sorgsam nach der Seite der Burg gezogen hatte, gegen den Abgrund, stand plötzlich stille, schreckte, schauderte, bäumte sich, und — Roß und Reiter stürzten in den Abgrund, ein Futter für Wölfe und Geier. Kunigunde sank mit einem Wehrufe am Erkerfenster zu Boden.

Am nächsten Tage erschien ein zierliches, zart gebautes Jünkerlein, der holdeste Blondin mit seinem Burgkaplan, dessen purpurrothes, vollwangiges Angesicht gegen das schmale blasse Antlitz des jungen Herrleins einen schneidenden Kontrast bildete.

Junker Cyprianus pflegte zwar nie das Schwert zu führen, desto mehr aber die Leier zu rühren. In Kunigunden hatte er sein verkörpertes Ideal zu erblicken, und die zweite Hälfte seiner Seele zu finden geglaubt. Der Arme wußte leider nicht, daß es zwei Arten von Hälften gibt, solche nämlich, die zusammen passen, und andere, die nicht zusammen passen. Die Liebe begeisterte ihn. Er dichtete Lieder auf die Seligkeit der Liebe, die selten von

langer Dauer zu sein pflegt, und auf das Glück der Ehe, welches von vielen Umständen abhängt. Er dichtete im Voraus Lieder auf den glücklichen, Lieder auf den unglücklichen Ausgang seines Wagestückes, sogar Lieder auf seine Vermählung, die er, mit goldenen und buntfarbigen Buchstaben auf Pergament geschrieben, der ironisch lächelnden Angebeteten überreichte.

Gastmal, Trompetengeschmetter und Pöllerknall war vorüber. Das Pferd stand vor der Burgmauer, der Junker neben dem Pferde, der Burgkaplan neben dem Junker. Unglücklicherweise fiel es diesem nun ein, in den Abgrund, den er bisher nur aus der Beschreibung kannte, einen Blick zu werfen; der eine Blick war aber hinreichend, in dem Junkerchen ein solches Entsetzen hervorzubringen, daß ihm Hören und Sehen verging. Er wurde noch blässer als blaß, zitterte, wankte, taumelte und sank endlich in die ausgebreiteten Arme des Kaplans.

Der kluge Mentor wusch das Männchen mit kaltem Wasser, setzte es vor sich auf das Pferd, und trabte, einen Knappen auf jeder Seite, ohne Abschied zu nehmen, aus dem Schlosse.

Der Junker phantasirte in der folgenden Nacht auf seinem weichen Bette daheim von Abgründen, zerschmetterten Knochen, wilden Felsen, reißenden Blutströmen, Wölfen und Geiern, stand am Morgen spät, aber frisch und gesund auf, beschrieb die schauerliche Geschichte in Versen, wagte aber selbst keinen zweiten Versuch.

Am dritten Tag erschien der dritte Ritter, ein blühender,

kräftiger Mann voll Feuer und Lebenslust. Er überhäufte das Fräulein mit Liebesschwüren und Schmeicheleien, genoß viel vom köstlichen Mittagsmale, und leerte manchen Becher zu seinem Vergnügen auf ihr Wohl. Jetzt schwang er sich auf das Pferd und sprengte zur Burgmauer. Der Ritter grüßte, und tummelte das Pferd im Kreise, um sich dann mit einem Sprunge auf die Mauer zu schwingen; das stark gespornte Roß holte aber mit den Vorderfüßen zu weit aus und setzte — über die Mauer hinüber. Ein Augenblick — und Beide lagen zerschmettert in der Tiefe!

Dessen ungeachtet brachte der vierte Tag den vierten Freier. Er hatte beinahe die Hälfte des Mauerpfades erreicht, als das Schicksal ihn zu seinen Vormännern bettete. Dasselbe Trauerspiel sah der fünfte Tag. Den sechsten Freier stürzte die Hand des Todes, als er schon zwei Drittheile der Bahn zurückgelegt hatte.

So wie diesen Waghälsen geht es aber den Menschen wohl überhaupt; nur wenige Glückliche legen ihre Lebensbahn oder den Weg, der sie zu einem bestimmten Ziele führen soll, ganz zurück.

Am siebenten Tage erschien, ohne sich durch das Schicksal seiner Vormänner abschrecken zu lassen, — ein gewöhnlicher Fehler der Menschen, von denen die Stimme der Vorzeit und der Mitwelt nicht beachtet wird, — der siebente Freier, ein Jüngling, dem die Lebenslust aus den Augen sah. Er lächelte dem Fräulein fröhlich, das Fräulein lächelte ihm ironisch entgegen. Er aß und trank, bis die Trompeten erschollen und die Pöller knallten. Da stand

nun die fatale Burgmauer, und vor der Burgmauer der Lebemann. Schon bestieg er das Pferd. Er spornte; das Pferd weigerte sich hinauf zu steigen. Er spornte noch stärker; das Pferd weigerte sich noch stärker. Er spornte abermal; da drehte sich der Schimmel, sprengte von der Mauer weg, und blieb dann im Hofe stehen. Da lachte der Ritter plötzlich laut auf, und sagte: „Schimmel! du hast recht!“ und sprengte unter allgemeinem Jubel zum Burgthore hinaus. Selbst Kunigunde theilte die Freude der Burgleute, und äußerte den Wunsch, daß mit diesem glücklichen Ausgange die unglückliche Brautwerbung geendigt sein möchte. Zu ihrem Männerhasse gesellte sich nun eine düstere Schwermuth. Sie wünschte sich selbst den Tod, erklärte aber von dem, was sie geschworen, nie abstehen zu wollen.

Ihr Gemüth ward zerrüttet, ihre Phantasie verwildert. In den schlaflosen Nächten schien sich die Geisterwelt vor ihr aufzuthun. Die Schreckgestalten der Verunglückten erschienen ihr blutend, mit zerschmetterten Gliedern, mit drohenden Mienen; dann trat der Geist ihres Vaters, das gräßlichste aller Todesbilder, vor ihr Lager, und die Geisterschaar verschwand mit herzzerreißendem Wehgeheul.

Nun vergingen sechs Tage, ohne daß ein Freier sich meldete. Ein Strahl der Hoffnung erheiterte Kunigundens Seele. Sie brachte Stunden des Tages und der Nacht in inbrünstigem Gebete zu, und der Burgkaplan mußte Messen lesen, damit Gott jeden neuen Freier von dem hoffnungslosen Beginnen abhalten wolle. Schwermuth und Männerhaß bemächtigte sich aber der Unglücklichen immer mehr.

„Es ist des Himmels Wille (sagte sie), daß Keinem das Unternehmen des frevelhaften Uebermuthes gelinge; und sollte es Einem gelingen, so wäre ich die unglücklichste aller Frauen, denn lieben kann ich — Keinen!"

So war ein Monat verflossen. Eine Messe um Mitternacht ward in der Burgkapelle für die Ruhe der Todten gelesen. Am nächsten Morgen aber meldete sich, Kunigunden und alle Burgbewohner mit Entsetzen erfüllend, ein neuer Brautwerber.

Er ritt unbefangen und anspruchslos durch den weiten Hofraum; aber seine edle Gestalt und würdevolle Haltung erfüllten die Reihen der neugierigen Burgleute mit Ehrfurcht. Sein Visir war geschlossen. Ihn begleitete ein Knappe von jugendlich zartem Wuchse, dessen Gesicht aber größtentheils von einem schwarzen Bande so verhüllt war, daß man die einzelnen Züge desselben nicht entdecken konnte. Es schien, als bedecke dieses Band eine Wunde.

Der Ritter stieg ab, und trat in das ihm angewiesene Zimmer, wohin der Knappe ihn begleitete. Durch diesen ließ er nach einiger Zeit um die Erlaubniß bitten, der Herrin der Burg sich vorstellen zu dürfen.

Kunigunde erwartete ihn im Saale. Sie war schöner als je. Die Pracht des violetfarbenen Sammtkleides wurde durch den Glanz des Schmuckes erhöht. Der Ritter hatte seine Rüstung abgelegt, und trat in zierlicher Kleidung, wie zu einem fröhlichen Feste heiter und mit leichtem Anstande ein. Eine edelschlanke Gestalt vereinigte sich mit Kraftfülle, ein blühend schönes Antlitz mit geistvollem Ausdruck; Leb-

haftigkeit spielte über die Ruhe der Mienen dahin, wie der Sonnenstrahl über eine klare stille Wasserfläche, und in den dunkelblauen Augen glänzte eine wunderbare Verschmelzung von feurigem Muth mit inniger Wärme der Empfindung. Er verbeugte sich mit Anmuth und Würde. Als er sein Haupt erhob, entströmte seinem Auge ein Blick, der wie ein Lichtstrahl in Kunigundens Herz drang. Dieser überraschende Eindruck und das schmerzlich süße Gefühl, daß nun der entscheidende Augenblick gekommen sei, von dem das Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens abhänge, raubte ihr alle Fassung. Sie, die fest entschlossen war, den Ritter mit stolzer Kälte zu empfangen, stand schüchtern da, und verneigte sich mit einer lieblichen Zartheit, die beinahe an Demuth grenzte.

Der Ritter nahm das Wort und sagte: „Edles Fräulein! Ihr kennet die Ursache meines Kommens; ich kenne die von Euch gesetzte Bedingung. Ich hoffe mit Gottes Beistand der Letzte zu sein, der Euretwillen den Pfad des Todes betritt."

Kunigunde stand, in ihrem Innersten erschüttert, keines Wortes mächtig. Sie senkte die Augen zu Boden, erblaßte, bebte. Endlich fragte sie den Ritter, ob dies sein fester Wille sei, und als dieser entschieden bejahte, bat sie ihn mit steigender Begeisterung, von dem hoffnungslosen Beginnen, bei dem jeder Wagende verunglückt sei, abzustehen. Sie schilderte mit den lebhaftesten Farben die drohende Gefahr und das schreckliche Ende seiner Vormänner. Sie führte ihm zu Gemüthe, wie er selbst im Falle des Gelingens

in ihr als Gattin bald nur einen bösen Geist erblicken und sie hassen würde. Der Ritter erwiederte ihr mit festem Tone und bedeutungsvollem Lächeln: „Ich bin Mann; was ich beschlossen, führ' ich aus." —

Da stürzte Kunigunde, wie von einem Zauber ergriffen, zu seinen Füßen: „Fluch meiner Schönheit, wenn sie Euch den Tod bringt! Eine Macht des Himmels zwingt mich, seit dem ersten Blick, Euch zu lieben. Ich will für Euch, doch Ihr sollt nun und nimmer für mich sterben. Wenn Ihr — wie ich nach dem, was Ihr für mich wagen wollet, nicht zweifeln kann, auch mich liebt, — o so laßt Euch erbitten! Steht ab von dem unseligen Beginnen! Werbet nicht um die blutvergießende Hand einer Unglücklichen, die Eurer nicht würdig ist!"

Der Ritter hob die Flehende empor, ernst und trauernd, mit den Worten: „Ein Gelübde bindet mich, zu vollziehen, was ich beschlossen. Ich beklage Euch. Betet zu Gott, daß mein Beginnen nicht gelinge!" —

Kunigunde wagte einen scheuen Blick nach dem Ritter und sagte: „Diese räthselhaften Worte erfüllen mich mit Grauen. Ihr wagt für das Glück der Liebe Euer Leben und — wünschet den Tod? Wie deut' ich das?"

Der Ritter erwiederte düster: „Der Erfolg wird lehren, welche Strafe das Unrecht trifft!" —

Kunigunde, beängstigt vom schauerlichen Vorgefühl einer nahenden Ohnmacht, verließ, um in einem solchen Zustande mit dem Ritter nicht allein zu bleiben, schnell den Saal. Als sie sich erholt hatte, und wieder zurückkam, schollen ihr sanfte Lau-

tenklänge entgegen. Eine weiche Melodie begleitete die holden Betheurungen der zärtlichsten Liebe, von einer sonoren männlichen Stimme herzdurchdringend vorgetragen. Kunigunde setzte sich dem Ritter gegenüber; sie wagte es aber nicht, ihre thränenfeuchten Augen auf den Sänger zu richten. Der Ritter ließ sich nicht stören. Als das Lied zu Ende war, erhob er sich und trat zu Kunigunden mit den Worten: „Wenn das Glück mir nicht günstig ist, so nehmt diesen Gesang zum Abschiede!" —

Als der Ritter nun Miene machte, den Saal zu verlassen, sprang Kunigunde, von Schrecken ergriffen, empor, und rief, sich ihm entgegen stellend: „Wie! Ihr gedenkt doch nicht jetzt — —"

Der Ritter erwiederte sanft, doch ernst: „Die Sonne neigt sich zu ihrem Ziele; auch ich schreite meinem Ziele entgegen, und eh' sie untergeht, sei mein Schicksal entschieden!" —

Kunigunde flüsterte mit schwacher Stimme: „Der Himmel schütze Euch!" —

Der Ritter trat in den, von der Abendsonne gerötheten Burghof; sein junger Knappe führte ihm das vom Purpurroth umflossene milchweiße Pferd entgegen. Der Ritter schwang sich hinauf; der Knappe geleitete ihn bis zur Mauer. Sie umarmten sich. Schon stand der Ritter auf dem obern Rande; er blickte zuerst mit Ruhe in den gähnenden Abgrund, dann mit Zuversicht zu dem flammenden Himmel empor. Der Knappe ging, die Arme auf die Brust gekreuzt,

neben ihm. Kunigunde sank am Erkerfenster auf die Knie, und hob die Hände betend empor.

Ritter und Knappe entschwanden allmälig den Augen der schauenden Menge, welche, in tiefer Stille zusammengedrängt, jeden Augenblick das Gerassel des Sturzes und den Todesschrei zu hören erwartete. Plötzlich — in dem Moment, da der letzte Glutrand der Sonnenscheibe hinter den Gipfel des Gebirges hinabsank — erschien der Ritter und sein Knappe, vom Abendlicht verklärt, an dem entgegengesetzten Ende der, die Burg umgebenden Mauer. Glücklich zurückgelegt war die Todesbahn! Freudengeschrei scholl zum Himmel empor; Trompetengeschmetter und Pöllerknall verkündeten den über die Mächte des Abgrundes errungenen Sieg.

Kunigunde wankte, von zwei Zofen geleitet, dem Ritter, bang und freudig zugleich, entgegen. Als sie ihn erreicht hatte, verwandelte sich die Todesblässe ihres Gesichtes in glühendes Roth, und sie sprach mit zitternder Stimme:

„Edler Ritter! Empfanget den Glückwunsch der Glücklichen! Gelöst ist mein Schwur, gesühnt der Geist meines Vaters, und mir gestattet, frei zu schalten mit meiner Hand, für welche Ihr Euer Leben gewagt. Seht mich bereit, Euch als Gemahl und Herrn dieser Burg zu erkennen! Geliebt es Euch, so wird der Jubel Aller, gleich mir, Euch als Ihrem Gebieter huldigen.“ —

Der Ritter, dem der Knappe zur Seite stand, heftete

auf Kunigunden einen Blick, welchen diese nicht zu ertragen vermochte; dann sprach er mit Hoheit und Würde:

„Darf Jubel ertönen, wo Todesgeröchel aus der Tiefe stöhnt? Darf hochzeitlicher Purpur schimmern, wo das Blut der Zerschmetterten die Felsen röthet? Des Vaters wilder Geist riß Euch dahin, den schönsten Gefühlen edler Weiblichkeit zu trotzen; der Geist der Liebe für den Einen, für den Auserwählten, blieb Euch fremd. In der Todesschlucht ruhen die Opfer Eures Stolzes, Eurer Lieblosigkeit, und auf Euch, von Gott geschaffen, einen biedern Gatten zu beglücken, lastet schwere Blutschuld. Weh' ruf' ich über Euch im Namen der Menschheit! Euch band ein Schwur; wer aber zwang Euch zu dem Schwur? Unnatur und Entartung. Mit Gottes Hülfe hab' ich auf wohlgeübtem Rosse das Wagestück bestanden, doch nicht in der Absicht, um Eure Hand zu werben. Euer besseres Selbst aus seiner Erstarrung aufzuregen, und durch meinen Aufruf an die Ritter aller Gauen jeden Verblendeten aus seinem Wahne aufzuschrecken und vom frevelhaften Wagniß abzuhalten, dies ist der Zweck meines Unternehmens. Erblicket denn in mir den Letzten der Unglücklichen, die ihr Leben Eurer herzlosen Schönheit zum Opfer brachten! Nun aber bitte und beschwöre ich Euch, fleht zu Gott, daß er Euren Geist erleuchte, Euer Herz erwärme! Sühnt Eure Blutschuld! Macht Euch fähig und würdig, einen edlen Gatten als treue, liebevolle Lebensgefährtin zu beglücken! Ist es Euch gelungen, dieses schöne Ziel der Bestimmung des echten, edlen Weibes zu erreichen, dann tretet in die Reihen der Mensch-

heit ein, und werdet glücklich, indem Ihr beglückt! Seht dann mich selbst bereit, Euch einen edlen Gatten zuzuführen, denn ich selbst kann Euer Gatte nicht werden. — Ich bin Adalbert, Landgraf von Thüringen, der geliebte Gatte des besten, edelsten Weibes auf Erden; erblickt sie hier in diesem Knappen — und lebt wohl!" —

Adalbert schwang sich auf das Roß, hob das geliebte Weib zu sich empor, und sprengte zum Thore hinaus.

Der segnende Nachruf Aller folgte ihm; Kunigunde sank bewußtlos zur Erde. Nach einer schweren und langen Krankheit wieder genesend, ging sie als eine Verwandelte und Neugeborne aus dem Seelenleiden der Reue und des Grams, geläutert und veredelt, mit liebevollem, weichem Herzen, hervor. Sie stiftete Messen und Armenspenden, und verlebte drei Jahre still und fromm, Wohlthaten übend, in einem zum Gebiete der Burg gehörigen Kloster.

Am Schlusse des dritten Jahres erschien der edle Landgraf von Thüringen am Gitter des Sprachzimmers; neben ihm stand Ritter Hugo von Erbach, Kunigundens Bräutigam, an dessen Hand sie am folgenden Morgen ihren feierlichen Einzug in die Kynast-Burg hielt.

Manche Salon-Schöne der Gegenwart wird, dem Zeitgeiste (vielleicht auch dem Zeitgespenste) gemäß, über die hartherzige Kunigunde den Stab brechen, und mit Recht; auch sind jetzt die Männer-Feindinnen ausgestorben, und wir sehen rings umher nur Männer-Freundinnen.

Die Mädchen, die jetzt weniger, als je zu Hausfrauen, das heißt: zu liebevollen, genügsamen Gattinnen und zu besorgten Müttern passen, suchen seit der Frauen-Emancipation mehr als je unter die Haube zu kommen, da die Frau nun ihr eigener Herr sein will.

Auch mancher Salon-Löwe wird gegen das Fräulein von Kynast deklamiren, da er, dem Zeitgeiste (vielleicht auch dem Zeitgespenste) gemäß, nicht zu begreifen vermag, wie ein Fräulein so unsinnig sein konnte, einem — wenn auch noch so bartgeschmückten — Männlein eine solche Zumuthung zu machen, und wie ein Herrlein der Schöpfung so unsinnig sein könnte, unter solchen Bedingungen als Brautwerber aufzutreten, da an Bräuten unter viel annehmbareren Bedingungen kein Mangel ist.

Wenn diese indeß von ihren Freiern und Gatten nicht offen und geradezu verlangen, daß sie sich aus Liebe zu ihnen in einen Abgrund und dem Tode in den Rachen stürzen sollen, so treiben sie den Unglücklichen doch an den Rand manches Abgrundes, in dem er zu Grunde gehen muß. Der Eine muß sich zu Tode tanzen, der Andere zu Tode singen, der Andere zu Tode seufzen, der Dritte zu Tode ärgern, der Vierte zu Tode arbeiten, der Fünfte zu Tode schämen; der Eine muß aus Eifersucht, der Andere aus Lebensüberdruß, Dieser als Opfer von Geiz oder Zwietracht in der Sippschaft, Jener aus Schwelgerei, oder aus Noth und Elend nach vorgegangener Verschwendungssucht, und so weiter, in's Gras beißen.

Es liegt ziemlich klar am Tage, daß der bei weitem

größere Theil der Ehen nicht der zufriedene und eigentlich glückliche ist; es läßt sich aber leicht begreifen, daß es kaum anders sein kann, da nur wenige Ehen aus reiner Liebe, aus wahrer herzlicher Zuneigung, auf wechselseitige Achtung gegründet, und in der Absicht, einander glücklich und das arme, schaale Leben reich und schön zu machen, geschlossen werden.

Die Einen heiraten aus Eigennutz. Die Braut bringt Geldsäcke, oder sie ist von mächtigen, einflußreichen Verwandten umgeben, die den Eidam, Schwager oder Vetter zu Glanz und Ehren emporheben.

Aus Stolz heiratet ein Fräulein in ihrem Gatten seinen Rang, oder den Ruhm des in irgend einem Fache Ausgezeichneten; aus Stolz heiratet der verarmte Vornehme eine reiche Greisin; aus Stolz heiratet das nichtige Männlein die zänkische Witwe eines berühmt gewesenen Mannes.

Oft entscheidet ein zufälliges Zusammentreffen und ein günstiger Augenblick. Ein Er und eine Sie begegnen sich in einer glücklichen Constellation. Sie erscheinen einander in vortheilhaftem Licht, in einer Art von innerer und äußerer Gala. Sie gefallen sich im Augenblicke; sie verlieben sich in einander so plötzlich, wie der zündende Blitz in ein Pulverfaß fällt. Jedes von Beiden glaubt, das Andere sei wirklich so, wie es erscheint; Jedes erblickt im Andern nur die vorgekehrte schöne Seite; Keines von Beiden gibt sich Mühe, das Andere näher kennen zu lernen. Der Bund für ein ganzes Leben wird in Eile geschlos-

sen. Der Traum flieht, sie erwachen; die getäuschte Hoffnung zeigt ein trauriges Gesicht, und sie lernen zu spät einsehen, daß Verliebtsein und Lieben von einander so weit verschieden sind, wie ein Sonnenstrahl und ein Zündhölzchen.

Manche heiraten, weil sie lange mit und neben einander lebten. Sie halten die Gewohnheit des Beisammenseins für Liebe und finden bald, daß Eines des Andern schon überdrüßig, und die Ehe zwar manche Bequemlichkeit, aber noch mehr lange Weile hat. Sie ziehen dann wie ein Paar jahrelang zusammen gespannte Miethpferde mit pflichtmäßiger Gleichgültigkeit, weder lustig noch traurig, weder kalt noch warm, den Galawagen der Ehe über die breite Heerstraße des alltäglichen Daseins.

Manche Ehe kommt nur durch trübselige Familienverhältnisse zu Stande. Das Mädchen wird daheim von den Eltern hart behandelt, muß viel arbeiten, viel Launen ertragen; oder sie gleicht einem Schifflein, das unter ihren Verwandten von den Wellen der Zwietracht hin und hergeworfen wird; oder sie lebt unter dem Druck und von der Gnade einer alten bösen Tante. Da läßt sich ein Freier blicken, der Nächste, der Beste — sie sieht in ihm nur den Erlöser, und reicht ihm — er sei nun weißer oder schwarzer Engel — im Fluge die Hand.

Das Fräulein erblickt einen Lion! Göttlicher Wuchs! Collier grec! Glacé-Handschuhe! Bariton! Guter Tänzer! Freigebig mit vergötternden Schmeicheleien, vermischt mit stolzem Selbstbewußtsein! Ach! und sein Weltschmerz

mit Schnurbart! Wie interessant! Wer frägt nach dem Innern! Er wird geheiratet. Prosit Malzeit!

Hier erblickt Er die Lionesse. Er will nicht blindlings in's Ehejoch stürzen; er will sich überzeugen, ob sie seiner würdig ist; er frägt: „Weiß sie sich zu kleiden? Tanzt sie Quadrilles? Spricht sie geläufig französisch und englisch? Hat sie die **Mystères de Paris** gelesen? Spielt sie Whist, Hombre und Boston?" — „Ja, mein Herr!" — „Gut!" Sie wird geheiratet. Prosit Malzeit!

Hier sitzt ein Mädchen, dessen Phlegma es eben nicht schwer nähme, sitzen zu bleiben; aber — die Aermste fühlt lange Weile! Den bösen Dämon kann nur eine Liebschaft verscheuchen. Das Bedürfniß, die Leerheit des Herzens auszufüllen, der Wunsch, das stockende Innere in Bewegung zu setzen, bewegen sie, in den Ehestand zu treten. O der überglücklichen sechs Wochen! Aber ach! warum muß in der siebenten Woche Alles anders sein? Das Treibeis im Herzen vertreibt kein Gott; Amor's Fackel verlischt im artesischen Brunnen, dem die erforderliche Tiefe fehlt.

Ein Gegenstück liefert die sogenannte Geistreiche, die sich entweder im Labyrinth einer verworrenen Phantasie verirrt, oder, wie ein Luftballon steigend, in den hohen kalten Himmelsregionen verschwindet. Sie hat ein paar hundert deutsche und noch mehr französische Romane gelesen. Ihrem Herzen, flammend wie ein feuriges Nordlicht, kann nur ein männliches Herz genügen, welches Feuerströme wie ein tobender Vulkan auswirft, und ihrer wildbewegten Phantasie kann nur die zügellose eines Phantasten

entsprechen. Sie hat von mehreren Wissenschaften einige Tropfen genippt, und glaubt nun das ganze Reich der Kenntnisse in sich aufgenommen zu haben. Sie möchte gerne ihrem Gatten überlegen sein, bedenkt nicht, daß ihr Wissen doch nur ein oberflächliches Stückwerk ist, und hält dafür, daß nur ein männliches Kraftgenie ihr ebenbürtig und ihrer würdig sei. Was ist das Ende vom Lied? Der wahrhaft Geniale merkt bald, daß dem Geiste der Prätendentin mehr aufgetragene Schminke als echte Naturfarbe eigen ist, und wählt eine Gefährtin, welche jener Geist durchglüht, der der schönste und beste aller Geister ist: der Geist des Herzens, in dem Licht und Wärme himmlisch und wunderbar vereinigt sind. Solide Männer von schlichter Art scheuen sich vor der hochfliegenden Geistreichen. Sie wirft sich endlich in ihrer Selbsttäuschung einem vielschwätzenden Schwärmer, oder aus Verzweiflung einem Prosaiker, den sie tief unter sich erblickt, an den Hals, und — das Unglück ist fertig.

Hier heiratet eine Verblühende nur deshalb, um — nicht unverheiratet zu sterben. Hier tritt ein lebensmüder alter Hagestolz, nachdem er ausgetobt hat, in den Ehestand, um bequemer zu leben, und nöthigenfalls eine Krankenwärterin zu finden. Eine stolze Schöne heiratet Diesen oder Jenen, weil sie sich in den Kopf gesetzt hat, ihn zu erobern. Es gelingt; sie werden getraut — und die Eroberung hat ihren Werth verloren.

Es gibt im Chore der Matronen so manche Heiratsstifterinnen, die sich ein eigenes Geschäft daraus machen,

ein Paar Leutchen in's Ehejoch hineinzuschwatzen. Wie's ausfällt, das kümmert sie nicht. Die muß Den, und Der muß Die heiraten; — eine unschuldige Passion! warum soll man sie nicht befriedigen? — So wird ein Pärchen oft zusammen gekittet, ohne es geahnt zu haben.

Entschließen sich nicht Manche von beiderlei Geschlechtern oft blos deshalb zum Heiraten, weil das Eine sieht, daß es vom Andern geliebt wird? Zuvorkommend gezeigte Liebe weckt nicht selten Gegenliebe. Manche heiraten nicht aus Herzens-Liebe, sondern blos aus Geselligkeits-Liebe, und wegen ihres Hanges, ein Haus zu machen. Und so heiratet der Gewerbsmann, weil er eine Frau im Hause braucht; der Förster, um nicht im Walde allein zu sein; der Schauspieler wegen des doppelten Gehaltes; der gering besoldete Beamte, weil man im Gasthause zu theuer lebt, und so weiter.

Aus allem dem geht ziemlich deutlich hervor, daß wahre Liebe selten der eigentliche Beweggrund zum Heiraten ist, und daß, beim Lichte besehen, die meisten Ehen einen Beweis liefern gegen das Sprichwort, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden.

Werden sie aber auch nicht im Himmel geschlossen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß im Ehestande die zwölf Himmelszeichen eben so gut wie im Kalender, und in den zwölf Monaten regieren, und nur in einer andern Ordnung auf einander folgen.

Eheleute leben in den Flitterwochen so einig, friedlich, zufrieden und glücklich, wie die Himmels-Zwillinge.

Die holde Neuvermählte erscheint dem Gatten noch immer als das bräutliche, zärtliche, liebevolle Sternbild der Jungfrau, während er, für die Theure sanft wie ein Lamm, gegen jedes Wesen, welches der Erwählten feindlich begegnen wollte, voll Muth und Kraft, wie ein Löwe, kämpfen würde. Nicht vergebens regiert der Schütz. Dem von Liebe begeisterten Gatten ist kein Ziel zu fern, zu hoch; er will, er wird, er muß es erreichen für Sie, die sein Alles ist hienieden. Seine Liebe verbürgt ihm das Erreichen des Zieles, ihre Liebe den Lohn für das Erreichte.

Nun tritt das Himmelszeichen der Wage ein. Beide Ehegatten fangen an zu erwägen und abzuwägen. Sie erwägt, daß seine Freigebigkeit abzunehmen anfängt; ach! Herz- und Geldbeutel ziehen sich zusammen. Er erwägt, daß ihre Reize abzunehmen anfangen, während ihre Putz-, Gefall- und Unterhaltungssucht zunimmt. Sie erwägt, daß er auch ohne ihre Gesellschaft leben kann; Er erwägt, daß seine Gesellschaft ihr eben nicht als etwas Unentbehrliches erscheint; Beide erwägen, daß ihre Liebe nun leichter wiegt als vorher, folglich auch ihr Glück. Sie fangen nun an zu erwägen, daß die Liebe eine jüngere Schwester der Freundschaft, und daß Amor statt des Bogens eine Dukatenwage in der Hand hat, womit der Schelm nicht nur Dukaten, sondern auch Handlungen, manchmal sogar Mienen und Worte, abwägt, und sie erwägen dann, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, und umgekehrt, daß Manches recht schön glänzt, ohne Gold zu sein.

Ein Glück noch, wenn Beide einander nicht geradezu mit falschem Gewichte betriegen!

Nun folgt ein anderes Himmelszeichen: der Krebs, der einen bedeutenden Einfluß auf das Ehepaar nimmt. So wie der Krebs seine alte Schale ablegt und dafür eine neue bekommt, so legt auch Gatte und Gattin die alte Gestalt ab, und Jedes erscheint dem Andern in einer anderen. Beide scheinen bei dieser Veränderung auch, gleich dem Krebse, einen neuen Magen zu bekommen, den sie jetzt benöthigen, um so Manches in ihrem wechselseitigen Benehmen besser vertragen zu können. Wie dann in dieser Periode nicht selten die häusliche Ruhe und Zufriedenheit den Krebsgang geht, ist eine in der kleinen und großen Welt nicht unbekannte Sache.

Jetzt folgt das Himmelszeichen des Skorpions, der mit dem Krebse große Aehnlichkeit hat. So wie bei jenem Insekt Kopf und Brust in Eins verwachsen sind, eben so quartirt sich auch bei dem Ehepaar das verkohlte Herz in den Kopf ein, das heißt, in den kalten, berechnenden Verstand. Uneinige Eheleute haben so gut, wie der Skorpion ihren Stachel, mit dem sie einander verwunden, und ihr Gift, das sie in die Wunden fließen lassen, welche um so gefährlicher sind, je mehr der Skorpion vor dem Stiche gereizt wurde. Sie gleichen den Skorpionen oft leider sogar darin, daß sie einander, gleich diesen, anfallen, und — im moralischen Sinne — auffressen.

Nun kommen drei Himmelszeichen, die man nur nen-

nen darf, um zu wissen, daß sie im ehelichen Leben nur als Sinnbilder der Streitsucht und Heftigkeit erscheinen können: der Widder, der Steinbock und der Stier. Der Gatte verwandelt sich nun in einen Haustyrann, die Gattin, nach dem Ausdruck der Gerichtssprache, in ein eheliches Gegentheil. Die Hörner der Zwietracht manöveriren gegen einander, und es fehlt — bei den niederen Ständen nicht an blauen Flecken, bei den höheren nicht an moralischen Hieb- und Stoßwunden von Kränkungen und Vorwürfen.

Nachdem beide Theile sich lange genug gepeinigt und abgequält, und das Leben einander verbittert haben, erscheint am ehelichen Horizont das Himmelszeichen des Wassermannes. Das Feuer ist erloschen; das Wasser hat gesiegt und erreicht nicht selten den Gefrierpunkt. Beide Parteien, des langen Guerilla-Krieges müde, schließen endlich eine Art von Neutralität oder Waffenstillstand, und leben im letzten Himmelszeichen, wie zwei Fische mit kaltem Blute, mit einer einzigen Herzkammer und ohne Stimme, im wässerigen Elemente zahnloser Gleichgültigkeit. Eine Aehnlichkeit dieser Fisch-Eheleute mit den Fischen zeigt sich auch darin, daß sie, gleich den letzteren, keine Zuneigung gegen einander hegen, oft sogar nicht einmal eine Geberdensprache besitzen, um sich ihre Empfindungen mitzutheilen. Der Ueberlebende bedauert dann den Geschiedenen ungefähr so, wie jener Fuhrmann sein Pferd, der es des Genusses von Heu und Hafer entwöhnen wollte: „Schade um den guten Schimmel! Schon hatte er seit acht

Tagen nichts zu sich genommen, und eben jetzt muß er mir sterben!"

Glücklich zu preisen sind nur jene Paare, die in und für einander leben, und an deren Ehehimmel nur ein einziges Himmelszeichen regiert: die Venus, der hellste und glänzendste Planet unseres Sonnensystems, der Herold der aufgehenden Morgensonne der Liebe, und ihr treuer Begleiter noch beim Untergange. Schöner, milder, holder Morgen- und Abendstern! Du bist der echte Leit- und Glücksstern der irdischen Pilgerreise unseres Lebens!

Werthers und Wilhelm Meisters Reiseabenteuer.

(Ein literarisches Märchen ohne Ende.)

Spinette und Salatiello.

Die schönen Flitterwochen des Ehestandes gaukeln lustig und glänzend dahin, wie die Schmetterlinge, aber auch — eben so flüchtig und bestandlos wie sie, und es folgt dann ein langsamer Stundenzug, ähnlich den träg hinschleichenden Raupen.

Einen neuen Beweis dieser Veränderung in den Lebensdekorationen lieferten Spinette und Salatiello. Wir sehen sie in dem schönsten Prunksaale, auf den äußersten Enden eines großen, langen, von weichen Polstern schwellenden Sopha's sitzen, stumm, mitunter sogar gähnend. Die Nachfolgerin übersättigter Zärtlichkeit, die liebe lange Weile, schwebte wie eine Nachteule mit bleiernen Fittigen über ihnen. Spinette schaute verdrießlich auf die schönen Ringe an den schönen Fingern hinab, Salatiello durch die hohen Bogenfenster in das Blaue hinauf. Beiden war's auf den Gesichtern zu lesen, daß sie vor wenigen Minuten den ersten ehelichen Zwist gefeiert hatten, welcher gewöhnlich ein zahlreiches Gefolge mit sich bringt, eine Schaar von unheimlichen trübsinnigen Geistern, mit Nesseln und Disteln bekränzt, mit Rosendornen umgürtet.

Um jenen bleiernen Raub- und Nachtvogel zu verscheuchen, entschloß sich das Pärchen endlich, das eiskalte Schweigen zu brechen. Und so seufzte denn in der einen Ecke des weichschwellenden Sopha's die reizende Spinette: „Das ist nicht auszuhalten!“ — In der anderen Ecke Salatiello: „Das ist zum Verzweifeln!“ —

Zur guten Stunde trat Pansophorin, der Bibliothekar, in den Saal, erkannte auf den ersten Blick die Lage der Dinge, vernahm mit herzlichem Entzücken die Klagen der jungen Ehekonsorten, und überraschte sie dann mit der erfreulichen Nachricht, daß die kostspielige Büchersammlung, die Quintessenz der Geistesschätze aller Zeiten und Völker, in bester Ordnung aufgestellt sei.

„Wirklich?“ gähnte Salatiello, und Spinette begleitete das Schlagwort mit einem wehmüthigen Lächeln, an welches sie ein lahmes „So?“ heftete.

Die Zauberbibliothek.

Pansophorin, der sogleich merkte, daß es nöthig sei, der drohenden Gefahr einer Stockung in dem Conversationsstücke zuvorzukommen, lobte mit einem Schwall von Worten die Schönheit der Einbände und die kunstreiche Anordnung zu einem harmonischen Farbenspiel, welches ganze Landschaften und Gebäude, sogar Figuren von Menschen und Thieren in der angenehmsten Mannigfaltigkeit darstelle. Er wußte dies so lebhaft, so angenehm vorzutragen, daß es ihm endlich gelang, die Aufmerksamkeit der anfangs sehr gleichgültigen, beinahe schläferigen Zuhörer endlich bis

zur Neugierde zu steigern. Als der Bibliothekar nun mit feuriger Beredsamkeit schilderte, wie zweckmäßig und sinnreich er das ganze Bücher-Corps nach den verschiedenen Fächern der Literatur zusammengestellt habe, daß z. B. die Schäfergedichte förmliche Blumenbeete, die historischen Werke grandiose Geistererscheinungen und Schattenspiele der Vorwelt, die philosophischen einen ganzen Wolkenhimmel nicht ohne Irr-, Nebel und Wandelsterne, die kritischen eine Reihe von Parforce-Jagdstücken, die Tragödien das rothe und todte Meer, die Sonetten-Poesie ein chinesisches Glockenspiel, die Oden funkensprühende, zischende Feuerwerk-Raketten und kleine Vulkane, die Schriften der Arzneikunde einen Kirchhof mit einem zierlichen Leichenhause und mit unzähligen Leichensteinen, die Romane einen buntscheckigen Jahrmarkt und so weiter darstellten: da sprangen Beide vom Sopha auf, und verlangten alsogleich in dieses, alle Bibliotheken beschämende Meisterstück eines Büchersaales geführt zu werden, welches Pansophorin als Magier mit solcher Leichtigkeit zu Stande gebracht habe.

Als Spinette und Salatiello in den ungeheuren Raum des hohen Saales eintraten, überreichte Pansophorin jedem der beiden Schaulustigen ein für dieses literarische Panorama eigens verfertigtes Sehrohr. Das Ehepaar überließ sich ganz dem Entzücken der Augenweide. Der Magier erhielt nebst einer übermäßigen Belobung eine mäßige Gehaltserhöhung. Mehr als Beides erfreute den Tausendkünstler Salatiello's Aeußerung, daß eine solche Büchersammlung zu

den schönsten und interessantesten Gegenständen für Gemüthserheiterung und Geistesgenuß gehöre.

Der Büchersaal genoß nun wirklich die Ehre, beinahe einen vollen Monat hindurch täglich besucht zu werden, bis er endlich, das Schicksal alles Irdischen theilend, immer weniger bewundert, endlich ganz vergessen wurde. Nun fing die lange Weile wieder ihr altes Recht zu behaupten an, und Pansophorin wurde dringend aufgefordert, ein neues Zauberstückchen zu liefern. Nachdem mancher Versuch des willfährigen Künstlers die erwartete Wirkung kaum zur Hälfte gethan hatte, mancher andere ganz mißlungen war, fiel der weise Mann endlich auf eine neue Idee, von welcher er sich einen ungeheuren Effekt versprach. Er führte das vor Neugierde brennende Ehepaar vor jene Abtheilung der Bibliothek, welche die Romane und die erzählenden Dichtungen überhaupt enthielt, und versprach, durch die Kraft der Magie, die er theils in dem fixirenden Auge, theils in der beweglichen Nasenspitze besaß, nicht nur alle Romanenhelden und Romanheldinnen, sondern auch manches andere imaginäre Bücherpersonale so zu beleben und ihr geistiges Wesen so zu verkörpern, daß sie als wirkliche Personen erscheinen, selbstständig sprechen und handeln, und zur anmuthigsten Kurzweile eine förmliche Tragikomödie aufführen sollten. Dieses Schauspiel, versicherte Pansophorin, habe nebst der Belustigung, die es gewähre, noch den besonderen Vortheil, daß die Zuschauer dadurch die poetischen Meisterwerke aller Völker und Zeiten würden kennen lernen, ohne eine Zeile davon gelesen zu haben.

Die Schachpartie im Geisterreiche.

Der Vorschlag wurde freudig angenommen, und Pansophorin legte sogleich Hand an's Werk. Das Zusammentreffen der Schauspieler veranstaltete er auf eine Art, die selbst wieder eine eigene Art von Unterhaltung bewirkte, indem er Spinetten und ihrem Gemahl zwei diamantene Vasen gab, worin die Namen sämmtlicher Bücherhelden und Heldinnen, mit Mondstrahlen auf Rosendüfte geschrieben, lagen. So wie nun aus der einen Vase der Name eines Bücherhelden, aus der anderen der Name einer Bücherheldin gezogen wurde, mußte dasjenige imaginäre Wesen, welches denselben im Buche führte, neubelebt in der Wirklichkeit erscheinen, und es begann eine förmliche Schachpartie im Geisterreiche.

Spinette und Salatiello, zugleich Spieler und Zuschauer, zogen theils aus ungeduldiger Neugier, theils ohne es selbst zu wissen, die Namen aus den beiden Vasen so hastig-schnell, daß die meisten der handelnden Schachfiguren nur flüchtig über die Zauberbühne dahineilten. Eben dadurch aber gewann das Stück bedeutend an beweglicher Lebendigkeit, an Mannigfaltigkeit, Theatercoups und Interesse, und es erhielt durch den rastlosen Wechsel von Personen, Charakteren und tragikomischen Situationen die beiden Zuschauer in so ununterbrochener Spannung, daß sie, obschon das ganze Lust- und Schauspiel nicht weniger als vierzehn Tage dauerte, dennoch über keine Längen sich zu

beklagen fanden, mithin auch keine lange Weile fühlten. Horcht! die dramatische Schachpartie im Geisterreiche beginnt.

Werther und Wilhelm Meister.

In dem Zimmer, welches ehedem die liebliche Marianne bewohnt hatte, saß nun Göthe's Wilhelm Meister, höchst mißvergnügt, ja ganz desperat über die Schmach, welche ein gewisser Pustkuchen ihm zugefügt hatte; der Aermste stöhnte aus schwergedrückter Brust.

„Es ist nicht auszuhalten! Denke ich an meine echten Lehrjahre, so hüpft mir das Herz vor Freude; aber die Schmach der mir aufgedrungenen Wiederholung bringt mich zur Verzweiflung. Es ist zu viel! Ich kann's nicht ertragen. Weh über dich, unseliger Stiefvater Pustkuchen!"

Der arme Wilhelm versank immer tiefer in seine Melancholie, und seine Seele wurde immer düsterer. Endlich faßte er den Entschluß, die erlittene Schmach nicht zu überleben. Unglücklicher Weise lag eine Pistole auf dem Tische. Er griff darnach, setzte sie an die Stirn und ließ sie — nicht knallen, sondern fallen, denn er erschrack heftig, da in dem Augenblicke, als er den Hahn drücken wollte, die Thür aufging, und ein junger Mann im blauen Frack und gelben Beinkleidern in's Zimmer hinein sprang, ihm entgegen flog, und ihn unter den zärtlichsten Liebkosungen tausendmal willkommen hieß.

Wilhelm Meister entzog sich nur mit vieler Mühe den stürmischen Umarmungen, drängte den Ueberzärtlichen

von sich weg und sagte: „Wer sind Sie, mein Herr? Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen."

Aber Jener rief dagegen: „Wie? Du kennst mich nicht? kennst Deinen älteren Zwillingsbruder nicht? kennst den weltberühmten Werther nicht?"

Nun schien Wilhelm Meister aus einem Traume zu erwachen. „O Himmel!" (sagte er) „wie war's denn möglich, daß ich Thor nur einen Augenblick Dich verkennen konnte? Die Familien-Aehnlichkeit unserer Gesichtszüge, die unsere Abkunft von dem Einen herrlichen Vater so unverkennbar ausspricht, wie konnte sie mir nur einen Augenblick entgehen?" —

Nun fingen die wechselseitigen Freudenergießungen an, worin die edlen Zwillinge gegen einander wetteiferten. Was sie sagten, war so natürlich, so wahr, so warm, und dabei doch so schön und in so gewählten Ausdrücken vorgetragen, daß es auf der Stelle im Druck erscheinen konnte. Als endlich die wackern Zwillingsbrüder etwas ruhiger wurden, zog Werther einen Brief aus der Tasche, hielt ihn feierlich empor, und legte ihn dann mit einer Miene, die von Entzücken leuchtete, in Meister's rechte Hand.

„Von wem?" fragte dieser.

„Von unserm Vater," erwiederte Werther.

„Vater Göthe!" schrie Meister auf, daß es von allen Wänden zurückprallte: „Lebt er noch?"

„Er lebt und liebt Dich eben so," (sagte Werther) „wie alle Welt ihn und uns Beide liebt." —

Meister las nun den Brief seines verehrten Vaters

mit Entzücken, ließ dann die Arme sinken, und sagte mit wehmüthigem Tone: „Und ich Undankbarer wollte mich tödten!"

„Tödten!" rief Werther voll Entsetzen.

„Ja!" murmelte Meister: „Erschießen wollt' ich mich mit eben der Pistole, die hier auf dem Boden liegt, und die ich fallen ließ, weil ich, sie an die Stirne setzend, erschrack, als Du, geliebter Bruder, plötzlich eintratest." —

„Erschießen? wiederholte Werther kopfschüttelnd." — Das hab' ich, leider einmal selbst gethan; ich gestehe aber nun offenherzig, daß es eben nicht das Klügste war, was ich in meinem Leben gethan habe. Glaube mir, Bruder, es kommt mit dem Erschießen nichts heraus! Geduld, Vernunft und Zeit! damit kann man gar Vieles überstehen, was man für unerträglich hält. Ich ließ mich vom Leben zu sehr überwältigen, so wie Du bald ein Opfer der Kunst geworden wärest. Laß' uns nun unsere wechselseitigen Erfahrungen zusammenhalten, so kann uns Beiden geholfen werden. Führe Du mich in das Reich der Kunst, damit das Leben über mich nicht zu viel Gewalt bekommt! Ich will Dich dagegen mehr mit dem Leben vertraut machen, damit Dich die Kunst nicht gar zu sehr sublimire. Und so wie ich der Liebe zu meiner weltberühmten Lotte entsage, so vergesse Du der Injurien deines unberühmten Stiefvaters Pustkuchen. Ich habe Deinen Schmerz in der Ferne vernommen, bin deshalb zu Dir hergeeilt und habe Dir das Trostschreiben vom Vater Göthe mitgebracht."

„Ja!" rief der entzückte Meister: „Es wirkt auf

mich mit eben der Zauberkraft, mit welcher seine Worte auf alle Menschen wirken." —

Die beiden Brüder umarmten sich mit innigster Zärtlichkeit.

Mimili = Lisli = Elsi.

Während die Brüder einander noch in den Armen lagen, pochte es ziemlich stark an der Thür, und eintrat eine schöne kräftige Dirne in anmuthiger Schweizertracht. Werther, etwas unwillig, in der rührenden Scene der langentbehrten Herzensergießung unterbrochen zu werden, sagte barsch: „Hübsche Dirne! was suchst Du hier? Du hast Dich vermuthlich verirrt? —

„Ei! was gäb's da auch viel zu verirren?" sagte die rüstige Schweizerin mit kräftig klingender Stimme. „Ich habe angepocht, wie's bei euch Stadtleuten üblich ist, und weil Niemand: „Herein!" rief, so komme ich ungerufen. Ihr Herren kennt mich nicht, und macht große Augen; glaub's gerne! Ich suche einen sichern Wilhelm Meister; hab' viel von ihm gehört und will ihn kennen lernen. Ich bin Clauren's Mimili — oder, wenn ihr wollt — auch seine Lisli oder gar die Elsi, denn er nennt mich bald so, bald so, wie's ihm beliebt. Eigentlich bin ich aber doch immer nur eine und dieselbe Person. Wie gefall' ich Dir, Meisterli? Dir möcht' ich wohl gefallen; der Andere da, ist mir gar zu schwermüthig."

„Soll ich — (sagte Meister) wie die Schweizer es lieben, — recht aufrichtig sein, so muß ich gestehen, daß

Du zwar eine hübsche rüstige Dirne bist; ich merke aber auch, daß Du eine Natur oder vielmehr Natürlichkeit affektirst, die Dir eben nicht angeboren zu sein scheint. Für eine echte Schweizerin halt' ich Dich nicht." —

„Ei Du wüstes Büble!" sagte Mimili-Lisli-Elsi, — „Gib's nicht gar so hoch! Es haben mir schon viele wackere Leute den Gefallen gethan, mich für eine Schweizerin gelten zu lassen. Nimm's nicht gar so genau!" —

Und Meister nahm's auch bald nicht mehr gar so genau. „Schweizerin oder nicht!" — sagte er lächelnd — „Eine hübsche Dirne bist Du auf jeden Fall. Mit der Kunst hab' ich bisher vollauf zu thun gehabt; ich will's nun einmal auch mit der Natur versuchen."

Mit diesen Worten umarmte Meister das blühendschöne Mädchen und küßte sie herzlich. Mimili-Lisli-Elsi duldete den Kuß, sah den Küssenden schalkhaft an, und sagte: „War das nun Kunst oder Natur?" —

Jetzt sprang Werther zürnend hinzu, riß den Zwillingsbruder von dem Mädchen weg und sagte: „Sie ist zu ungebildet für Dich, und von Sentimentalität ist nun vollends nicht die geringste Spur an ihr zu finden." —

„Ich," erwiederte Meister, „ich finde im Gegentheil an ihr mehr Kunst als Natur. Ist sie noch etwas roh, so rührt das von den Alpen her, und die Sentimentalität schenk' ich ihr gerne, weil sie wirklich recht hübsch ist; denn in der Schönheit vereinigen sich Kunst und Natur, wie Duft und Farbe in der Blume."

„O Du Verblendeter!“ seufzte Werther! Ich eile unserm Vater Deine **Mesalliance** zu melden.“

Iphigenie auf Tauris.

In diesem Augenblicke flog die Thür auf, und mit feierlichen Schritten schwebte eine hohe weibliche Gestalt herein. Ein weites faltenreiches Gewand umfloß den schönen Leib; ein Schleier wallte von der Scheitel bis zur Sohle leichtflatternd hinab; und ein grünglühender Lorbeerkranz schmückte die dunkle Lockenfülle. Die sonderbare Gestalt stellte sich schweigend vor den erstaunten Meister. Ihr Blick drang in sein Innerstes. Nach einer ziemlich langen Pause begann sie endlich: „Frevler! Du willst mich nicht kennen? mich, die ich das Ideal der Weiblichkeit bin — Iphigenia auf Tauris!“

Nach diesen Worten wendete sie sich zürnend an Mimili-Lisli-Elsi: „Zurück, Du gemeine Dirne! Du natürliche Unnatur! Wie kannst Du es wagen, hier zu erscheinen, wo die höchste Kunst veredelter Natur sich zeigt?“

Diese Anrede machte auf Meister einen solchen Eindruck, daß er sich sogleich vom Mimili-Lisli-Elsi entfernte, und dem Ideal der Weiblichkeit augenblicklich die feurigste Liebeserklärung that. Werther, der über die Zurücksetzung der hocherröthenden Schweizerin das innigste Mitleid fühlte, näherte sich jetzt der vor wenigen Augenblicken noch Verschmähten, die in der ersten Aufwallung des Zornes den reuigen neuen Verehrer sogleich gefällig aufnahm.

Und so blieb denn Werther der Natur getreu, während Meister der Kunst huldigte.

Meister und Iphigenia verwickelten sich bald in ein sehr interessantes Gespräch über die Kunst; und da die Kunst-Schöne über sich selbst dem Wißbegierigen zu wenig Auskunft gab, brachte Meister einen großen Folianten herbei, die Tragödien des Euripides, dessen Iphigenia sie nun zusammen lasen, und zwar in griechischer Sprache mit beigefügter lateinischer Übersetzung, womit sie zugleich die deutsche von Bothe verglichen.

Abällino-Flodoardo.

Werther und Mimili-Lisli-Elsi gingen, um die in ihre Kunst- und Menschenstudien sich Vertiefenden nicht zu stören, in das Nebenzimmer. Kaum waren sie da eingetreten, und wollten eben den glücklichen Augenblick des ersten Kusses feiern, als ein stämmiger wilder Kerl, unter dessen genial übergeworfenem dunkelbraunen Mantel ein hellrothes Unterkleid hervorglühte, gewaltig auftretend in das Zimmer hineintrabte, Mimili-Lisli-Elsi feurig umschlang, und mit kräftiger Stimme ausrief: Folge mir Banditenbraut! Ich bin Abällino, der große Bandit, welchen Du, wenn die schöne Literatur Deutschlands Dir nicht fremd ist, aus Romanen und Schauspielen zur Genüge kennen mußt."

„Abällino Du?" schrie Mimili-Lisli-Elsi: „Fort! ich habe von Dir gehört, aber nichts Anderes als

Greuel und Schandthaten. Abscheulicher Mensch und Unmensch! Mörder! Räuber! „**Allez-vous-en!**"

Mit diesen Worten sank die Schöne, so gut sich's thun ließ, fast ohnmächtig in Werther's Arme. Dieser wollte gegen den Verwegenen mit Ungestüm losfahren, aber — der Unhold war im Augenblick verschwunden, und an seiner Stelle stand ein bildschöner Jüngling im schönsten ritterlichen Hauskostüm da. Mimili-Lisli-Elsi erwachte sogleich aus ihrer Ohnmacht, und der Verwandelte sagte zu ihr mit dem weichen Schmelz der zärtlichsten Stimme: „Geliebte! auch dem Flodoardo kannst Du zürnen? Ihm der nur für Dich lebt, und ohne Deine Liebe vergehen muß?" —

Das war zu viel! Mimili-Lisli-Elsi drückte dem verblüfften Werther die Hand, küßte ihn, und sagte: „Adieu, Schatz! Nimm mir's nicht übel! der Flodoardo gefällt mir besser als Du, und Du weißt ja, daß ich natürlich bin." —

Bei diesen Worten ging sie mit Abällino-Flodoardo, der sie umschlungen hielt, so gleichgültig zur Thüre hinaus, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Werther rief ihnen aber mit bewundernswürdiger **Contenance d'esprit** nach: „**A Dieu parti!** Thut, was ihr wollt! Erschießen werde ich mich auf keinen Fall mehr, denn wer das einmal versucht hat, läßt es zum zweiten Male bleiben!" —

Werthers Lotte.

Die Nacht sank auf die Erde und hüllte sie in einen unendlich weiten schwarzen Domino. Wer schlafen wollte und konnte, der schlief. Auch Werther und Meister gingen zu Bette; aber der gute Werther genoß des holden Schlafes nicht lange. Ein unheimliches Zupfen an seiner, mit himmelblauem Damast überzogenen Bettdecke weckte ihn. Er schlug die Augen auf, fuhr empor, und — siehe da! wer stand vor ihm? Eine Madame, und zwar keine andere als die weltberühmte Lotte, derentwegen er sich erschossen hatte. Sie gab ihm eine schallende Ohrfeige, und kreischte mit gellender Stimme und einem näselnden Tone: „Ist dies die schreckliche Liebe, die Du für mich zu fühlen die Welt überreden wolltest? Und heute fingst Du eine Amour mit der unechten Schweizerin an, die von der Moral so wenig kennt, als die übrigen Kinder ihres galanten Vaters? Du bist nicht werth, daß Göthe Deine Geschichte im Druck herausgegeben hat, daß so viele Empfindsame über Dein Schicksal Thränen vergoßen, oder sich wohl gar gleich Dir erschießen wollten. Wisse denn, Frevler! Ich werde alle Auflagen jenes bewunderten Werkes konfisciren, damit Du von aller Welt vergessen wirst. Du warst es nicht werth, dich meinetwegen erschießen zu dürfen; nur darum bist Du noch am Leben und — dennoch erschossen. Jetzt thue, was Dir beliebt! Mich geht's nichts an, denn — ich verschwinde." —

Faust und der Faustkampf.

Wer schon eine Geistererscheinung der Art selbst erlebt hat, der kann sich leicht vorstellen, wie dem armen Werther zu Muthe war. Ich will daher den langen Monolog, welchen er nach Lottchens Verschwinden im Bette hielt, nicht anführen, sondern sogleich den folgenden Auftritt erzählen.

Der sanfte Jüngling schlummerte zuckersüß und hatte die reinsten Träume von Iphigenien, die, um den Anstand und ihren guten Ruf nicht zu verletzen, in einen Buchladen gegangen war, dessen humaner Eigenthümer es sich zur besondern Ehre schätzte, dem Ideal der Weiblichkeit eine Nachtherberge zu geben.

Meister lag zuerst sehr ruhig, wurde aber immer unruhiger, wie die See, wenn sie einen nahen Sturm wittert. Und er hatte auch ganz recht; denn aus der Tiefe des großen Zimmers trat eine wunderbare Gestalt hervor, schwarz gekleidet, das blasse Gesicht von einem dichten schwarzen Barte umschattet. Mit hohler Stimme rief das dunkle Wesen: „Meister! Meister! Meister der Natur und der Kunst wirst Du eben so wenig, als ich es geworden bin. Zu viel wissen ist nicht gut, und Alles ergründen wollen ist Narrheit, und diese Narrheit übermäßiger Wißbegierde ist ein böser Geist; darum hat mich der Teufel geholt. Uebrigens rathe ich Dir, weder zu tief in das Grab der Vergangenheit hinabzusteigen, noch zu hoch in den Wolkenpalast der Zukunft hinauf zu fliegen, sondern hübsch auf der ebenen Ober-

flächlichkeit der Gegenwart, die bald steinig, bald blumenweich ist, zu bleiben, und nie mehr sein zu wollen als ein Mensch, wie der Mensch ist. Sei Du nur das ganz so, wie sich's gebührt, so bist Du für diese Erde der Mann.“ —

Meister, halb wach, halb im Schlafe, rief: „Solltest Du nicht etwa gar der berüchtigte Faust sein? —

Das dunkle Wesen erwiederte mit dumpfem Tone: „Ja freilich bin ich der Faust, und zwar Göthe's Faust, dem die englischen Kritiker im **Foreign quarterly** an den Leib gehen.“ —

In diesem Augenblick stürzte ein anderes, eben so gestaltetes und gleichkostümirtes Wesen aus dem Hintergrunde hervor, und schrie: „Auch ich bin Faust, und zwar Klinger's Faust, und noch dazu ein Teufelskerl, der's mit Jedem aufnimmt.“

Plötzlich stand noch eine dritte Gestalt da, und rief: „Auch ich bin Faust, und zwar der Faust vom Maler Müller aus Rom.“ —

„Ei!“ sagte ein viertes Wesen derselben Art: „Wenn schon drei Fäuste da sind, so nehmt auch mich noch dazu! Bin ich auch kein rechter Faust, so bin ich doch ein Fäustlein, Klingemanns Männlein, sauber gedruckt und sogar auf mehreren Bühnen Deutschlands mit Beifall adjustirt und aufgeführt.“ —

Gegen den artigen vierten Ankömmling vereinigten sich die drei Erstern und jagten ihn zur Thür hinaus. Als dies geschehen war, stellte sich das Kleeblatt, während Meisters Convulsionen immer stärker wurden, gegen einander,

schaute sich mit großen Augen voll Verwunderung an, und sagte: „Wer von uns ist nun der rechte Faust? Das kann ja doch nur Einer sein?

Mephistopheles-Kampf.

Indem nun ein Faust die Existenz des andern bezweifelte und Göthe's Faust mit siegender Beredsamkeit für sich so überwiegende Gründe vorbrachte, daß die beiden Andern schon an sich selbst irre zu werden anfingen, erhoben alle drei plötzlich ein fürchterliches Geschrei, und stürzten wie rasend aus dem Zimmer, indem in einem Winkel desselben plötzlich Mephistopheles sich präsentirte, welchen seine feurigen Augen verriethen, funkelnd wie glühende Kohlen, die von einem Blasebalg zum Funkensprühen angefacht werden. Da guckten noch drei Faustgestalten zur halb offenen Thüre herein, und jammerten: „Ach! wir sind leider nur Fragmente von Lessing, Schink und Schreiber; wir kommen aber als Boten, den uralten Faust des Briten Marlow anzukünden.“ —

Ihnen brüllte Mephistopheles entgegen: „Fragmente können wir nicht brauchen; geht euern Weg! Und wenn ihr etwa Lord Byron's Faust, welchem sein Vater den Namen Manfred gab, auf der Heerstraße begegnet, so sagt ihm, daß er allenfalls wegbleiben kann, weil er doch nur eine sehr gelungene Nachbildung von Göthe's Faust ist.

So war denn der Faustkampf geendigt, und Mephistopheles glaubte schon Sieger zu sein; sein Triumph

war jedoch von kurzer Dauer, indem sogleich eine Satans-Bataille anfing. Nicht weniger als fünf satanische, pechschwarz feurige Riesengestalten traten ein, und verbreiteten im Zimmer einen erstickenden Dampf mit Pech- und Schwefelgeruch. Jeder von ihnen behauptete mit teuflischer Unverschämtheit und Brutalität, der wahre Satan oder Mephistopheles, und zwar Milton's, Tasso's, Klopstock's, Klinger's, Maler Müller's, Marlow's, Byron's und so weiter zu sein.

Endlich kam es zu einer förmlichen Schlacht. Geheul! Gebrüll! Erbeben des ganzen Zimmers! Meister wälzte sich wie ein Rasender im Bette herum. Das Getümmel des entsetzlichen Kampfes that auf ihn die Wirkung eines fürchterlichen Traumes. Wie das enden sollte, war nicht abzusehen. Man denke sich nur gefälligst so wilde, unermeßliche Riesenkräfte, gegen einander tobend in dem beschränkten Raume eines Menschenzimmers!

Zum Glück erschien noch ein anderes Wesen, welches sich in's Mittel legte: Der Geist des Don Juan, dem eine Escorte von Teufeln folgte, feuerspeiende Pulverpyramiden in den Krallen und auf der Zunge haltend, und Feuerräder mit dem geringelten Schweife schlagend.

Don Juan's Geist kommandirte zum Angriff; da wurde das Getümmel noch ärger. Nun eilte auch Byron's Don Juan herbei; ihm stürzte aber Mozart's Don Juan entgegen, stellte sich in Positur und sang eine Arie.

Plötzlich herrschte tiefe Stille, und alle die schwarzen Ungethüme wurden in einem Augenblick so zahm, wie einst

die wilden Thiere und die Unholde der Unterwelt, als Orpheus singend vor ihnen einherschritt. Das rasende Schlachtgetümmel ward zur starren schwarzen Marmorgruppe. Am Schlusse der Arie wandte sich Mozart's Don Juan an den Byron'schen, und sagte mit einem Tone, der bei seiner Derbheit dennoch etwas Graziöses hatte: „Ich selbst, offen sei's gestanden, — ich selbst war, was meine Person betrifft, ein tüchtiger Vagabund, der es nicht wagen durfte, ohne Mozart's musikalische Veredlung auf einer ehrbaren Schaubühne zu erscheinen; Dich aber vermöchte kaum Mozart, ja kaum die Göttin der Harmonie selbst in eine edlere Sphäre zu erheben." —

Der Apostrophirte wollte eben seine Einrede vortragen, da trat mit majestätischem Schritte Hamlet's Geist herein, und ersuchte sie, Meisters Schlaf nicht zu stören. Alle entfernten sich so höflich, wie der geistreiche Geist sie ersucht hatte. Göthe's Mephistopheles, welcher der Letzte von Allen hinausging, hatte sich sogar eines freundschaftlichen Händedruckes von dem edlen Geiste zu erfreuen.

Soirée bei Gellert's schwedischer Gräfin.

Kaum hatte sich die unheimliche Gesellschaft verloren, als Meister in fieberhaftem Angstschweiß erwachte. Der Aufruhr seines Innern legte sich, als Werther mit einer Lampe eintrat, Lottens Erscheinung nebst ihrer nachdrücklichen Anrede erzählte, und sich dagegen den Faustkampf sammt der satanischen Bataille schildern ließ.

Beide blieben nun den Rest der Nacht beisammen. Als sie beim Aufgehen der Morgensonne eben den Entschluß faßten, allen Liebschaften zu entsagen, trat ein alter Bedienter in einer sehr altmodischen Livrée in das Zimmer, und meldete, mit wackelndem eisgrauen Kopfe, und mit devot steifem Anstande, in sehr ceremoniösen, ziemlich veralteten Ausdrücken: „Gellert's schwedische Gräfin, seine gnädige Gebieterin, habe von Wohlderoselben brüderlicher Ankunft und respektive Anwesenheit Kunde erhalten; sie wünsche das scharmante **nobile par fratrum** kennen zu lernen, und bitte um die Ehre der sehr werthen Gegenwart Wohlderoselben für diesen Abend." —

Die Brüder sahen einander lächelnd an, und Werther sagte: „Mit der hat's wohl keine Gefahr?" — Meister erwiederte: „Die würdige Dame wird uns wohl unserm Gelübde schwerlich untreu machen." —

Werther, als der ältere Bruder, wandte sich nun an den Bedienten mit den Worten: „Wir werden die Ehre haben, der edlen, hochwohlgebornen Frau aufzuwarten, und wir freuen uns ungemein, und über alle Maßen, eine so wohlgesinnte Matrone, deren Titelblatt uns schon oft vorgekommen ist, näher kennen zu lernen."

Der Bediente, hierüber submissest entzückt, entfernte sich mit tiefen Bücklingen und unzähligen, an die Thürflügel stoßenden Kratzfüßen.

Abends um sechs Uhr traten die Zwillingsbrüder in das von Lavendelgeist duftende Prunkgemach der schwedischen Gräfin.

Die ehrwürdige Dame empfing, auf einem ungeheuren

Sopha sitzend, die Eintretenden, vor denen zwei Bediente mit brennenden Kerzen einherschritten, mit einem etwas stolzem Kopfnicken, aber mit einem sehr freundlichen Gesichte, welches mit dem verdrießlichen des, in seinem Schlafe gestörten Schooßhündchens einen sehr grellen Kontrast machte.

Die Gäste, deren Aufmerksamkeit, theils durch die schwedische Gräfin, theils durch das schwedische Schooßhündchen, theils durch das ungeheure schwedische Sopha, übermäßig in Anspruch genommen wurden, beobachteten ein so langes höfliches Stillschweigen voll der sprechendsten Blicke, daß der edlen Matrone die lange Weile, mit welcher sie sehr vertraut zu sein schien, endlich selbst zu langweilig wurde, und sie mit der sittlichsten Grazie den einst schönen Mund öffnete, um folgende inhaltsschwere Worte daraus hervorgehen zu lassen:

„Sehr werthgeschätzte, höchst verehrliche junge Herren! Verzeihen Sie, daß ich Sie zu mir bitten ließ. Sie wissen ja, daß die weibliche Neugierde ewig jung bleibt, so wie es im Rathe der ewigen Vorsicht schon bei Erschaffung der Welt vorhinein beschlossen ward. Sie werden mich vermuthlich nicht kennen, obschon Sie mich vielleicht in mancher Buchhandlung gesehen haben. Ich gebe mir daher die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich eine Tochter des rühmlichst bekannten Professors Christian Fürchtegott Gellert *) bin. Er verfaßte mich in der löblichen Absicht, dem Roman mehr Ernst, Würde und Nützlichkeit zu geben. Und dennoch wagten

*) Geboren im Jahre 1715, starb am 13. December 1769.

Verleumder, laut zu sagen, ich Unglückliche sei der klarste Beweis, daß mein Vater kein Talent für den Roman habe. Aber so geht's! Die leichtsinnige Welt will nur unterhalten, nicht belehrt, nur verschlimmert, nicht gebessert werden. Überdrüßig einer solchen, im Argen liegenden und aus ihren Fugen gegangenen Welt, hab' ich mich in die Einsamkeit und in mich selbst zurückgezogen. Vergessen und verkannt, behaupte ich wenigstens meine Würde, und nähre mich redlich von den moralischen Vorlesungen, Fabeln und Erzählungen meines ehrenwerthen Vaters, dessen Weiberhaß und Ehescheu so viel komische Gutmüthigkeit hatten, daß die Frauen und Mädchen ihm deshalb nicht gram wurden. Erlauben Sie mir, wohledle Herren, Ihnen nun Einiges von der Verlassenschaft meines liebwerthen Herrn Vaters zu zeigen, vor Allem aber das Porträt von ihm und von seinem Schimmel!"

Meister und Werther versicherten der schwedischen Gräfin, daß sie sich um so mehr freuten, das Porträt Gellerts und seines Schimmels zu sehen, als sie selbst nicht so glücklich waren, Beide in natura zu kennen, Vater Göthe aber mit Beiden bekannt war. Die skandinavische Dame nahm jetzt die Hand eines jeden Gastes und führte sie zu dem Porträt ihres geistigen Vaters, vor dem sie mit ihnen stehen blieb. Nachdem sie lange stillschweigend hinauf geblickt, und statt der gesuchten Worte nur Thränen gefunden hatte, sagte sie endlich: „Liebwertheste Herren! Glauben Sie mir! Ungeachtet all' der, in Schweden herrschenden Kälte, findet man hier doch viele sehr warme

Herzen, und die Wärme eines Menschen ist mehr werth, als seine Hitze, weil alle Hitze schnell verfliegt, die Wärme aber sehr lange anhält. Mein Vater, den Sie hier **in effigie** erblicken, wurde wegen der Wärme seines weichen Herzens, obwohl er zu Haynichen, einem Städtchen im Erzgebirge, geboren war, allgemein verehrt. Wenn ich ihn ansehe, das gefällige Gesichts-Oval, die schöne Stirn, die sanfte Schwermuth in den Augen, und den feinen Mund, so glaube ich immer, er müsse in diesem Augenblicke eine seiner Vorlesungen über die Moral beginnen, die ihm mit Recht einen ungetheilten Beifall erwarben, weil er durch seinen rührenden Vortrag so manchen Studirenden von ausschweifender Lebensweise zurückhielt. Und fürwahr! eben so rein, wie sein Gesicht ist, eben so makellos war auch sein menschenfreundlicher, liebreicher Charakter. Um nun aber vom Menschen auf die Thiere, und von meinem Vater auf seinen Schimmel zu kommen, wie denn in der Natur Alles Übergang ist, so belieben Sie hier das interessanteste aller Reitpferde anzuschauen. Dieses merkwürdige Thier leistete meinem Vater, ich möchte beinahe sagen, noch bessere Dienste, als sein Pegasus, den er doch im Schritte recht wohl zu reiten wußte. Er erhielt das allerliebste Thier von dem Prinzen Heinrich von Preußen, welcher dasselbe in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, zum Geschenk."

Haller's Familie.

Die gesprächige Dame schien gesonnen, ihrer Zunge noch lange freien Lauf lassen zu wollen; sie wurde abe

Verleumder, laut zu sagen, ich Unglückliche sei der klarste Beweis, daß mein Vater kein Talent für den Roman habe. Aber so geht's! Die leichtsinnige Welt will nur unterhalten, nicht belehrt, nur verschlimmert, nicht gebessert werden. Überdrüßig einer solchen, im Argen liegenden und aus ihren Fugen gegangenen Welt, hab' ich mich in die Einsamkeit und in mich selbst zurückgezogen. Vergessen und verkannt, behaupte ich wenigstens meine Würde, und nähre mich redlich von den moralischen Vorlesungen, Fabeln und Erzählungen meines ehrenwerthen Vaters, dessen Weiberhaß und Ehescheu so viel komische Gutmüthigkeit hatten, daß die Frauen und Mädchen ihm deshalb nicht gram wurden. Erlauben Sie mir, wohledle Herren, Ihnen nun Einiges von der Verlassenschaft meines liebwerthen Herrn Vaters zu zeigen, vor Allem aber das Porträt von ihm und von seinem Schimmel!"

Meister und Werther versicherten der schwedischen Gräfin, daß sie sich um so mehr freuten, das Porträt Gellerts und seines Schimmels zu sehen, als sie selbst nicht so glücklich waren, Beide in natura zu kennen, Vater Göthe aber mit Beiden bekannt war. Die skandinavische Dame nahm jetzt die Hand eines jeden Gastes und führte sie zu dem Porträt ihres geistigen Vaters, vor dem sie mit ihnen stehen blieb. Nachdem sie lange stillschweigend hinauf geblickt, und statt der gesuchten Worte nur Thränen gefunden hatte, sagte sie endlich: „Liebwertheste Herren! Glauben Sie mir! Ungeachtet all' der, in Schweden herrschenden Kälte, findet man hier doch viele sehr warme

Herzen, und die Wärme eines Menschen ist mehr werth, als seine Hitze, weil alle Hitze schnell verfliegt, die Wärme aber sehr lange anhält. Mein Vater, den Sie hier **in effigie** erblicken, wurde wegen der Wärme seines weichen Herzens, obwohl er zu Haynichen, einem Städtchen im Erzgebirge, geboren war, allgemein verehrt. Wenn ich ihn ansehe, das gefällige Gesichts-Oval, die schöne Stirn, die sanfte Schwermuth in den Augen, und den feinen Mund, so glaube ich immer, er müsse in diesem Augenblicke eine seiner Vorlesungen über die Moral beginnen, die ihm mit Recht einen ungetheilten Beifall erwarben, weil er durch seinen rührenden Vortrag so manchen Studirenden von ausschweifender Lebensweise zurückhielt. Und fürwahr! eben so rein, wie sein Gesicht ist, eben so makellos war auch sein menschenfreundlicher, liebreicher Charakter. Um nun aber vom Menschen auf die Thiere, und von meinem Vater auf seinen Schimmel zu kommen, wie denn in der Natur Alles Übergang ist, so belieben Sie hier das interessanteste aller Reitpferde anzuschauen. Dieses merkwürdige Thier leistete meinem Vater, ich möchte beinahe sagen, noch bessere Dienste, als sein Pegasus, den er doch im Schritte recht wohl zu reiten wußte. Er erhielt das allerliebste Thier von dem Prinzen Heinrich von Preußen, welcher dasselbe in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, zum Geschenk."

Haller's Familie.

Die gesprächige Dame schien gesonnen, ihrer Zunge noch lange freien Lauf lassen zu wollen; sie wurde abe

zu unserm großen Vergnügen unterbrochen, indem der Bediente die Thür öffnete, und mehrere Gäste eintraten, welche als Mitglieder der Familie des berühmten Herrn Albrecht von Haller*), der Große genannt, vorgestellt wurden. Sie entschuldigten das Nichterscheinen des Familienhauptes damit, daß der geistreiche Mann, nachdem er seinen rühmlichen Bestrebungen in der Naturlehre, Botanik, Anatomie, Physiologie und Arzeneikunde, worin er Unglaubliches geleistet, durch didaktische und elegische Gedichte die Krone aufgesetzt habe, mit sich und der Welt zerfallen sei, und in melancholischem Mißmuth hinbrüte. Wer daran zweifle, ob ein tiefsinniger Gelehrter und trefflicher Arzt auch ein ausgezeichneter Dichter sein könne, — und wer sich überzeugen wolle, daß ein wahrhaft großer Geist in den verschiedensten Fächern Außerordentliches leisten könne, — der müsse Haller's Leben, Wissen, Wirken und Schaffen betrachten. Eine seltene Kraft gehöre schon dazu, wenn man im Stande sei, wie Haller es that, nebst so vielen wissenschaftlichen Werken zwölftausend Recensionen für die Göttinger Gelehrten-Anzeigen zu schreiben!

Unter den Haller'schen Familien-Mitgliedern war insbesondere die Verschiedenheit der Nationalität etwas Auffallendes; denn es befand sich unter ihnen ein Mann in orientalischer Tracht, der sich Usong nannte, der Brite Alfred und ein Alpenhirt; ja sogar die beiden alten Römer Fabius und Cato traten ganz unbefangen in den

*) Geboren am 16. October 1708; starb am 12. December 1777.

Gesellschaftssaal. Die beiden Letzteren vertieften sich mit Alfred und Usong in ein Gespräch über die Regierungsformen, und sie geriethen in einen ziemlich heftigen Streit, indem Usong für die despotische Regierungsform sprach, die beiden Römer die republikanische erhoben, Alfred aber die Zweckmäßigkeit und Herrlichkeit der monarchischen rühmte. Wer recht aufmerksam zuhörte, glaubte drei politische Romane vor sich zu sehen.

Pansophorin, der magische Bibliothekar, merkte, daß das ernsthafte politische Gespräch schon etwas zu lange dauere, indem Spinettens schöne Augen sich schloßen, Salatiello's Mund aber sich einige Male krampfartig öffnete. Er beschloß daher sogleich, der sich anmeldenden langen Weile den Zutritt zu versagen, und ein belebendes Tableau zu veranstalten. Der Alpenhirt trat rüstig vor, und las einige der schönsten Stellen aus Haller's Gedicht: „Die Alpen."

Man erkannte an jedem Verse voll Kraft, an jedem Bilde voll Wahrheit, an jedem feurigen oder großen Gedanken, daß der Dichter in der Natur und auf der Alpenwelt heimisch war.

„Es ist unverkennbar (sagte die entzückte schwedische Gräfin), daß der treffliche Dichter in jedem Jahre die Alpen bereis't, um sich selbst, und uns Alle zu erfreuen." —

Der Alpenhirt überreichte nun der Dame einen stattlichen Strauß von Alpenpflanzen. In diesem Augenblick zeigten sich an einer der Wände die helvetischen Alpen im Glanze der Morgensonne. Das prachtvolle Schauspiel dieser

erhabenen Naturschönheit that eine so gewaltige Wirkung, daß Spinette und Salatiello einander vor freudigem Erstaunen in die Arme fielen.

Pansophorin bemerkte dies mit großem Vergnügen, und beschloß nun, sein literarisches Märchen mit möglicher Lebendigkeit fortschreiten zu lassen, Schlag auf Schlag, damit Spinette und Salatiello durch starke Eindrücke wenigstens einige Haupterscheinungen der deutschen Literatur im Gedächtniß behalten müßten.

Kinder-, Schnitter-, Jäger und Amazonen-Chor.

Wilhelm Meister setzte sich neben die schwedische Gräfin, um ihr die Ansichten seines Vaters Göthe*), über einige der literarischen Celebritäten mittheilen zu können. „Haller (sagte er) erscheint als Gelehrter unter den Ersten der Nation, den Vornehmsten und Geschätztesten gleich **). Er ist ein außerordentlicher Mensch, und hat das Unglaubliche geleistet" ***).

Jetzt trat ein Mann ein, dessen heiteres, freundliches und zuvorkommendes Wesen alle Anwesenden elektrisirte. Die Gräfin präsentirte ihn als den Kreissteuer-Einnehmer

---

*) Was Wilhelm Meister in dieser Hinsicht sagen wird, sind Göthe's Aussprüche, die in seinen Werken zerstreut vorkommen.

**) Siehe Göthe's Werke Stuttg. und Tübing. bei Cotta 25. Bd.

***) 26. Band.

Weiße, mit den Worten: „Als Mensch und als Schriftsteller von uns geliebt und geschätzt" *). — Er hatte sich kaum gesetzt, als auf Pansophorins Veranstaltung, ein Chor von Kindern, weiß gekleidet und mit Blumen bekränzt, eintrat. Sie sangen ein rührendes Lied, wurden aber durch einen Chor von Schnittern und Schnitterinnen unterbrochen, dem ein Jägerchor folgte. Ehe dieser zu Ende war, stürmten Amazonen, gehelmt und gepanzert, mit den Schwertern auf die Schilde schlagend, herein. Sie führten einen Waffentanz auf, der vielen Lärmen machte und sehr gefiel. Salatiello sprang auf, um mitzutanzen, Spinette hielt ihn mit einem strafenden Blicke zurück.

Wilhelm Meister flüsterte der Gräfin in's Ohr: „Mein Vater sagte mir einst: Weiße's Theaterstücke wollten wir nicht durchaus für musterhaft gelten lassen, ließen uns aber doch davon hinreißen, und seine Opern, durch Hillern auf eine leichte Weise belebt, machten uns viel Vergnügen. Er erfreut sich einer Achtung ganz eigener Art, weil man in ihm die heterogensten, selten mit einander verbundenen Eigenschaften — des Dichters und des Geschäftsmannes — vereinigt schätzt **).

---

*) Göthe. 25. Band. Weiße schrieb Opern, Lust- und Trauerspiele, lyrische Gedichte, Amazonen-Lieder, Lieder für Kinder, und einen Kinderfreund.

**) 25. Band.

Dichterliebe und Entsagung. Die Erscheinungen im Bardenhain. Satans Theater.

Pansophorin wußte, daß Spinette und Salatiello für das Reisen, weil es eine brillante Modenarrheit war, besonders aber für das Kunstreisen, noch mehr aber für die genialen, kunstreisenden Mechaniker, eine außerordentliche Vorliebe hegten, welche um so mehr zunahm, als ihre Liebe zu einander abnahm, denn es liegt in der menschlichen Natur, daß man das Glück außer sich sucht, sobald man aufhört, es in seinem Innern zu finden.

Werther und Meister mußten also schon am nächsten Tage als Reisende erscheinen; der nur für Theatercoups und Knall-Effecte besorgte Zauberer nahm es aber mit der Marschroute, die er ihnen ausfertigte, nicht sehr genau. Die Reise vereinigte daher das Natürliche mit dem Wunderbaren, Dichtung und Wahrheit, auf eine sonderbare Weise, wodurch sie einen eigenen pikanten Reiz erhielt.

Wir finden nun unsere beiden Wanderer auf dem Pfad zu einer Anhöhe, welche zu einem dunkeln Eichenwalde führt. In dem von einem rosig dämmernden Lichte umflossenen Haine zeigten sich liebende Paare, welche theils, einander umschlungen haltend, umher wandelten, theils auf blumenreichen Rasenbänken unter blühenden Gebüschen beisammen ruhten.

Vor allen Uebrigen erregte ein Jüngling die Aufmerksamkeit der beiden Wanderer. Er sang voll Begeisterung entzückende Lieder der innigsten und edelsten Liebe. Alle

horchten, sich selbst vergessend, seinem himmlischen Gesange; er aber schien, die ganze Welt vergessend, nur für eine Einzige zu leben.

Der Jüngling hieß Klopstock, dessen erste Dichtungen — Oden und einige Gesänge des Messias — für ganz Europa ein Gegenstand der Bewunderung und des Entzükkens waren. Fanny Schmidt, die Erwählte, für welche der Dichter glühte, war wohl empfänglich für die Schönheit der Poesie und für den Glanz des Ruhmes, aber nicht für die Liebe des Dichters.

So blieb denn die Leidenschaft des Unglücklichen unerwiedert, und er lernte durch sie, statt des gehofften Glückes, den größten Schmerz kennen, welchen das Schicksal über einen Dichter verhängen kann, den Schmerz — zu lieben ohne Gegenliebe.

Fanny, dem Weltleben hold, verließ den Hain; Verzweiflung ergriff den Sänger. Das Licht seiner Seele erlosch in Nacht; die Lyra verstummte, und er sank, wie vernichtet, zu Boden. Ein Genius schwebte aus dem Gebüsch hervor; seine gehobene Rechte setzte einen Kranz von Eichenblättern auf das Haupt des Leidenden. Ein Lichtstrahl schien in die Nacht seiner Seele zu dringen, und eine Stimme des Himmels schien ihn aus dem Todesschlafe zu erwecken. Er sprang mit neu entflammter Geisteskraft auf und sprach im Selbstgefühl edlen Stolzes: „Verloren ist mir das Geliebteste; leicht treffe mich nun jeder Verlust auf Erden! Ich habe kennen gelernt den höchsten Schmerz; nun bleibe mein Herz gestählt, und es wisse Maß und Ziel zu halten

in Leid und Freude. Gott sei meine Liebe, die heilige Dichtkunst mein Himmel auf Erden! Du aber, Eichenkranz, bleibe fortan der Schmuck meines Hauptes, die Wonne meines Daseins! Schütze den Bekränzten, daß die Blitzstrahlen des Lebens unschädlich an ihm vorüber fliegen!" —

Klopstock erhob sich feierlich, sein Auge emporgerichtet zu dem Genius, der im Lichtglanz der scheidenden Sonne entschwand. Dem von hohen Gedanken und mächtigen Empfindungen durchdrungenen Dichter näherten sich vier erhabene ätherische Huldgestalten: Die Freundschaft, die Phantasie, die Vaterlandsliebe und der heilige Glaube.

Die Freundschaft legte ihm die Hand auf das Herz und sprach: „Nur ich vermag dieses edle Herz ganz auszufüllen, diese große Seele ganz zu fassen. Von mir durchdrungen, singe der Unsterblichkeit!" —

Die Phantasie umgab ihn mit einem rosenlichten Zauberschleier und sagte: „Verborgen bleibe Dir des Häßlichen Ungestalt! Nur des Lebens Schönheit sollst Du durch mich erblicken." —

Die Vaterlandsliebe reichte ihm eine mit Eichenlaub bekränzte Harfe. Im Hintergrunde des Haines erschien, wie ein Wolkenbild im Abendroth, die Gestalt des Cheruskerfürsten Hermann, umschlungen von den Armen seiner heldenmüthigen Thusnelda. Von Waffenklängen und Schilderschlägen in wild dahin brausenden Harmonien begleitet, erschollen die Worte: „Von Dir gepriesen, preise Germania Dich!" —

Die Erscheinung verschwand. Entzückende Melodien tönten aus einer himmlischen Glorie herab, und über leise säuselnden Palmen wurden Engelsgestalten sichtbar, während der heilige Glaube die Worte sprach: „Ahne! Jenseits des Grabes wird Dir die Befriedigung Deiner Vorgefühle werden. Frage! Die Ewigkeit wird Dir antworten. Glaube, und Du wirst Himmelsruhe finden in Deiner Brust! —

Die ganze Scene verschwand in einem Lichtmeere.

Als Werther und Meister schon eine lange Strecke Weges, ohne ein Wort zu sprechen, zurückgelegt hatten, huschte eine riesige Nachtgestalt an ihnen vorüber, und schrie mit gellendem Hohngelächter: „Ich bin Satan, der Ruhelose, heillos Witzige, Alles Leugnende, Alles Bestreitende, dessen Bild der fromme Dichter in seinem Messias ganz verfehlt hat. Ein erhabener Teufel und langweilige Engel, — o Jammer und Unglück!" — So viele große Dichter: Klopstock, Milton, Tasso und selbst Göthe, haben sich bemüht, mich zu schildern, und es ist doch keinem Einzigen gelungen, nur ein halbwegs erträgliches Porträt von mir zu Stande bringen. Um den hochgepriesenen Sänger eueres Messias in seiner ganzen Herrlichkeit zu würdigen, sollt ihr ihn nun auch als dramatischen Dichter kennen lernen. Satan rief einige Höllengeister vom untersten Rang herbei. Binnen wenigen Minuten stand ein prächtiges Theater da. Alle Vorübergehenden wurden geladen. Satan erschien als Theaterdirektor.

Bald war das Gebäude in allen seinen Räumen überfüllt. Klopstocks „Hermannsschlacht,“ „Hermann und die Fürsten,“ „David“ und „Adams Tod“ wurden meisterhaft gespielt. Kostum und Dekorationen ließen nichts zu wünschen übrig. Schon war die Vorstellung sämmtlicher Stücke geendigt; dessen ungeachtet herrschte noch immer die tiefste Stille, und das Publikum machte keine Miene sich zu entfernen. Warum nicht? Es war eingeschlafen. Satan stieß in die Posaune des jüngsten Gerichtes und jagte die Erwachenden hinaus, mit der Versicherung, es werde eine Zeit kommen, wo sie auf allen Theatern des Teufelszeuges mehr als genug finden und auf allen Zetteln den Namen Satan erblicken sollten.“

Das Schauspielhaus zerfloß in Luft, wie Satan selbst. Zu den beiden Wanderern trat jetzt der Zeitgeist, dessen Gesicht ein lebendiger Spiegel der Jahrhunderte war, und sagte: „Mag der beleidigte Fürst der Finsterniß auch zum Theile recht haben, so viel bleibt doch gewiß, daß der Sänger des Messias, wenn seine heilige Dichtung auch hier und da in den Formen die Spuren seiner Zeit trägt, höher stand als sie, und der Poesie ein neues Feld, einen höhern Schwung und ein höchst eigenthümliches Gepräge gab.

Der poetische Pfarrhof. Die Unglückssterne der Liebe. Die Schlacht der idyllischen Bauern, Schäfer und Fischer.

Werther und Meister waren kaum eine Stunde lang gegangen, als sie ein Dorf vor sich sahen, welches,

von wogenden Getreidefeldern umgeben, zwischen fruchtreichen Obstgärten hervorblickte. Am Fuße eines mit Reben bepflanzten Hügels lächelte ihnen ein niedliches Haus mit weißen Mauern und hochrothem Ziegeldache anmuthig einladend entgegen. Ein lustiger Bauernknabe ertheilte ihnen hüpfend die Auskunft, das Dorf heiße Grünau, und jenes Haus sei der Pfarrhof.

Die Wanderer betraten sogleich den dahin führenden Pfad, dessen weicher Rasenboden zu beiden Seiten von blühenden Gebüschen eingeschlossen war. Der Pastor, welcher die Kommenden vom Fenster gesehen hatte, ging ihnen mit seiner Tochter Louise, einer rosigen Blondine, entgegen und lud sie auf das freundlichste zum Besuche ein. Sie erfuhren bald, ihr edler Wirth sei der, unter dem Namen Johann Heinrich Voß rühmlich bekannte Dichter. Louise, die ihnen das lieblichste Kind der Morgenröthe zu sein schien, verließ die Gesellschaft, um Kaffeh zu bereiten, der auf der Wiese hinter dem Hause genossen werden sollte. Der Vater führte die Gäste indeß in sein Studirzimmer, in dem die Büsten des Homer, Virgil, Theokrit, Aristophanes, Hesiod, Tibull, Ovid und Shakespeare wie Götterbilder in einem Pantheon aufgestellt waren. Voß zeigte ihnen nebst seiner Übersetzung der Meisterwerke dieser Dichter auch eine Sammlung seiner eigenen Poesien: Oden, Elegien, Lieder und Idyllen. Er trug einige derselben vor; sie gefielen. Besondern Beifall erhielt ein sehr zartes und liebliches idyllisches Epos „Louise,“ dessen Heldin die wirkliche Louise

war, dann ein rührend schönes idyllisches Gemälde „der siebzigste Geburtstag.“ —

Herzlich erfreut über den Eindruck, welchen diese Dichtungen auf die jugendlichen Gemüther machten, las Voß auch einige Stellen seiner trefflichen Übersetzung von Homer's Odyssee und Virgils malerischem Lehrgedichte über den Landbau. Meister äußerte seinen vollsten Beifall und bewunderte, wie es möglich sei, so viel Treue in der Nachbildung fremder Meisterwerke mit solchem Schwung und solcher Kühnheit in den Fügungen der Worte und den Wendungen der Sprache zu vereinigen. Endlich las Voß auch einige von ihm übersetzte Oden des Horaz. Meister ward darüber ganz verblüfft; er, der mit dem Original sehr vertraut war, konnte die verdeutschten nicht verstehen. Er war in Verlegenheit und wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Zum Glück für ihn erschien Louise wie ein Engel mit der Bitte, ihr auf die Wiese zu folgen, um Kaffeh zu trinken.

Schon saß die Gesellschaft im Halbkreise um die Kaffehmaschine, aus deren dampfendem Schlund ein aromatischer Duft aufstieg, dessen Lieblichkeit mit den köstlichen Wohlgerüchen wetteiferte, die sich von der Wiese erhoben und durch die Abendkühle wie Lebensgeister dahinfloßen. Während Louise, auf welcher die Blicke der entzückten Jünglinge hafteten, sich damit beschäftigte, den Kaffeh zu kredenzen, sprang der Pastor mit einem Schrei vom Grase empor, indem ihm zwei starke, kräftige Jünglinge so lärmend und so ungestüm entgegen stürzten, daß dem erschreckenden Mäd-

chen die Schale, in welche sie eben den Kaffeh gießen wollte, aus der Hand fiel.

Der umarmende und küssende Pastor wurde von den Jünglingen umarmt und geküßt. Als der erste Freudensturm vorüber war, stellte Voß unsern Wanderern die zwei Fremden als die Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg vor. Sie brachten Gedichte, theils gedruckt, theils noch Manuskripte, mit, unter diesen sehr gemüthliche Lieder, Oden voll Kraft und Feuer, herrliche Balladen, beklagten sich aber, daß ihre Schauspiele mit Chören, so wie die Übersetzung der Ilias, seitdem jene von Voß erschienen war, wenig Anklang im Publikum fänden; Voß suchte sie zu trösten, durch die Versicherung, daß ihre Übertragung der Tragödien des Sophokles als eine höchst gelungene Arbeit sich des allgemeinen wohlverdienten Beifalls zu erfreuen hätte.

Das Gespräch wurde unterbrochen durch die Ankunft eines Mannes, dessen Mienen, Gang und Haltung nicht nur von körperlichem Siechthum zeigten, sondern auch auf Gemüthszerrüttung und Seelenleiden hindeuteten. Voß und die beiden Stolberge bewillkommten ihn mit freundschaftlicher Wärme; er erwiederte den herzlichen Gruß mit wehmüthigem Lächeln. Voß stellte nun den beiden Wanderern in diesem Unglücklichen den Dichter Gottfried August Bürger *), seinen alten Schulkameraden, vor. Als Voß und Bürger die Gesellschaft verlassen hatten, weil Letzterer vor Ungeduld brannte, dem Freunde seine Leiden und seinen traurigen

*) Geboren 1748, gestorben 1794.

Zustand zu klagen, benützte der ältere Stolberg die Zeit, den Wanderern einige Umstände aus Bürgers früherem Leben mitzutheilen.

„Der Arme" sagte er, „ist sehr zu beklagen, obschon man ihn von eigener Schuld nicht freisprechen kann. Manche Schwächen des phantasiereichen, gefühlvollen, mitunter zu sinnlich gesinnten Mannes hatten einen nachtheiligen Einfluß auf seine Verhältnisse, insbesondere auf die häuslichen. Eine feindliche Constellation der Liebe bildete sich über seinem Haupte, und sein Anblick läßt mich fürchten, daß er bald seinen körperlichen und Seelenleiden erliegen wird. Die ihm angeborene Liebe zur Poesie ist noch jetzt der Balsam, der ihm das Flämmchen der erlöschenden Lebenskraft erhält. Schon in den ersten Knabenjahren machte er Verse, selbst größere poetische Versuche. Einen besonderen Reiz hatte für ihn das beißende Epigramm; dem sarkastischen Kitzel konnte er nicht widerstehen. So schrieb er ein solches Gedicht auf den Haarbeutel eines Mitschülers; der Beleidigte warb Anhänger; die Schule ward zum Schlachtfeld, und das Treffen endigte mit einer Tracht Schläge, welche der geschlagene Bürger vom Rektor erhielt. Bürger gestand späterhin uns und seinen Universitätsfreunden in Göttingen: „„Was er von Lehrern und aus Büchern gelernt habe, sei das Wenigste, denn es habe ihm in den Lehrstunden an Aufmerksamkeit, und außerdem an der Geduld gefehlt, ein Buch bis an das Ende zu durchlesen. Er müsse sich oft selbst wundern, wenn er einen Blick in die Vorrathskammern seiner Kenntnisse werfe, wie und woher das Alles gekommen sei; das Meiste wäre ihm gleich-

sam wie angeflogen."" Schon in Göttingen ging an seinem Lebenshorizont der erste Unglücksstern der Liebe auf. Eine Buhlerin bemächtigte sich des leicht Entzündlichen. Vergessen war das edle Streben des Kunstjüngers, sein guter Ruf bemakelt. Der Großvater entzog dem Verirrten die bisherige Unterstützung. Er gerieth in Schulden."

„In diese Zeit fällt unsere Bekanntschaft mit Bürger. Wir bildeten damals mit Voß, Hölty, Müller, Boie, Leisewitz und Franz Kramer einen freundschaftlichen Kreis, innig verbunden durch gleiche Neigung und gleiches Bestreben. Das Studium alter und neuer Dichter beschäftigte uns vollauf. Nun erhellte sich Bürgers trüber Himmel. Er wurde als Justizbeamter zu Altengleichen im Fürstenthum Kalenberg angestellt. Der Großvater verzieh ihm. Der ländliche Aufenthalt that gute Wirkung; er dichtete hier die herrliche Ballade „Leonore," und heiratete die Tochter eines hannöverschen Beamten."

„Nun ging ihm aber der zweite Unglücksstern der Liebe auf. Er wurde, während er mit jener schon verlobt war, von einer heftigen Liebe für ihre jüngere Schwester Auguste, ein sehr reizendes und liebenswürdiges Mädchen, von fünfzehn Jahren, entflammt. Selbst die erfolgte Vermählung mit der ältern Schwester vermochte es nicht, die Glut jener unglücklichen Leidenschaft zu dämpfen. Die edle Gattin zeigte sich bei diesem widrigen Verhältniß als ein seltenes Muster von Geduld und Nachsicht, gegen den Gatten, der zugleich Geliebter der Schweste war, und gegen die Schwester als Geliebte des Gatten. Welche Qualen mögen aber

das Herz der guten Frau gefoltert haben! Nicht geringere Leiden und Gewissensbisse mußten auch die Verirrten selbst treffen, und so lebten denn drei Unglückliche bei täglichem Umgange im traurigsten Verhältnisse, bis nach zehn Jahren der Tod des bedauernswürdigen Weibes demselben ein Ende machte. Nun ging zwar ein neuer Stern am Himmel der Liebe auf; aber — die Nemesis übte ihr furchtbares Amt: Vergeltung und Strafe."

„Bürger vermählte sich schon im nächsten Jahre nach dem Tode der Gattin mit ihrer Schwester Auguste, die er als die süße Neuvermählte unter dem Namen „Molly" in seinen Gedichten als himmlisches Wesen feierte. Er durfte sich aber nur ein Jahr ihres Besitzes erfreuen. Rief der Geist der Schwester sie zu sich? Schwermuth ergriff nun seine Seele, Siechthum den Leib. In diesem kläglichen düsteren Zustande erschien ihm plötzlich, wie ein Stern in dunkler Nacht, aus Stuttgart gesendet, ein Gedicht, worin ein von seinen Gedichten entzücktes Mädchen ihm auf anmuthig-scherzhafte Weise Hand und Herz antrug. Der scherzhafte Antrag endigte im Jahre 1790 mit einer wirklichen Heirat. Auch jetzt ging der Unglücksstern der Liebe wieder auf. Jenes überspannte, einer reinen, edleren und höheren Liebe unfähige Geschöpf zeigte sich, sinnlich und treulos, bald als **Belladonna**, sein Leben vergiftend. Es blieb ihm nichts übrig, als sich von dem Weibe, das Pflicht und Ehre vergaß, gerichtlich scheiden zu lassen. Dahin war nun seine Geisteskraft, dahin jede Spur der früheren Gesundheit, dahin sein letztes Hab und Gut. Er lebt nun dürftig von dem

Honorar, welches Buchhändler für bedungene Uebersetzungen aus fremden Sprachen ihm bezahlen."

Werther und Meister fühlten sich durch diese Leidensgeschichte tief erschüttert. Während sie ihre Blicke auf Bürger's abgehärmte Gestalt hefteten, näherte sich ein Jüngling, stark von Wuchs, gebückt mit trägem Gang, hager, mit einem blassen, von Pocken entstellten Gesichte, ziemlich geistlosen Mienen, aber treuherzig-schalkhaft blauen Augen. Er wurde von der Gesellschaft mit Jubel empfangen, und den Fremden als der ländliche Sänger Hölty vorgestellt.

Das Gespräch wurde nun sehr lebhaft. Alle nahmen daran Theil; nur Hölty blieb sehr schweigsam, brachte aber mitunter ganz unerwartet, mit trockenem Ernst manchen lustigen Einfall, der allgemeines Gelächter erregte. Aus dem Wenigen, was er sprach, überzeugte sich Werther und Meister, daß Hölty eine Belesenheit von ungeheurem Umfange besaß. Er pflegte Nächte durchzuarbeiten. Seine Liebe zur schönen Natur, und sein Hang zur Einsamkeit machten ihn etwas melancholisch. Er liebte das Schauerliche, und wandelte gern auf dem Kirchhofe seines Dörfchens zwischen den Gräbern umher, blieb aber dessen ungeachtet liebevoll, sanft, heiter und gefällig, ja sogar gesellig. Machte ihn auch seine Leidenschaft für geistige Beschäftigung für das wirkliche Leben und für die Leibespflege etwas gleichgültig, so schützte ihn doch seine Gutmüthigkeit und sein warmes Gefühl für die Schönheiten der Natur gegen jene Kälte und Erstarrung, welche nicht selten die Folgen der Lesesucht sind.

Voß bemerkte, daß Hölty öfter von einem heftigen, und wie es schien auch bösartigen Husten gequält werde.

Hölty erzählte nun, daß er kurze Zeit vor dieser Reise Blut ausgeworfen habe. Diese Nachricht machte auf die Gesellschaft einen tiefen Eindruck. Voß sagte leise zu den beiden Stolbergen: „Nun verbürge ich ihm kein langes Leben *)." Voß sprach wahr. Man sah nur zu deutlich, daß Hölty's geistiges Leben die Kraft des körperlichen aufzehre. Er hatte einige Gedichte mitgebracht, welche der jüngere Graf Stolberg vorlas. Ihr Inhalt und Hauptgedanke war Naturleben, Liebe und Freundschaft, Herzensreinheit und Seelenfriede, Tod und Gott. Die elegische Stimmung dieser Lieder, in den wohlklingendsten Worten und Versen, erweckte in Allen die innigste Rührung. Man verglich den gemüthlichen Hölty mit einer Nachtigall, deren Gesang aus dem Rosenbusch auf einem Grabhügel hervortönt.

An diesem Tage ließ das Schicksal eine Ueberraschung auf die andere folgen. Jetzt erschien die letzte, — und zwar in der Person des Predigers und Professors Johann Martin Miller. Voß bezeichnete ihn den beiden Wanderern als einen der fruchtbarsten Dichter, und fügte lächelnd hinzu: „Ich gebe mir die Ehre, Ihnen in Herrn Miller den Gründer und Repräsentanten einer ganz neuen Periode der deutschen Literatur vorzustellen, nämlich der an Thrä-

---

*) Hölty starb am 1. September 1776 im 28. Jahre seines Lebens.

nen und Mondschein überreichen Empfindsamkeits-Periode. Seinen Romanen: „Siegwart,“ „Carl von Burgheim,“ und dem „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit“ kann ich, aufrichtig gesprochen, und ihm in's Gesicht gesagt, keinen Geschmack abgewinnen; desto mehr gefallen mir aber seine Gedichte, voll Wahrheit, inniger Empfindung und einfacher Schönheit der lieblichen Darstellung.“ —

„Vollkommen einverstanden!“ sagte Bürger in seiner trockenen grämlichen Weise. Er zog einige zusammen geheftete Druckbogen aus der Tasche und fuhr fort: „Hört, meine Herren, was die Kritik zu Herrn Miller's Produkten spricht.“ Er las: „Die Liebe, die Miller in seinen Romanen schildert, ist keine von den Gespielinnen der Erdentöchter, sondern ein Wesen von überirdischer Art, fast ohne Sinnlichkeit und Körper. In seinem „Siegwart“ besonders hat Alles einen religiösen Anstrich; Alles ist Liebe, reine, schwärmerische Liebe, mit Scenen der Andacht unterbrochen. Die Vorzüge dieses beliebten Romans sind reine Moral, gute Empfindungen und Grundsätze. Im Ganzen aber ist wenig Leben und Handlung; in den Charakteren und Beschreibungen herrscht große Einförmigkeit und eine gewisse matte Traurigkeit, die dem Temperamente des Dichter eigen zu sein scheint. Alles spricht und lehrt Empfindung, aber eine fromme, weichliche Empfindung, die gar oft in andächtige Empfindelei übergeht; das Herz wird unaufhörlich, aber der Verstand nur selten in Bewegung gesetzt.“

„Hätte Herr Miller die Welt von mehreren Seiten gesehen, so würde er sie mannigfaltiger und doch treu geschil-

dert haben. Es ist ihm hoher Ernst um reine und zarte Empfindung und um die Darstellung einer keuschen, tief-sehnsüchtigen Liebe, die der Thränen nicht entbehren kann; er fehlt aber darin, daß er diese Gefühle nicht selten in einem Meere von mittelmäßigen Worten fast ertrinken läßt." —

Miller's Gesicht hatte sich, während Bürger las, mit dunkler Röthe überzogen. Als dieser nun geendigt hatte, wollte Miller seinen Unmuth loslassen; in dem Augenblicke erscholl aber in der Nähe der Wiese ein wildes Getöse. Man erblickte eine Menge von Menschen, die sich balgten, und mit Stangen, Schäferstäben und Dreschflegeln auf einander zuschlugen. Die Gesellschaft erschrack über den unerwarteten Kampf, der immer näher kam. Voß brach aber, zur Verwunderung Aller, in lautes Gelächter aus mit den Worten: „Mögen sie sich balgen, wie sie wollen; es hat nichts zu bedeuten!" — Dann gab er den neugierig Horchenden folgenden Aufschluß:

In der Nähe des Dorfes, welches Voß bewohnte, lebte eine Kolonie von sogenannten Schäfern des sogenannten Dichters Salomon Geßner. Diese Leute behaupteten, von den alten Arkadiern abzustammen, wo die kindliche Unschuld zu Hause war. Nicht fern von dem halb antiken, halb modernen arkadischen Schäfern lag an einem Flusse ein Dörfchen, welches von Fischern bewohnt wurde. Die Leute in dem Dorfe des Pastors Voß waren eigentliche Bauern im Sinne der neueren Zeit. Diese drei poetischen Volksstämme hatten nun die noble Passion, als Gestalten der Idylle erscheinen zu wollen. Jeder dieser drei Volksstäm-

me nahm aber das Gebiet der idyllischen Poesie für sich allein, als vorzugsweise dafür geignet, in Anspruch. Dadurch bildete sich in ihnen ein sehr gehässige Gesinnung, die endlich in offene Feindschaft ausbrach, und eine lächerliche Fehde hervorrief. Die Vossischen Bauern behaupteten, die Geßner'schen Schäfer seien weder antik noch modern, sondern eigentliche Undinge, vollkommene Müßiggänger, nichtige Schwätzer und zierliche Schwächlinge, ohne die geringste Spur vom Geiste der alten Griechen, deren Abkömmlinge zu sein sie vorgaben. Unschuldig und gut seien sie, dabei aber unerträglich langweilig und fad. Ihre Liebesgespräche wären zum Einschlafen, ihre Scherze zum Davonlaufen. Geßner's Schäfer nannten dagegen die Vossischen Bauern grobe Bengel, nur für grobe Landarbeit geschaffen, und ohne Sinn für edlere Lebensgenüsse, im Zustande der Ruhe nur dem Essen und Trinken huldigend. Ihr größtes Vergnügen bestehe in kräftigen Speisen und derben Späßen. Mit den Fischern, welche einen gewissen Bronner als Zieh- und Nährvater verehrten, lebten die Schäfer in gutem Einvernehmen; die Bauern behaupteten aber, Einförmigkeit und lange Weile sei das gemeinschaftliche Element ihrer beiderseitigen Freundschaft; die Schäfer zeigten viel Milchartiges, die Fischer viel Wässeriges; Beiden fehle es aber, in Lust und Leid, in Scherz und Ernst, an Kraft und Lebendigkeit.

Diese Zänkereien erneuerten sich unaufhörlich, und die feindlichen Parteien rückten dann von Zeit zu Zeit einander entgegen, die Bauern in ihren Jacken mit Dreschflegeln

bewaffnet, die Schäfer in halbgriechischem Kostum mit bebänderten Stäben, die mit ihnen verbündeten Fischer mit Netzen und Angelruthen. Die beiden Heere überhäuften sich mit Vorwürfen; dann schwangen die Bauern ihre Dreschflegel; Schäfer und Fischer ergriffen die Flucht, und Alles blieb beim Alten. Das geschah auch heute. Die Gäste konnten des Gelächters kein Ende finden, und verließen den Pfarrhof am nächsten Morgen in der heitersten Stimmung.

Der Tod auf Reisen.

Scenen und Bilder aus dem Leben.

I. Der Hof des Todes.

Die Stille der Mitternacht waltete über den Wohnungen der Menschen. Alles Leben lag im Schooße des Schlafes und der Ruhe. Nur auf dem Kirchhofe begann ein geheimnißvolles Weben und Treiben. Seltsame Gestalten schwebten schattenähnlich zwischen den auf Gräbern stehenden Kreuzen und Leichensteinen einher, lichter oder dunkler, je nachdem der Vollmond von den Wolken verhüllt wurde, oder aus ihrem schwarzen Schleier verklärend hervortrat. Die unholden Wesen, die hier unter Todtenschädeln und Knochen ihr Unwesen trieben, schienen sich feindlich zu begegnen, und nur mit wechselseitigem Widerwillen an diesem unheimlichen Orte und in dieser schauerlichen Stunde zusammen zu kommen.

Nur der unwiderstehlichen Gewalt des Machthabers über alles Irdische war es gelungen, einen Verein dieser gespenstischen Feinde zu bewirken. Ihr Gebieter, der Tod, hatte sie nächtlicher Weile zu einer allgemeinen Versammlung hieher berufen. Gehorchen mußten sie. Zwölf dumpfe nachhallende Schläge der nahen Kirchthurm-Uhr verkündeten die Mitternacht. Ein kalter sausender Windstoß fuhr über

die bemoosten Hügel durch die Wipfel der Trauerweiden und Eibenbäume. Mond und Sterne verbargen sich im Helldunkel der Gewölke. Die Gebeine rasselten im Schooße der Erde.

In Mitte des Friedhofes öffnete sich ein Grab. Aus dem schwarzen Grunde erhob sich das Riesengerippe des Todes. Klappernd und grinsend setzte sich der König der Schrecken auf einen, aus weißen Knochen aufgethürmten Hügel. Nachdem der Gräßliche aus düstern Augenhöhlen die stummen Gespensterschaaren überblickt und sie mit stolzem Hohn begrüßt hatte, sprach er zu den Zitternden die folgenden Worte, deren dumpfe Laute aus der Tiefe eines Grabes heraufzukommen schienen:

„Ich grüße euch, würgende Ungethüme, die ihr, meinem Winke gehorsam, hier versammelt seid, zu vernehmen mein Gebot! Zu lässig verwaltet ihr euer Amt, zu lässig erfüllt ihr eure Pflicht, mir die gebührenden Menschenopfer zu bringen. Zürnen muß ich euch. Vernehmt meinen Willen!" —

Ihm näher traten die Schaaren der Unholde: Die Menge der lebenzerstörenden Krankheiten, der wuthschnaubende Krieg, – die gifthauchende Seuche, die Verderben bringenden Leidenschaften und alle Diener der Unnatur, des Luxus und der Geilheit des entnervenden Schwelgens. Sie umstanden mit dem Schweigen der tiefsten Ehrfurcht den Knochenthron. Der Tod begann:

„Zu viele der Kinder des Staubes treiben ihr Unwesen in diesem Aufenthalte des Elends und des Uebermuths,

der grimmigsten Noth und des üppigsten Ueberflusses. Mit der zunehmenden Menge des Menschengeschlechtes vermehrt sich zugleich die Menge der Laster und Verbrechen. Die Tugend ist Gegenstand des Spottes geworden; frommer Sinn heißt spießbürgerliche Beschränktheit. Lichten muß ich die Reihen der Frevelnden, denen Gott, Nächstenliebe, Recht und Wahrheit fremd geworden sind. Reinigen muß ich die Erde, vertilgen das entartete Geschlecht, Raum schaffen einem edleren, verwalten das mir anvertraute Amt der Umstaltung und Verwandlung alles dessen, was da athmet, und abrufen vom Schauplatze Alle, die das von Gott ihnen verliehene Leben mißbrauchen und mißhandeln, oder der schönsten Gabe sich unwerth machen. So will ich strafend und bessernd, vertilgend und neu bildend, die weite Erde durchziehen, aus euch aber, ihr meine Diener, einen Statthalter mir wählen, auf dessen kräftigen Beistand ich, wenn meine Geschäfte sich in irgend einem Theile des Erdbodens zu sehr häufen, mit Sicherheit rechnen kann, damit erreicht werde der große Zweck meiner Sendung: „Zerstörung für höhere Wiederbelebung." — Dem Würdigsten unter den Bewebern, das heißt, Demjenigen, der sich der größten Anzahl mir gebührender Menschenopfer rühmen kann, ihm werde die Ehre zu Theil Statthalter des Königs der Schrecken und der Verwesung zu werden. Stellt nun, ihr Häuptlinge der Todes-Legion, euere Verdienste vor, und macht euere Ansprüche geltend!" —

Vortrat das stahlgepanzerte Ungethüm des Krieges im Gerassel seiner Waffen. Keck und wuthschnaubend, rief es

mit wilddröhnender Stimme: „Tausende schlachte ich in Einer Schlacht.

Tod. Langer Friede belebt und ersetzt leider tausendfach, was du getödtet und zerstöret hast.

Die Hungersnoth. Ich würge im Frieden wie im Kriege.

Tod. Du tödtest nur den Armen; der Reiche spottet Dein.

Die Seuche. Wenn ich die Luft des Himmels mit dem Gift der Hölle erfülle, dann tödtet jeder Athemzug.

Tod. Die Hölle nimmt ihr Gift zurück und neues Leben quillt aus den Himmelslüften. Du sinkst mit deinen Opfern zugleich vernichtet in die Erde, und glückliche Jahrhunderte fliegen dahin, ehe du wiederkehrst.

Nun trat die ungestüme Schaar der Leidenschaften: Neid, Habsucht, Liebe, Haß, Eifersucht, Ehrgeiz, Jähzorn und Rachsucht, vor den Knochenthron. Vergebens brüstete sich jede derselben mit den vielen Leben, welche sie dem Tode zum Opfer bringe. Keine von ihnen vermochte dem unersättlichen Würger Genüge zu leisten; zu wenig däuchte ihn Alles, was sie thaten. „Zu meinem Statthalter" — sagte er, „kann ich nur ein Wesen ernennen, welches seine zerstörende Kraft an jedem Menschen äußert, zu jeder Zeit und an jedem Orte unaufhörlich wirkt. Nur so kann die Vernichtung des Menschengeschlechtes gelingen." —

Jetzt erhoben sich tausend Arme im Nachtgebiete des Todes. Das Fieber, bald in hochrother Glut brennend,

bald geisterbleich und vor Frost mit den Zähnen klappernd, trat stolz vor, und sprach: „Ich berufe mich auf die jährlichen Sterberegister; sie bezeugen meinen rastlosen Vertilgungseifer in der mannigfaltigsten Art und Weise, da ich, bald allein herrschend, bald Mitregent, bald Vorbote, bald Nachfolger einer Krankheit, bei der leisesten Veranlassung, auf jede Gelegenheit lauernd, mein Schlachtopfer entweder sogleich mit Gewalt ergreife, oder mich heimlich in das innerste Mark schleichend, den Menschen wie ein Vampyr bis zum letzten Tropfen aussauge und verzehre." —

Lendenlahm und hinkend arbeitete sich nun die Gicht, unbeholfen und ächzend, aus dem Gedränge hervor, und stöhnte mit dumpfer Stimme:

„Ergreife ich den gebrechlichen Menschen in seiner Schwelgerei und Thorheit, so nehme ich von ihm sogleich Besitz, spotte aller Heilmittel, durch die er mich vertreiben will, senke mich in die Knochen und Gelenke, foltere die Muskeln, werfe mich auf die edleren Theile, und bin, sein Innerstes untergrabend, oft dann am thätigsten, wenn ich kraftlos oder abwesend zu sein scheine." —

Schwer athmend, schwankend und schneebleich, begann die Auszehrung mit kaum hörbarer Stimme:

„Ich führe zwar die mir Verfallenen auf langem Wege und gewöhnlich langsam zu Grabe; ich untergrabe und nage aber so unermüdlich, daß ich ungeachtet meines zögernden Schleichens, die erkorene Beute doch sicherer tödte, als irgend eine meiner heftigsten und kräftigsten Gefährtinnen."

Auf ähnliche Weise traten die übrigen Würgerinnen,

ihre Macht und ihre Verdienste um das Todtenreich rühmend, vor. Die gräßliche Schilderung der zerstörenden Leiden, welche sie als Großthaten priesen, setzten selbst den erbarmungslosen Tod in Erstaunen. Die Auswahl eines Statthalters fiel ihm schwer. Er schwieg, die blutig rollenden Augen auf die düstern Gräber gesenkt. Furchtbare Stille herrschte ringsumher.

Endlich trat eine fremde Gestalt mit trotzigem Uebermuth keck in den furchtbaren Kreis. „Ihr werdet mich vielleicht nicht kennen?" sagte sie mit ironischem Lächeln. „Bin ich auch nicht Eine von euch, so wäret doch ihr Alle ohne mich — ein Nichts. Ich sitze mit dem Schwelger beim Lustgelage, ich reize die Menschen zu jedes Genusses Uebermaß, ich überfalle die Unersättlichen und Uebersättigten plötzlich als Strafgöttin im Taumel des Vergnügens, oder auf der Folterbank des Ueberdrusses und der Reue. Euch, ihr Heere des Siechthums! euch bahne ich den Weg zum Siege, öffne euch Thür und Thor, streue die Saat des Bösen aus, und führe euch die Schlachtopfer schaarenweise zu, das Gift im entkräfteten Leibe, den Gram der Selbstverschuldung im Herzen, den Wahnsinn im Gehirn. Mit geringer Mühe bemächtiget dann ihr euch der Elenden. Und so gebührt mir, die euch Allen Beschäftigung gibt, auch der Vorzug vor euch Allen; ich mag nun den Schlemmer und Zecher, den Schwelger mit unersättlicher Begierde, die in wilder Tanzwuth Hinrasenden, die — —"

„Halt ein!" rief der Tod: „Ja, Dir, von den Menschen geliebte Menschenfeindin, Dir gebührt es, mir

die Nächste zu sein an Würde, wie du es bist an Macht, — dir, Unmäßigkeit!"

II. Kirchhof-Soirée.

(Abenddämmerung. Ueber der Mitte des Kirchhofes schwebt ein Luster von hellflimmernden kleinen Sternen. In jeder der vier Ecken des Platzes befindet sich ein Beinhaus. Die aufgeschichteten Todtenschädel sind mit Johanniskäfern und Irrlichtern geschmückt, die Grabmäler mit buntfarbigen Thränen, wie mit Guirlanden von Edelsteinen. Der Tod als Küster gekleidet, geht mit einer dunkelroth glühenden Pechfackel zwischen den Gräbern wohlbehaglich herum. Am Thore des Haupteinganges sitzt die Schwindsucht als Kassier. Es wird von außen gepocht. Sie öffnet das Thor. Mehrere treten ein, lustig und mit lauten Ausrufen der Verwunderung. Der Tod geht der lärmenden Gesellschaft entgegen, begrüßt sie mit übertriebener Höflichkeit und Demuth, nennt Jedes bei seinem Namen, und schreitet vorleuchtend einher.)

Ein reicher Bankier. Ein herrliches Tableau! Scharmant arrangirt! Ganz nach dem Leben! Origineller Gedanke! Gefällt mir — das Ding da!

Eine Schauspielerin. Einen solchen Kirchhof sollte man auf das Theater bringen; das wäre eine glückliche Idee, könnte volle Häuser machen. Gegen einen Florentinerhut und ein schönes Bracelet theile ich sie dem Direktor mit; eine herrliche Dekoration, die viel Aufsehen erregt, und wenig kostet!

Ein reisender Dichter. Diese Kirchhof-Humoreske, liefert mir Stoff zu einer bogenlangen pikanten Beschrei-

bung für meine Reisebilder, womit ich die bereits verschollenen Kirchhöfe für die Poesie wieder modernisiren will. Keine Kleinigkeit; aber — dem Genie ist Alles möglich.

(Er setzt sich auf einen Leichenstein, nimmt die Schreibtafel und schreibt.)

Eine Modewarenhändlerin. Da bekommen wir gewiß bald schöne Kirchhof-Wanderlieder oder Todtenschädel-Rosenkränze zu lesen. Ich will auch in der Lebenspoesie nicht zurückbleiben, und die Salonwelt mit fantastischen Hüten à la tombeau, oder, à la danse of death erfreuen.

Bankier. Ich will hoffen, daß die Einnahme dieses Festabends für irgend einen wohlthätigen Zweck bestimmt ist.

Tod. Allerdings, und zwar zu einem prächtigen Monumente für Dichter und Künstler, die den Hungertod gestorben sind, ehe die Verzweiflung sie zu Selbstmördern machte.

Bankier. Sehr edel und sehr zweckmäßig! Man muß das Genie auch nach dem Tode noch ehren; sein Ruhm ist unsterblich.

Modewarenhändlerin. Mais, Monsieur l'Entrepreneur! wer sind Sie denn eigentlich.

Tod. S i e, ma Chère, sind das leibhafte Sinnbild unserer Zeit: ein lebendiges Fragezeichen ohne Antwort.

Dichter. Sollten Sie nicht F a n t a s u s sein, wenn ich nicht irre?

Tod. Wenn Sie nicht irren; sehr wahr!

Bankier. Auf jeden Fall ein curioser Patron, ein zweideutiges Wesen.

Tod. Sie wünschen also zu wissen, wer ich sei? Obschon weder ich selbst noch sonst Jemand weiß, wer ich eigentlich bin, so will ich Ihnen, Hochverehrte, doch kein Geheimniß daraus machen, und zwar um so weniger, als jeder Mensch mich einmal in seinem Leben kennen lernen muß, er mag wollen oder nicht. Jeder kann sich Jahrelang auf meinen Besuch vorbereiten, und dennoch erschrickt Jeder, wenn ich, der lange Erwartete, endlich ihm erscheine. Vernehmen sie denn, meine Herren und Damen! Ich bin Etwas und Nichts, das Uebelste und das Beste, das Abscheulichste und das Schönste, ein Alles in Allem, ein Nichts im Nichts, Zeitgeist und Zeitgespenst, wie's kommt, Epilogus ausgespielter Komödien, persona grata und ingrata, Menschenfresser und Menschenfreund, Reichsverweser der Verwesenden, ein Proteus, der im Karneval des Lebens eine Hauptrolle spielt und alle Gestalten annehmen kann. So erscheine ich bald als das Gegentheil von Ihnen, sehr fleisch= und geldreicher Herr Bankier, nämlich als armseliger Knochenmann mit Stundenglas und Hippe, ein andermal als Genius mit gesenkter Fakel, dann als Riese, schwer auftretend mit ehernem Fuße, im nächsten Augenblick als Cicisbeo mit süßen Mienen und wonnetrunkenen Augen, dann als geharnischter Mann in pechschwarzer Rüstung auf einem hohen, hagern, pechschwarzen Roße reitend, einen langen Speer in der Hand; jetzt als hüpfender, vielschwazender Tanzmeister, jetzt als tiefsinniger, ernsthafter, nichts=

sagender Doktor, jetzt als Friedensengel, in der einen Hand eine weiße Lilie, in der anderen einen Palmzweig; dann als Flammen speiender böser Geist, oder als wehklagendes Gespenst, in ein Leichentuch gehüllt, dann als wilder Jäger, als kolossaler Waffenschmid, als Liebesgott mit einem goldenen Köcher voll vergifteter Pfeile, als Parfumeur, als wissenschaftlich gebildeter Luxuskoch, als Vogelkrämer mit einem Käfig voll Eulen, Raben und Fledermäusen auf dem Rücken, als Nachtwächter mit Spieß und Laterne, als Bankhalter am Pharaotische, als Vortänzer, als unglücklicher Liebhaber mit Gift und Dolch, als Brandleger, als rothbrüchiger Kellermeister, als vornehmer Herr in einem langen Rathmantel, eine zerbrochene Flitterkrone auf dem kahlen Haupte. Manchmal steh' ich sogar als Wegweiser auf einer Brücke, die in ein unbekanntes Land führt.

Bankier. Lieber Herr Küster! Sie sind ein Tausendkünstler; ich werde Sie nächstens zu mir invitiren — —

Tod. Wie? Sie invitiren mich s e l b s t? Ei, da m u ß ich wohl kommen; ich komme gewöhnlich, o h n e eigends geladen zu sein. Was wünschen Sie von mir?

Bankier. Sie sollen bei einer Soirée in meinem Salon Ihre Kunststücke produziren; versteht sich, gegen gutes Recompens. Ich bin gegen Künstler generös, lasse sie manchmal sogar an meiner Tafel speisen.

Ein Doktor. Potz Schädel und Knochen! Eine solche Stiftung für den jüngsten Tag zu gründen, das war für meine Herrn Kollegen keine geringe Arbeit. Es ist doch sonderbar; seit Hippokrates und Galenus haben wir so viele

medizinische Systeme erlebt, ja die entgegengesetztesten und widersprechendsten. Es sind aber bei jedem derselben eben so viele Menschen gestorben; bei der Weinkur wie bei der Wasserkur, bei der Allopathie wie bei der Homöopathie. Dieses hier so köstlich arrangirte Fest ist eine wahre Verherrlichung und Verklärung der Heilkunde.

Tod. Sagen Sie lieber: der Heulkunde der von den Aerzten Gemordeten.

Modehändlerin. Mitunter recht interessante Schädel! Georg Sand thut sehr wohl daran, daß er auf seinem Schreibtische immer einen Todtenkopf vor sich stehen hat.

Bankier. Möchte doch wissen, auf welchen Schultern diese Schädel einst saßen; möchte ihre Geschichten wissen. Herr Gräber-Inspektor, erzählen Sie!

Schauspielerin. Todten-Novellen und Leichen-Dramen! das wäre ganz köstlich.

Tänzerin. Noch köstlicher wäre ein eigentlicher Todtentanz; ich könnte mich entschließen, selbst mitzutanzen.

Bankier. (Er gibt dem Tod ein Silberstück). Nehmen Sie! Umsonst ist der Tod.

Tod (laut auflachend). Ganz köstlich!

Bankier. Warum lachen Sie?

Tod. Lachen befördert die Verdauung. Gute Verdauung befördert die Gesundheit, die Gesundheit bringt langes Leben, und das längste Leben führt endlich doch zum Tode, der es lachend in die Arme schließt.

Bankier. Mein Lieber! Sie sind ein verdorbenes Ge-

nie. Schade um Ihre guten Anlagen! Sie wären besser zu gebrauchen.

Tod. Ich bin zu Allem zu gebrauchen.

Bankier. Wie alt ist man?

Tod. So alt wie die Welt.

Bankier. Ma foi? Der Kerl ist nicht ohne Stolz; könnte einen humoristischen Schriftsteller abgeben.

Doktor. Sind Sie immer gesund?

Tod. Ich scheue die Krankheiten und liebe die Kranken.

Bankier. Lustiger Kumpan! Du gefällst mir. Wir müssen mit einander näher bekannt werden.

Tod. Zu seiner Zeit ganz gewiß!

Bankier. Willst Du mein Geschenk nicht annehmen?

Tod. Ich bin uneigennützig und unbestechlich.

Bankier. Also reich?

Tod. Freilich! Ich bin ja Bankhalter am Pharaotische des Lebens, das immer auf dem Spiele steht.

Bankier. Und dabei so lustig!

Tod. Ich bin ja gewissermaßen Hofnarr der Menschen, und stecke sie alle in den Sack. Sie glauben mich zu foppen, sind aber am Ende die Gefoppten.

Schauspielerin. Erklären Sie uns, Herr Bankhalter und Hofnarr, etwas von der Schädellehre! Sie haben ja die beste Gelegenheit, diese schöne Wissenschaft hier zu studiren.

Tod. Holdes, darstellendes Fräulein! Sie sind ohne Zweifel auf den Brettern schon mehr als einmal so schön gestorben, daß Ihnen vor den Todten nicht graut. Ueberdies

haben Sie gewiß schon Vielen den Schädel so verrückt, daß Sie allerdings eine Vorliebe für die Schädellehre haben müssen. Ich weiß übrigens galant zu sein gegen Damen, von denen man vorzugsweise sagt: „Ihr Wille ist mein Himmelreich!“ — Vernehmen Sie also! (Er nimmt einen Schädel aus dem Beinhause, vor welchem die Gesellschaft steht). Voilà! Dieser Schädel gehörte einst einem Schwelger, dessen Abgott der Bauch war. Der Bauch wurde aber so übermüthig, daß er dem Schädel einen Streich versetzte, worüber dieser gerührt ward — vom Schlage. (Er nimmt einen anderen Todtenkopf.) Sehen Sie nun dieses zierliche Beingehäuse an! Es war der Salon der sogenannten Seele eines reizenden Fräuleins, dessen sogenanntes Herz vielen Männern angehörte, deren Jeder in dem glücklichen Wahne lebte, die schöne Armida gehöre nur ihm allein an. Und so betrog sie denn sehr Viele, ohne sich darüber zu kränken, daß sie von sehr Vielen betrogen wurde, bis der sogenannte Tod endlich dem wechselseitigen Betruge, den Betriegenden und den Betrogenen, den Garaus machte. (Er nimmt einen anderen Schädel.) Dieser Schädel saß auf den Schultern eines kriegerischen Bramarbas, der im Civilkleide oft einen Säbel, in der Uniform einen Haarbeutel hatte. Er starb an der Pension, welche seine Gläubiger bezogen. (Der Schädel springt in die Höhe und schreit.)

Tod. Viel Lärmens um Nichts! Schweig, Prahlhanns!

Der Schädel. Ich habe in jeder Schlacht eine Unzahl von Feinden getödtet.

Ein anderer Schädel. Eine Unzahl? Das heißt keine

Zahl; ganz recht. Du liefest ja davon, sobald der erste Schuß fiel.

Tod. Dieser Schädel hier gehörte einem Dichter, der seine Leier erklingen ließ, so oft er das begeisternde Gold oder Silber klingen hörte. — Der zierliche Schädel nebenan gehörte einer Schauspielerin, die auf dem Theater in allen Rollen nur sich selbst, außer dem Theater aber mit aller Welt Komödie spielte. — Jenen kieselsteinartigen Schädel umgab einst die Muskulatur eines Kriminalrichters, der nie auf Besserung der Sträflinge, sondern immer nur auf ihre Bestrafung bedacht war, und sein Todesurtheil mit größter Gemüthsruhe fällte, indem er den Paragraph des Kriminalkodex buchstäblich auslegte. Als ich ihm das Genick brach, rief er: „Mord oder Todtschlag? Nach Paragraph — —" da war's aus mit ihm. — Der nächste Schädel war Reichs-Historiograph. Er entstellte die Geschichte, je nachdem er im Solde von diesem oder jenem Hofe stand, mit solchen Lügen, daß ich, um der Nachwelt noch einen Rest von Wahrheit zu erhalten, ihm die Feder aus der bestochenen Hand, und die feile Seele aus dem Leibe reißen mußte.

Bankier. Genug! Jetzt wollen wir einmal lustig sein! Wohlthätigkeit und Amusement müssen mit einander Hand in Hand gehen. (Es schlägt zwölf Uhr.) Johann! Karl! die Champagner-Flaschen her! Laßt die Stöpsel knallen! Ein Kirchhof-Toast! Schenkt ein; präsentirt die Gläser! (Er trinkt.) Vivat! die Todten sollen leben!

Mehrere. Die Todten sollen leben!

Tod. Und die Lebenden sollen sterben!

(Tiefes Stillschweigen.)

Tod. Warum so stille? Graut Liebchen auch vor Todten? Lustig! lustig! Courage! Wir sind ja hier wie zu Hause.

Modehändlerin. Könnte ich nicht, so wie George Sand, einen Todtenkopf für meinen Schreibtisch bekommen?

Tod. Denken Sie sich Ihren eigenen Kopf als künftigen Todtenschädel, so brauchen Sie keinen fremden.

Ein geniales Fräulein. Könnten Sie uns denn nicht den berühmten Todtentanz aufführen lassen? Ich habe schon so viel davon gehört und gelesen, daß ich recht neugierig wäre, einen einmal zu s e h e n. Nu, Lieber! wollten Sie so gefällig sein, einen solchen interessanten Tanz zu arrangiren?

Tod. Mit Vergnügen; doch unter der Bedingung, daß Sie selbst mittanzen, kleiner Engel!

Fräulein. Da werden alle Dichter mich besingen, alle Salons mich bewundern.

Tod. **Allons, Messieurs et Mesdames!** Ist's gefällig, eine Quadrille zu tanzen? Ich habe ein prächtiges Orchester. **Commencez!**

(Eilf hektische Geisterfräulein und zwölf lungensüchtige Schattenmänner stellen sich zum Tanze. Ein Schattenmann reicht dem genialen Fräulein die Hand. Einige Herren und Damen der Gesellschaft schließen sich an und necken die Uebrigen. Der Tanz beginnt und wird immer wilder, bis er endlich in Tollheit ausartet. Einige schwindsüchtige Geisterfräulein und lungensüchtige

Schattenmänner singen eine Quadrille-Musik von Musard. Grillen, Uhus und Unken accompagniren.)

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Maß!
Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab,
Leise Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

Eine Stimme.

Wie huscht sich's so lieblich auf Gräbern einher,
Im weißen, weitfaltigen Todtengewand!
Wie äugelt sich's köstlich aus Aughöhlen leer,
Mit klappernden Füßen und knöcherner Hand!

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Maß!
Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab,
Leise Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

Eine Stimme.

(Andere Tanzfigur.)

Fieberglut und Todesschauer, —
Wie der Wechsel lieblich ist!
Schwärmerei und Weltschmerz-Trauer, —
Wie sich da das Leben genießt!

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Rast!
Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab,
Leise Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

Eine Stimme.

(Andere Figur.)

Kommt, des Lebens süße Sünden!
Wie so sanft die Kräfte schwinden!
Immer stiller schlägt das Herz,
Immer holder wird der Schmerz!

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Rast!

Eine Stimme.

(Andere Figur.)

Im Salon der Musik Lärmen,
Und der Tänze phantastisches Schwärmen!
Fällt dann zufällig ein Blick durch die Fenster,
Zeigt der romantische Kirchhof Gespenster.

Chor.

Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab.

Eine Stimme.

(Andere Figur.)

Heller Kerzenschein im Saal,
Draußen Nacht und Sternenschein;
Hier schwindelnde Gäste und festliches Mal,
Draußen Gerippe und Leichenstein!

Chor.

Leise Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

Eine Stimme.

(Figurenwechsel.)

Wenn uns Geisterstimmen klingen,
Wir im Walzer uns umschlingen,
Klopft das Herz in athemlos banger Brust,
Und wir sinken todesmatt vor Lust.

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Rast!

Eine Stimme.

(Neue Figur.)

Mit des Lebens letztem Hauch
Spricht Sie: „Weint der Löwe auch?"
Und er weint; da sinkt Sie hin,
Lilienblaß und fadendünn.

Chor.

Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab.

Eine Stimme.

(Neue Figur.)

Wie so leicht der Tod sich findet,
Wenn der Körper täglich schwindet!
Trägt die Löwin sich modern,
Schmachten für sie tausend Herrn.

Chor.

Leise Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

Eine Stimme.

(Andere Figur.)

Tanzend sanft dahin zu sterben,
Heißt die Seligkeit erwerben.
Die Nacht zum Tanz, den Tag zur Ruh' —
Nur immerzu, so immerzu!

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Rast!

Eine Stimme.

(Neue Figur.)

Zuerst ein Seufzer, holde Schöne,
Dann, schalkhaft lächelnd, eine Thräne,
Dazu ein Blick voll Gram und Scham,
O das macht den Löwen zahm!

Chor.

Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab.

Eine Stimme.

Sie in Schwindsucht täglich mehr erbleichend,
Er, vor Lungensucht und Liebe keuchend, —
Glückliche Nachkommenschaft
Mit verstärkter Lebenskraft!

Chor.

Leise Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

Eine Stimme.

(Andere Figur.)

Sie verzehrt und Er zerrissen, —
O wie die sich lieben müssen!
Ras't der Tanz und tobt das Herz,
Jubelt genialer Schmerz.

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Rast!

Eine Stimme.

(Letzte Tanzfigur.)

Wie spielen so lieb die erlogenen Triebe!
Wie schwelget so köstlich betrogene Liebe!
Sie schwelgt in der Nacht bis zum Morgenroth;
Und flieht die Betriegerin, tröstet der Tod.

Schlußchor.

Glühenden Nächten folgt kühlende Ruh';
Tanzet und raset nur immerzu!
Und ist's mit dem Tanzen und Liebeln nun aus,
So geh'n wir erbleichend und keuchend nach Haus.

Ein Maler. Ein Tableau zum Entzücken! Das muß in Cahiers im Pränumerationswege erscheinen. Jetzt nur geschwinde skizzirt! (Er zeichnet. Der Tod schaut von rückwärts auf das Blatt.)

Tod. Nicht übel! und doch nur Pfuscherei!

Maler. Kecke Figur! Unverschämter Mensch!

Tod. Ich bin kein Mensch.

Maler. Zurück! (Er gibt dem Tod einen Stoß.)

Tod. Halt! Wer mich berührt, den laß' ich nicht mehr los. (Er faßt den Maler beim Haar.)

Maler. Zu Hülfe!

Fräulein. Der Kerl ist betrunken. Wache!

Tod. Stille! Ich überwache Alles. Nun, ihr Tanzgespenster, laßt eurer Tollheit den Zügel!

(Die Tanzgespenster ziehen alle Anwesenden in ihre Reihen und tanzen mit ihnen, bis sie athemlos werden. Einige sinken zu Boden, Andere entfliehen. Die Modehändlerin nimmt einen Todtenkopf mit, der Doktor einige Knochen.)

Bankier. Herr Küster! Sie sind ein Mensch ohne Lebensart.

Tod. Sehr wahr! Ich lasse die werthen Gäste nicht fort. Sie müssen hier bleiben.

Maler. Der Teufel hole den ganzen Kirchhof!

Bankier. Und den Herrn Küster dazu! (Er zerschlägt mit seinem Stocke die Beleuchtung eines Grabmals.) Messieurs! Folgen Sie meinem Beispiel!

(Allgemeiner Tumult.)

Tod. Das ist doch zu arg! Selbst die Ruhe der Todten stören sie. Hinaus, ihr unersättlichen Schwelger, denen man nicht genug Neues ersinnen kann, um euere erschlafften Sinne zu kitzeln!

(Er schlägt mit der Pechfackel auf ein Beinhaus so gewaltig, daß Flammen und Funken herumfahren und die Schädel wie Kugeln auffliegen. Mehrere werden verwundet, Einige getödtet; allgemeines Drängen, Schreien, Fluchen und Durcheinanderlaufen. Der Tod verfolgt eine Weile die Fliehenden, dann kehrt er zurück, stellt sich auf ein Grab und spricht:)

„Zieht hin für dieses Mal mit heiler Haut! Entgehen werdet ihr mir doch nicht. Ich vergesse keine mir zugefügte Beleidigung, und treibe die ausständigen Schulden oft erst dann mit schonungsloser Strenge ein, wenn der leichtsinnige Schuldner selbst sie längst schon vergessen hat.

III. Der Porträtmaler.

(Ein Tanzsaal. Tausend Lampen und Kerzen auf Lustern und Wandleuchtern vereinigen ihre Strahlen zu einem Feuermeere. Unzählige Blumenguirlanden und ein feiner Staubregen von aromatischen Wässern, strömen Wohlgerüche und Kühlung aus. Tafeln, mit köstlichen Speisen und Getränken besetzt, locken die Ballgäste. Eine bezaubernde Musik vollendet den Sinnentaumel. Die meisten Gäste sind maskirt. Der Tod, als Wunderdoktor gekleidet, in einem schwarzen Mantel und mit einer großen Allongeperrücke, wandelt, neckend und geneckt, im dichtesten Gedränge umher. Fantasus, halb weiß, halb schwarz gekleidet, geht, Arm in Arm, mit ihm, und schlägt von Zeit zu Zeit die, alle Farben des Regenbogens spielenden Flügel auseinander, welche dann den ganzen Tanzsaal mit bengalischem Feuer erleuchten.)

Tod. Sieh nur, Freund Fantasus! die wenigsten Gäste erscheinen hier in ihrer wahren Gestalt; die meisten sind maskirt. Es geht hier so wie im Leben überhaupt, wo der Mensch sehr selten sich so zeigt, wie er wirklich ist, indem er gewöhnlich besser und schöner scheinen will, als er ist. Die Tugenden präsentiren sich wohl meistens in ihrer wahren Gestalt; man findet jedoch an ihnen entweder kein Wohlgefallen, oder man glaubt ihnen nicht. Dagegen gehen die Laster fast immer maskirt. Man glaubt den hübschen Masken; man hält sie für das, wofür sie sich ausgeben; man läßt sich von ihnen täuschen, verführen, zu Grunde richten, und man pflegt den Irrthum erst dann einzusehen, sein Unglück erst dann zu erkennen, wenn es zu spät ist und die fruchtlose Reue nachschleicht, wie ich dem Kranken. Sieh' nur! Jener dicke Vollwanst macht sich so breit, daß er mehr Raum braucht als drei andere Masken; die gepolsterten Gewänder des wohlbeleibten Fallstaff umhüllen aber den magersten, dürresten Pikelhäring, der in den Salons alle Anwesenden mit schönen Worten überhäuft, außerdem aber hart und filzig ist. Wie ernst und sittsam jene Vestalin, das Haupt zu Boden gesenkt, einherwandelt! Hätte der Kaufmann, dem sie den Stoff des Kleides schuldig blieb, und der unbezahlte Schneider sie nicht erkannt, so hätte Mancher darauf geschworen, sie sei die Sittsamkeit selbst. Wie täuschend die schöne Bettlerin an ihrer Krücke daher schleicht! Man reicht ihr scherzhaft von allen Seiten Almosen, und sie nimmt, anmuthig dankend, jede Gabe an. Weißt du aber, wer die holde Arme eigent-

lich ist? Eine reiche Pfänderverleiherin, deren Habsuch wohl Almosen zu nehmen, aber nicht zu geben vermag. Gravitätisch schreitet Apollo mit seiner goldenen Lyra einher; ein Feind des Ballfestgebers hat ihn in Sold genommen. Der hungerleidende gedungene Musengott theilt beleidigende Pasquille in Reimen auf Diese und Jene aus. Jeder Betheilte verläßt ihn lachend oder zürnend, je nachdem der Stachel der Satyre ihn selbst oder seine guten Bekannten trifft.

Fantasus. Wer ist der Mann in der reichen spanischen Kleidung, der mit gravitätischen Schritten einher stolzirt?

Tod. Dieser Spanier ist ein deutscher junger Herr, der ein paar spanische Gespräche auswendig gelernt hat, die er nun unaufhörlich auskramt, um die Leute glauben zu machen, er spreche spanisch wie deutsch, und lese den **Lope de Vega** und den **Calderon** im Original. — Dort wackelt ein kleiner dickbauchiger Koch daher, mit schneeweißer Jacke, schneeweißen Beinkleidern und schneeweißer Schürze; ein ungeheures Kochmesser steckt im Gürtel. Dieser reiche Schlemmer betrachtet das ganze Leben nur als ein großes, langes Gastmal. Ein Himmel ohne große Diners und Soupers wäre ihm eine Hölle. Darum gefällt er sich in der Maske eines Koches.

Fantasus. Dort wandelt eine arkadische Schäferin, sittsam wie die Unschuld selbst.

Tod. Der schönen Schäferin folgt eine Herde von Böcken, welche sie nicht zu hüten, sondern wie Schafe zu scheren pflegt. Allen übrigen Verehrern

drängt sich der reichgekleidete Türke vor. Horch! Er überhäuft die holde Schäferin mit Schmeicheleien über ihren reizenden Wuchs; er bietet ihr zuerst sein Herz an, dann einen Ring, zuletzt eine volle Börse; er beschwört sie, die Larve abzunehmen und ihn zu entzücken durch den Anblick eines Gesichtes, welches einer solchen Graziengestalt die Krone aufsetzt. Endlich wird die spröde Schöne gerührt und erweicht. Sie nimmt die Larve weg; ein wunderschönes Gesicht!

Fantasus. Warum läuft denn der Türke davon, als ob er ein Scheusal erblickt hätte? Warum verliert sich die Schäferin mit so ängstlicher Eile im Gedränge? Was soll das bedeuten?

Tod. Die sonderbare Erscheinung dieser Flucht mag Folgendes Dir erklären. Türk und Schäferin haben beinahe ein Jahr mit einander als Ehegatten verlebt, mit den frühesten Rosen der Liebe bekränzt. Leider verwelkten die Rosen zu früh, und ach! — die Dornen blieben, mit jedem Tage wachsend, zurück. Aus den Schwüren ewiger Liebe wurden Verwünschungen, aus den glühenden Seufzern brennende Vorwürfe, aus den süßen Küssen saure Mienen. Und so geschah es, daß das Pärchen, ehe die Sonne ihre jährliche Himmelsbahn ganz zurückgelegt hatte, die Ehescheidung verlangte, und der Richter Hymens Rosenbande auflös'te. In jenem Satyr stell' ich Dir einen bösartigen Poetaster vor. Die Schmähsucht ist das Element, in dem er lebt. Er schreibt Stachelgedichte und gereimte Pasquille auf die Edelsten und Besten, sobald sie ihm be-

zahlt werden, und gibt ihnen um so mehr giftige Würze, je besser sie bezahlt werden. Die Intriguants aller Stände sind seine Gönner. Er läßt sich auch gebrauchen, für ein mäßiges Honorar Recensionen der widersprechendsten Art für Journale der elendesten Art zu schreiben. Er trägt in seinen Taschen und Händen ein ganzes Arsenal sarkastischer Pamphlets bei sich, die er gegen bares Geld vertheilt. Nun macht er sich aber aus dem Staube, weil ihm zwei Gläubiger in die Nähe kommen.

Fantasus. Wie schön tanzt jene reizende Bajadere! Jetzt tritt sie aus den Reihen. Ein Bramine und ein Arlequin, ein Ritter und ein Tiroler verfolgen sie in das Speisezimmer. Ihnen nach! Sie demaskirt sich; ein vierfacher Ausruf des Entzückens! Auch die vier Verehrer demaskiren sich, und jeder schaut die drei Nebenbuhler mit feindlichen Blicken an. Sonderbarer Auftritt!

Tod. Einer will den Andern abschaffen, aber — das grollende Wort stockt Jedem auf der Zunge; warum? Der Bramine erkennt in dem Arlequin seinen Sohn, der Ritter in dem Tiroler seinen Bedienten. Das Quartett verliert sich brummend und die verlassene Ariadne bleibt allein. Komm! Wir wollen nun auch tanzen!

(Tod und Fantasus tanzen ein Pas de deux. Viele Masken stellen sich um die beiden Tänzer, bewundernd und lobsprechend.)

Eine Maske. Schauerlich und doch graziös!

Zweite. Etwas Steifes in den Armen und Füßen, und dabei dennoch eine bewunderungswürdige Leichtigkeit.

Dritte. Und welche Originalität in den Figuren!

Erste. Wer sie doch sein mögen?

Zweite. Mich interessirte insbesondere der Tod.

Dritte. Dieser Tod ist ein Kerl voll Leben.

Vierte. Sind vermuthlich Balletänzer.

Eine Maske als Tod. Wie? noch ein zweiter Tod im Saal und auf der Welt? Ei! Mit dem muß ich tanzen. Ists gefällig, ein paar Touren mit mir zu tanzen?

Tod. So viel es beliebt! Wollen wir etwa eine Wette eingehen, wer von uns Beiden länger aushält?

Todesmaske. Mit Vergnügen. Was gilt die Wette?

Tod. Leben für Leben.

Todesmaske. Schön gesagt und ganz dem Charakter getreu gesprochen.

(Sie tanzen. Der Tod schlägt der Maske ein Bein unter. Sie stürzt mit Wehgeschrei zu Boden. Andere Masken eilen herbei. Der Tod wird mit Scheltworten und Vorwürfen überhäuft.)

Einige Masken. Haltet ihn fest!

Andere. Die Sache muß untersucht werden.

Tod. Fallt nieder! (Alle fallen auf die Knie). Werft die Masken ab! (Alle werfen die Masken ab). So recht! Vor dem Tode zeigen sich alle Menschen in ihrer wahren Gestalt! — Komm, Fantasus! Die Komödie heißt: „Scherz und Ernst." — Ich will Dir nun die rasendsten Tänzer und Schwelger zeigen, die ich im nächsten Frühjahre abzurufen gedenke.

(Beide ab.)

Speisesaal.

(An einem Tische sitzt der Porträtmaler Querfeld und sein Freund Thornheim, ein Börsespekulant. Unter den, ihnen gegenüber sitzenden Damen befindet sich die Witwe Flachs.)

Querfeld. Also Flachs heißt sie? Der Name klingt enorm häuslich.

Thornheim. Ist nur des Kontrastes wegen da, wie bei den Weibern überhaupt der Widerspruch zu Hause ist, daher die Spekulation auf sie die unsicherste von allen ist, denn ihr Kurs steht jeden Tag anders, bald hoch bald nieder; bald sind sie gar außer Kurs gesetzt, nach Zeit und Umständen.

Querfeld. Wie alt mag die holde Witwe sein?

Thornheim. Vierzig gut konservirt!

Querfeld. Fülle des Körpers bei schlanker Gestalt; frische Gesichtsfarbe; lebhafte, verlangende Augen!

Thornheim. Feuer gefangen, Freund?

Querfeld. Wäre nicht zu verachten, der Engel des Lebens!

Thornheim. Dieser Engel war vor Kurzem ein Todesengel.

Querfeld. Daher der melancholische Zug in den lebenslustigen Mienen.

Thornheim. Sie hat den ältlichen Gatten zu Tode geärgert. Sie trägt noch Trauerkleider, die sie nur dann ablegt, wenn sie an einem öffentlichen Belustigungsorte erscheint. Sie ist nun eine Spinne, die auf den Fliegenfang ausgeht.

Querfeld. Hat sie Geld?

Thornheim. Sie wurde die Universalerbin des gutmüthigen Gatten, den im Ärger über die Boshafte ein Schlagfluß in's bessere Leben beförderte.

Querfeld. Der gute Mann war zu schwach. Ich möchte sie zahm machen. Wie viel hat sie?

Thornheim. Auf jedes Lebensjahr kommt wenigstens ein Tausend.

Querfeld. Also wenigstens vierzigtausend.

Thornheim. So ist's.

Querfeld. Sie schießt Blicke zu uns herüber.

Thornheim. Vermuthlich hat die Schlaue bemerkt, daß wir von ihr sprechen.

Querfeld. Aufrichtig gesprochen, Freund! Ich bin es müde, die Kunst als kargen Broterwerb zu treiben, und habe beschlossen, eine reiche Partie zu suchen, um auf Kosten einer goldenen Liebsten dem dolce far niente zu leben. Weißt Du was, Freund? Ich will das Porträt der liebäugelnden Witwe Flachs malen. Es soll das Meisterstück sein, mit dem ich von der Kunst Abschied nehme. Geh' hinüber und sag' ihr, sie habe einen unbändigen Eindruck auf mich gemacht! Sag' ihr, ich brenne vor Verlangen, sie zu malen, und ihr holdes Antlitz der Nachwelt zu überliefern!

Thornheim. Und — wenn die Geschichte zu Stande kommt, — der Botenlohn?

Querfeld. Fünfhundert. Jetzt geh!

(Thornheim geht zur Witwe Flachs und spricht mit ihr.)

Querfeld (für sich). Sie bemüht sich, roth zu werden; sie lächelt. Der Blick fällt auf mich, wie der Feuerfunke auf ein Dach. Sie nickt freundlich. Charmant! Aus uns wird ein Paar, ohne Zweifel! Thornheim bekommt seine Fünfhundert, ich meine Vierzigtausend und die Gattin — als Zugabe. — Kellner! Eine Bouteille Champagner — rosée wie mein Humor!

Thornheim (zurückkommend). So viel als richtig! Sie will fangen, und Du willst Dich fangen lassen. Komm! Sie will Dir in eigener Person die Erlaubniß ertheilen, daß Du Morgen bei ihr erscheinst, um sie zu malen!

Am nächsten Tage.

(Salon in der Wohnung der Witwe Flachs. Zwölf Uhr Mittags. Querfeld und die Zofe treten ein.)

Zofe. Werde Sie sogleich melden. Bitte Platz zu nehmen!

Querfeld. Nun hervor mit euch, ihr lügenhaften Farben, und du, erfinderischer Pinsel! Bietet alle euere Kräfte auf, ein Alltagsgesicht ohne Seele in ein Ideal der Schönheit zu verwandeln! Begeisterung! Erwache bei dem Silberklang der Vierzigtausende, die einen Todten beleben könnten! (Er gähnt.) Wenn mir nur der Kopf nicht so wüst wäre! Die zwei letzten Flaschen Champagner waren doch zu viel. Und dazu der unruhige Schlaf! Ich sah alle Porträte, die ich je gemalt habe, sogar mich selbst, in gespenstische Zerrbilder verwandelt. Bin begierig, meine Luna am Tage

zu sehen! Nur halbwegs erträglich, das bitt' ich! dann heißt's: Frisch gewagt, ist halb gewonnen. Ich höre ihre Stimme. Jetzt heißt's genial sein! Die Weiber wollen nur Genie's zu Männern haben, wo nicht, so spielen sie selbst die Genie's, und da wird das Übel noch ärger. Das Vernünftige und Ordentliche muß nun als pedantisch und spießbürgerlich heruntergerissen werden. Das Dumme und Phantastische erkläre ich für göttlich. Ich will sie glauben machen, daß sie selbst ein Genie ist und nur wieder ein Genie heiraten darf, und daß eine Ehe excentrisch sein muß, um nicht gemein und langweilig zu werden. Ich will ihr als Don Juan alle meine Amouretten herzählen, um sie über den ganzen Schwarm zu stellen. Ob sie's glauben wird? O ja! die Weiber glauben Alles, was ihrer Eitelkeit schmeichelt. Man muß sie mystifiziren; Alles muß presto und forte gehen; sie dürfen nie wissen, was die Stunde schlägt und woran sie mit Einem sind. Sie lieben die Camera obscura, wo Einer geht, ein Anderer kommt. So muß man sie in einem ewigen Taumel erhalten; es muß ihnen schwindeln, — dann Triumph! — So will ich's nun mit Dir machen, Du liebenswürdige Vierzigtausenderin!

(Frau von Flachs tritt ein in einem reizenden Trauer-Negligé, mit nachlässig schwankendem Gang und schmachtender Miene. Querfeld geht ihr einen Schritt entgegen, bleibt dann unbeweglich stehen und fixirt sie mit feurigen Blicken.)

Sie. Sie sind der Porträtmaler?

Er. O daß ich es nicht wäre!

Sie. Warum nicht?

Er. Weil ich nun das Unmögliche leisten soll.

Sie. Wie meinen Sie das?

Er. Ich soll das ätherische Antlitz eines Engels konterfeien, und bin, ach! ein nichtiger Sohn des Staubes.

Sie. Ein genialer Schmeichler auf jeden Fall.

Er. Genial? vielleicht! Schmeichler aber wahrhaftig nicht. Vollendete Schönheit bedarf keiner Schmeichelei. Diamant bleibt Diamant auch ohne Fassung, und die beschämte Kunst beugt die Knie vor dem Meisterwerk der Natur.

Sie. Maler und Dichter zugleich? Ein künstlerischer Doppeladler? Allerliebst!

Er. Maler von Profession; den Dichter aber macht wohl nur der glückliche Augenblick.

Sie. Ich freue mich, daß das Schicksal uns auf dem Lebenswege zusammenführt.

Er. O Schicksal! O Schicksal — Du! Sonst sag' ich nichts: denn wir verstehen uns. Aber, o Schicksal! warum müssen Seelen, für einander geschaffen, sich hienieden so spät finden? O Schicksal! Ich frage Dich. Steh mir Rede! Gib Antwort!

Sie. Um das lang entbehrte Glück dann tausendfach zu genießen. Aber — auf die Hauptsache zu kommen: — Sie wünschen mich zu porträtiren?

Er. Wünschen? Ja! Ob ich es aber vermag?

In diesem Augenblicke wenigstens muß ich es bezweifeln, denn ich bin so aufgeregt, so verwirrt, so —

Sie Vom Balle noch?

Er. Von der Ballgöttin, von der Königin des Festes!

Sie. Ich wünschte sie zu sehen.

Er. Dieser Spiegel zeigt sie Ihnen.

Sie. Spiegel und Männer sind privilegirte Lügner! O mein Freund! — der Champagner —

Er. Schäumt am stärksten im Becher der Liebe.

Sie. Und eben so schnell vergeht der Schaum.

Er. Desto unvergänglicher bleibt die Nachwirkung. O meine Gnädige! Ich fühle nicht den Champagner, sondern eine ganze Champagne von Leidenschaft in meinen Adern glühen.

Sie. Mit Ihnen sympathisiren wäre schön, aber gefährlich.

Er. Glücklich, wer in einer solchen Gefahr umkommen könnte!

Sie. Und wo wäre die Gefahr?

Er. Hier; denn sie steht vor mir, die gefährlichste aller Gefahren. (Er küßt ihre Hand.) Hier ruht sie auf Lilien. Aus diesen Augen schießt sie Lichtstrahlen; auf diesen Lippen brennt sie.

Sie. Soll ich nun die Ruhende wecken, oder die Schießende entwaffnen, oder die Brennende löschen?

Er. Sie sollen sie schalten und walten lassen, und erlauben, daß der Gefährdete als Ihr Sklave —

Sie. Halt! Sie vergessen ja das Porträt?

Er. Über dem Original!

Sie. Es dürfte wohl besser sein, das Porträtiren zu verschieben. Ich bin jetzt wirklich nicht in der dazu nöthigen ruhigen Stimmung.

Er. O wer die Ursache einer solchen Unruhe sein dürfte!

Sie. Die Tänzer bestürmten mich diese Nacht, als wäre ich die einzige Tänzerin auf dem Balle gewesen. Einer entriß mich dem Andern, als wollten sie mich zerreißen.

Er. O hätt' ich doch mitgerissen und zerrissen!

Sie. So im Sturm erobern? Ei seht doch! Jetzt Geduld und Ruhe! Wir wollen's versuchen. Fangen Sie an!

Er. Ihr Wille ist mein Gebieter, mein Wille Ihr Diener.

(Sie setzt sich auf ein Ruhebett. Querfeld nimmt Pinsel und Palette.)

Er (den Pinsel wegschleudernd). Sie erschweren mir das Gelingen meiner Arbeit zu sehr. Die himmlischen Züge des Gesichtes, auf welche der halb wache, halb träumende Zustand der Seele und des Leibes den wunderbarsten Ausdruck von glühender Aufregung und vergehendem Schmachten hinzaubert, vermag kein Pinsel darzustellen.

Sie. Selbst ein Querfeld nicht?

Er. Kein Pinsel. Ihr Zartgefühl macht jede Miene zum Ideal einer Empfindung; Ihre Phantasie macht Ihr

ganzes Antlitz zum schönsten Gedicht. Liebenswürdige Schelmin! warum schließen Sie die Augen? Das holde Gesicht ist nun ein Himmel ohne Sterne.

Sie. Ach! das thut der maliciöse Schlafgott, der mein Gesicht nun zu seinem Tempel erkoren hat.

Er. Ich werde die Gelegenheit benützen, und die Augen an den Lippen strafen, indem ich sie so lange küsse, bis die neugierigen Augen, vor Schrecken erwachend, sich öffnen, um den Frevler an den Lippen zu erblicken.

Sie (die Augen öffnend). Ist's so recht?

Er. Zu blendender Lichtglanz für das Gemälde, zu viel Feuer für den Maler! (Der Schlaf überfällt ihn.)

Sie. Träumen Sie schon?

Er. Traum und Schwärmerei sind Bruder und Schwester. Bald wären Beide zu lebhaft geworden.

Sie. Wie so?

Er. Ich glaubte Sie zu umarmen. (Er nickt abermals.)

Sie. Was seh' ich?

Er. Sie sehen einen Wahnsinnigen, ich aber erblicke die Göttin der Morgenröthe, die —

Sie. Nach einer Ballnacht erst zur Mittagszeit erscheint. Der Schlaf ist wirklich — ein — zudringlicher Gast.

(Die Augen schließen sich. Sie kämpft mit dem Schlafe.)

Herrliches Kolorit! — Ich — meine das Porträt.

(Sie schläft ein.)

Er. O Luna und Endymion! O Tithon und Aurora!

(Er nickt wieder, fährt plötzlich auf, taucht den Pinsel in unrechte Farben, und malt, ohne es zu bemerken, die Augen grün, die Nase purpurroth, eine Wange gelb, die andere blau. Nach wenigen Minuten überwältigt ihn wieder der Schlaf.)

Sie (mit Gewalt sich ermunternd). Verzeihung! Es ist wirklich, als ob ich verhext wäre. Wie weit ist die Arbeit gediehen? — **Mais — mon Dieu!** Er schläft schon wieder. O Himmel! was seh' ich? Sind meine Augen grün? hab' ich eine rothe Nase? blaugelbe Wangen? — Wie häßlich! (Sie zieht ihn am Arme.) Soll dieses Porträt das meinige sein?

Er (aus der Betäubung auffahrend). Ja, meine Gnädige!

Sie. Unverschämt!

Er. **Au contraire!** Sehr sittsam!

Sie. Henriette! **Eau de Cologne!**

Er. Was seh' ich? Wer hat mir das gethan?

Sie. Bosheit oder Nachtnebel.

Er. Ein Versehen im Kolorit.

Sie. Mir wird unwohl. Köllnerwasser!

Er. Wo find' ich welches? (Er sucht, findet eine Champagner-Flasche, öffnet; der Stöpsel fliegt mit Knall. Frau von Flachs fällt scheinbar in Ohnmacht.) Ist hier die Heimat des Champagners? Was Ihr behagt, muß sympathetisch auch meinem Geschmacke zusagen. (Er trinkt.) Während Sie ruht, kann auch ich mich erholen.

(Er schließt die Augen. In diesem Moment tritt der Tod ein, in genialer Malertracht. Er setzt sich, der Witwe gegenüber, an die Staffelei, und fängt zu malen an.)

Tod. Anch' io son pittore! Ein herrliches Zerrbild! Muß aber noch verzerrter werden, wenn ich dabei die Hand im Spiele habe. Zum Entzücken! Ich bin ein Genie vom ersten Range, der Genius selbst, dessen Fackel verkehrt ist, wie die Lebensweise der Menschen.

Sie. Was murrt und brummt denn hier?

(Sie erblickt den Tod und sinkt mit einem Schrei todt auf das Sopha zurück.)

Tod. Die hat's überstanden! Gratulire. Eine von den vielen Weibspersonen, die auf der Erde waren, ohne zu wissen, warum.

(Querfeld steht auf, schenkt Champagner ein, und tritt mit vollem Glase vor die Todte.)

Querfeld (für sich). Jetzt recht genial! (Laut.) Erwache, mein Liebchen! Oeffne die Aeuglein! Reich' mir die Hand, mein Leben! Auf unser Wohl! Auf eine geniale Ehe! Genießen, was man kann! Keines dem Andern im Wege stehen! Liebchen, wach' auf! (Er küßt sie.) Wie? eiskalt! todt? O weh! Meine Vierzigtausend! wo sind sie? Geschwind, eh's Jemand erfährt! Fortuna! hilf mir suchen! Ha! der silberne Schlüsselbund am Gürtel! O Seligkeit! Henriette, du Zofe aller Zofen! sei meine Alliirte!

(Indem er aus dem Zimmer gehen will, packt ihn der Tod.)

Tod. Halt! (Er gibt ihm mit der Champagner-Flasche einen Schlag auf den Kopf. Querfeld stürzt leblos zu Boden.) Menschlein! Ihr mögt *einander* betriegen, *mich* betriegt ihr nicht.

IV. Die Pharaobank.

(Großes Zimmer; in der Mitte desselben ein mit grünem Tuche überzogener Tisch mit Kerzenleuchtern. Viele Männer, größtentheils Karrikaturen, stehen rings umher. Auf mehreren der verzerrten Gesichter drücken sich Gewinnsucht, List, Betrug und Verzweiflung aus, während jene der vom Glück Begünstigten in jeder Miene Stolz, Triumph und hämische Schadenfreude zeigen. Tiefe Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch einen dumpfen Ausruf des Schreckens, durch einen leise gemurmelten Fluch, oder durch einen halb unterdrückten Ausruf des Entzückens.)

Ein Wucherer. Nu, junger Herr Graf, frisch auf! Wollen Sie nicht mehr setzen? Courage!

Graf. Ich habe schon zu viel verloren.

Wucherer. Um so mehr muß man wagen. Wer nicht wagt, gewinnt nicht.

Graf. Ich habe nichts mehr zu wagen. Ich habe Alles bereits gesetzt. Mein Beutel ist leer wie ein ausgeflogenes Nest. —

Wucherer. Finden ja Kredit.

Graf. Mein Vater bezahlt keine Schulden für mich.

Wucherer. So lange er lebt. Stirbt er, dann bezahlen Sie als reicher Erbe Ihre Schulden selbst.

Graf. Er kann aber noch lange leben.

Wucherer. Bei solchen Herren kann man die Zurückzahlung eines Darlehens gegen billige Interessen ruhig ab-

warten. Haben Sie einen Wunsch, Herr Graf? Ich stehe zu Diensten.

Graf. Wirklich? Wollen Sie mir tausend Dukaten vorstrecken?

Wucherer. Nur tausend? warum so wenig?

Graf. So geben Sie mir zwei oder drei tausend!

Wucherer. Verzeihen Sie meine, gerade Manier! Ich muß Ihnen aber sagen, daß ein Kavalier, wie Sie, weniger als fünftausend Dukaten nicht wohl aufnehmen kann. Ist's gefällig, mir im Nebenzimmer die Schuldverschreibung auszustellen? Die gewöhnlichen fünf und zwanzig Prozente? nicht wahr?

Graf. Mit Vergnügen. Nun, Fortuna, sei mir hold!

Wucherer. Nur Courage!

(Beide gehen in das Nebenzimmer.)

Spieler A. Unser Bankhalter hat, wie es scheint, sehr gute Geschäfte gemacht. Da heißt es nun mit Recht: das Leben ein Spiel, und das Spiel ein Leben!

Spieler B. Er will auch dafür, daß wir ihn bei seinem falschen Spiele so gut unterstützt haben, gegen uns den aufrichtigen Freund spielen. Auf Jeden von uns kommen fünfzehnhundert Gulden.

A. Ich bin's zufrieden.

B. Bitte aber nicht auf die fünfhundert Gulden zu

vergessen, welche ich mir dafür bedungen habe, daß ich Sie dem Herrn Bankhalter als verläßlichen Mann empfahl.

A. Ich versprach nur hundert. Sie haben falsch verstanden.

B. Und Sie wollen falsch handeln.

A. Wenn Sie mir die versprochenen Fünfhundert nicht bezahlen, so stell' ich Sie vor aller Welt an den Pranger.

B. Ich gebe die ganze Gesellschaft an.

A. So Viele werden wohl den Einen zu Schanden machen können?

B. Schurke!

A. Hier ein Vorschuß! (Er gibt ihm eine Ohrfeige und entwischt.)

B. Alle Teufel! (Er eilt ihm nach.)

Ein Spieler. Und Sie nannten sich meinen Freund?

Der Andere. Kann ich dafür, daß Sie dumm und rasend sind?

Erster. Dumm war ich, daß ich Sie für meinen Freund hielt; zu einem Rasenden werden Sie mich machen durch Ihr schändliches Benehmen.

Der Andere. Im Hazardspiele herrscht der Zufall.

Erster. Es war aber kein Zufall. Sie waren mit dem Bankhalter einverstanden, mich zu betriegen.

Der Andere. Beweisen Sie das!

Erster. Daß Sie ein niederträchtiger Betrieger sind, das soll Ihnen diese Pistole beweisen.

Der Andere. Glauben Sie, ich wäre der Narr, mich zu schlagen?

Erster. Sie haben mein Letztes geraubt. Ich bin ein Bettler! —

(Seine Frau, ein Kind an der Hand, tritt ein.)

Frau. O lieber Mann! Verlasse diese Räuberhöhle; komm' mit uns!

Erster. Ihr seid Bettler!

Kind. Vater!

Erster. Dahin ist Alles! — Ehre, Vermögen, Liebe, Glück und Ruhe! — Fort!

(Er stürzt hinaus, Frau und Kind folgen ihm. Man hört einen Pistolenschuß.)

Ein Kommender. Der Kopf ist zerschmettert! Nehmt euch ein Exempel, und seid keine Narren!

Vater (an einem Seitentische Geld zählend). Wie hold war mir heute das Glück! — Tausend — zwei — drei — vier — tausend — fünfhundert Dukaten! Allerliebst! Zwölfhundert zur Schuldentilgung! — Tausend in vier Raten meinem Schätzchen! Bleibt mir noch —

Sohn. Nichts!

Vater. Liederlicher Bube!

Sohn. Des Vaters Ebenbild!

Vater. Du unterstehst Dich, mir —

Sohn. Zu nehmen, was ich brauche. (Er entreißt ihm das Geld.) Wie gewonnen, so zerronnen! (Er läuft aus dem Saale.)

Vater (mit dumpfer, kaum vernehmlicher Stimme). Mörder! Du — (Er sinkt, vom Schlage gerührt, zu Boden.)

Einige Spieler. Stille doch, stille!

(Der Tod tritt in den Saal. Ein Mantel von schwarzem Sammt umgibt das klappernde Gerippe. Vor das Gesicht hält er eine häßliche weiße Larve. Auf dem Kopf eine Mütze mit einem Pique-Aß. In der rechten Knochenhand trägt er einen zierlichen Spieß als Spazierstäbchen. Der furchtbare Gast wird von den Spielern nicht bemerkt, indem sie von den Kartenblättern kein Auge abwenden.)

Tod. Abscheulicher Lasterpfuhl der schändlichsten Gewinnsucht und des Betruges! Wie erscheinen Wölfe und Geier gegen diese Menschen! Der Verderber zerschmettert sich den Kopf; Weib und Kind ergreifen den Bettelstab; innige Freunde werden erbitterte Feinde; ein Wucherer macht den edelsten Jüngling zum Verschwender; der falsche Spieler füllt sich den Beutel mit Dukaten; der frevelhafte Sohn entreißt dem lasterhaften Vater das Geld und jauchzt über seiner Leiche! — Wie diese elenden Schufte auf Geld und Karten erpicht sind! Sie hören und sehen mich nicht. Muß sie doch aufschrecken aus ihrer Starrsucht. (Er streckt seine langen, dürren Knochen aus, legt die klappernden Finger

auf den grünen Tisch, und nimmt ein Kartenblatt.) Ich liebe das Pharao nicht; ich spiele nur um den letzten Stich oder rouge et noir.

Ein Spieler. Allez vous en! Das wird hier nicht gespielt.

Zweiter. Führt ihn hinaus!

Dritter. Welche Keckheit!

(Er hält dem Tode den Arm fest; ein Anderer packt ihn rückwärts am Fuße, um ihn vom Tische wegzuziehen. Sie erschrecken aber über die Eiseskälte der Knochen und das wilde Grinsen des Todes, und stoßen einen Schrei des Entsetzens aus. Der Tod zeigt sich als furchtbares Scheusal. Einige der Spieler sinken mit dem Vorderleibe auf den Tisch, Andere fallen unter den Tisch. Einige laufen heulend davon. Einer schleudert zwei große Leuchter mit brennenden Kerzen nach dem Tode; ein Anderer geht mit vorgehaltenem Sessel auf ihn los. Ein alter Major stößt ihm den Degen in die Seite und ruft: „Courage! es ist nur eine Maske." Der Tod erhebt ein wildes Gelächter, und drückt sich den Degen noch tiefer in die Rippen.)

Major. Helft Alle zusammen, daß wir ihn todtschlagen!

(Der Tod schüttelt den Pharaotisch.)

Bankhalter. O weh! Meine Kasse! Das Geld fällt auf den Boden! Ich bin verloren! Zu Hülfe! Doch nein; Alles vom Tische weg! Kecke Maske! Hier haben Sie Geld. Gehen Sie nun zum Teufel!

Tod. Um euch in der Hölle wieder zu finden, ihr Teufel in Menschengestalt?

(Er wirft den Tisch um. Mehrere werden getödtet, Andere schwer verletzt. Das Geld kugelt auf dem Boden herum. Schreien und Wehklagen.)

Tod. Verworfene! Viele von Euch sollten im tiefen Kerker schmachten, Viele am Schandpfahle stehen, Viele am Galgen enden. Ich will Euch unverdient den Gnadenstoß geben. Möge Euer Beispiel zu heilsamen Schrecken für Andere Eueres Gelichters dienen!

(Er sticht mit dem Speere umher, und schreitet hohnlachend aus dem Saal.)

Kantaten und Oratorien.

Bod. Verworfene! Viele von Euch sollten im tiefen Kerker schmachten, Viele am Schandpfahle stehen, Viele am Galgen enden. Ich will Euch unverdient den Gnadenstoß geben. Möge Euer Beispiel zu heilsamen Schrecken für Andere Eueres Gelichters dienen!

(Er sticht mit dem Speere umher, und schreitet hohnlachend aus dem Saal.)

Rosa von Viterbo.

Handelnde Personen.

Hugo, Graf von Viterbo.
Rosa, dessen Tochter.
Der Kastellan.
Roberto, sein Sohn.
Reisige, Jäger, Jungfrauen, Dürftige und Sieche.

Scene. Bergterrasse vor dem Schlosse Viterbo. Die Handlung beginnt mit dem ersten Grauen der Morgendämmerung und schließt mit Sonnenuntergang.

I.

Der Kastellan und Roberto kommen mit Jägern und Reisigen aus dem Schlosse.

Chor.

Nacht und Grauen
Brüten schwer,
In den Auen
Ringsumher.
Des Gießbachs Wogen brausen
Dumpf und traurig;
Die Rieseneichen sausen
Kalt und schaurig.

Laßt uns beleben die todte Natur!
Es halle der Wald, es jauchze die Flur
Von Jagdgesang
Und Hörnerklang!
Es dröhne das Wiehern der Rosse!
Drein juble hell
Der Rüden Gebell,
Bis aus dem Schooße
Der trägen Nacht
Die Erde mitjubelnd erwacht!

Kastellan.

Horch! Es öffnet sich das Thor der Burg;
Das Streitroß stampft mit schwerem Eisenhuf;
In eh'rner Rüstung dumpfem Rasseln
Naht der Gebieter uns.
Schweigt und ordnet euch!
Leicht entglüht sein Zorn.

II.

Hugo.

Heute noch zur Jagd!
Morgen in die Schlacht!
Heute Spiel und Lustgelage,
Morgen Grimm und Todesklage!
Nicht minder zahlreich als das Wild
Das wir heut' erlegen,
Sei morgen auch das Schlachtgefild
Von unſ'rer Schwerter Schlägen,

Mit Leichen angefüllt!
Recht ist, was ich für Recht erkenne,
Weh ihm, dem ich im Zorn entbrenne!
Nicht Liebe will ich; Furcht gebührt,
Wenn unser Haupt der Lorbeer ziert.
Es bebe erbleichend der Feinde Schaar!
Mein Freund ist der Sieg, meine Braut die Gefahr.

Chor.

Heute noch zur Jagd!
Morgen in die Schlacht!

Hugo.

Dir, Kastellan, gebiet' ich strenge Hut,
Und wisse: Zweifach straf' ich jede Schuld;
Zuerst an dem, der mein Gebot verletzt,
Und dann an Dir, der es verletzen ließ.
Vor Allem bleibe fern von meiner Burg
Des Siechthums und der Armuth bleiche Schaar!
Verhaßt ist mir das klägliche Gewürm;
Mag's darben, leiden, ächzen, sterben!
Was kümmert's mich, und was verliert die Welt?
Rosa selbst, mein eig'nes Kind, vergißt,
Den hohen Rang, der Ahnen Glanz,
Und läßt herab sich zu der Siechen Pflege,
Vergeudet meine Habe an die Armen,
Und brüstet sich, Wohlthäterin zu sein
Der Dürftigen und Leidenden.
Genug der Pfleg' und Spende!

Fern von der Burg treibt mir der Krüppel Schaar!
Ich will's. Weh Jedem, den ich treffe!

(Zu Einem vom Gefolge.)

Bald seh' ich, im Gebüsch verborgen,
Wie mein Wille wird vollzogen.
Um sie zu schrecken, g'nügt ein Beispiel, —
Wär's selbst an meinem eig'nen Kind!

(Laut.)

Hussah, ihr Jäger, halloh!
Wir fällen ein Wild, seid lustig und froh!

Chor.

Hussah, ihr Jäger, halloh!
Seid rüstig und froh!

(Der Jagdzug verliert sich in die Ferne. Der Kastellan und Roberto bleiben zurück.)

III.

Roberto.

Wie stürmt der wilde Troß dahin!
Im fernen Felsengeklüft verhallt
Der Stimmenmenge rauhes Lied.
Mir bebt das Herz.
Wie fürchterlich in seinem Grimm
Erschien der Graf!
Im düstern Morgengrau erglühte wild
Sein Angesicht; das Auge sprühte Funken.

Kastellan.

Ich übe meine Pflicht,
Und bebe nicht;

Seinen Willen
Muß ich erfüllen.
Was er zu thun gebot,
Verantwort' e r vor Gott!

Roberto.

Mein Vater! darfst Du's wagen,
Den Armen Hülfe zu versagen?

Kastellan.

Ich übe meine Pflicht,
Und bebe nicht.

Roberto.

Dem Schmerz willst Du mit hartem Worte
Lieblos verschließen Herz und Pforte?

Kastellan.

Seinen Willen
Muß ich erfüllen.

Roberto.

O laß vom Mitleid Dich bezwingen!

Kastellan.

Was er zu thun gebot,
Verantwort' e r vor Gott!

Roberto.

Nur Wohlthun kann uns Rosen bringen.

Kastellan.

M i ch darf das Mitleid nicht bezwingen.

Roberto.

Nur Liebe schmückt die Lebensbahn.

Kastellan.

Gott nehme sich der Armen an!

(Der Kastellan geht in die Burg.)

IV.

Roberto (allein).

Ihr Armen und ihr Leidenden, —
Weh euch! Ihr werdet hülflos schmachten.
Euer Aechzen, euer Klagen,
Wird an taube Ohren schlagen.
Keine Hand, und ach, kein Herz
Wird sich öffnen eurem Schmerz. —
Doch nein! verzaget nicht!
Wie jetzt im Schooß der düstern Nacht
Ein gold'ner Tag erwacht,
So strahlt auch euch des Trostes Licht.
Schon naht die schöne Stunde,
Schon glimmt das Morgenroth,
Und Rosa wird erscheinen,
Selbst eine Himmelsrose.
Hold wie das Glück,
Den Trost im Munde,
Im sanften Blick,
Heilt sie die Wunde,
Hülft sie der Noth,
Und eilt zu laben
Mit milden Gaben.

Heil, Edle, Dir,
Für That und Wort!
Du rettest hier,
Gott lohnet dort! —
Doch horch! schon tönt der Frühgesang,
Der hehren Jungfrau'n Chor,
Rein wie das Morgenroth
Zum allgütigen Gott
Lobpreisend empor.

(Feierliche Klänge nähern sich.)

Beugt euch, ihr Knie! Ihr Hände, faltet euch!
Verstumme, Mund, in heil'ger Andacht Glut!

V.

Rosa von Viterbo, mit weiblichem Gefolge.

Choralgesang.

Höre, Du allgüt'ger Gott,
In dem stillen Morgenroth
Stiller Herzen Frühgesang,
Des Gebetes heißen Drang!
Vater, nimm es gnädig auf!
Segne dieses Tages Lauf!

Rosa.

Der weite Himmel wird ein Garten
Von Gottes stiller Herrlichkeit,
Den seine Engel pflegend warten,
Der Erdenbraut zum Schmuck geweiht.

Seht! es erglühen
Die Wolken entzückt;
Sie leuchten und blühen,
Mit Rosen geschmückt.

Chor der Jungfrauen.

Seht Rosa, die liebliche, blühen,
Mit Rosen des Himmels geschmückt.

Rosa.

Höre Du, allgüt'ger Gott,
In dem stillen Morgenroth
Meines Herzens erstes Fleh'n!
Laß der Armen Qual und Noth
Nimmer ungerührt mich seh'n!
Laß den Gram und seine Wunden,
Unter meiner Hand gesunden!
Laß den Dürftigen mich kleiden,
Laß mich lindern Schmerz und Leiden!
Laß mich gut und rein,
Fromm in Demuth sein!

Chor der Jungfrauen.

Laß, o Gott, gleich ihr uns rein,
Gut und fromm in Demuth sein!

Rosa.

Und seht! Erhört ist unser Fleh'n;
Der Himmelsgarten füllt sich an,
Und läßt an uns den Ruf ergeh'n:
„Streut Rosen auf die Lebensbahn!"
Morgenrosen! Morgenrosen!

Ich begrüß' euch, Himmelsblumen!
Die irdischen Rosen umkränzen
Nur flüchtig vergängliche Lust;
Doch Rosen des Himmels erglänzen
Am ewigen Morgen an seliger Brust!
Morgenrosen! Morgenrosen!
Ich begrüß' euch, Himmelsblumen!
Erweichet und durchdringt
Des Harten Marmorbrust,
Und leuchtet mild
Als Himmelsbild,
Daß Wohlthun Rosen bringt!

Chor der Jungfrauen.

Morgenrosen! Morgenrosen!
Leuchtet mild
Als Himmelsbild,
Daß Wohlthun Rosen bringt!

Rosa.

Schweigt, Freundinnen!
Hört Ihr die schwachen Stimmen
Der Siechen und der Armen,
Die wir pflegen?
Leise, leise, kommen sie heran;
Ihre Hoffnung ruht auf uns allein.
Laßt uns im Stillen
Das gute Werk erfüllen,
Geräuschlos hülfreich sein!
Morgenroth und Wohlthun lieben,

Einsamkeit und tiefes Schweigen;
Ihre schönsten Thaten üben
Gute Menschen ohne Zeugen.
Was aller Welt verborgen war,
Vor Gottes Thron liegt's offenbar!

VI.

Chor der Armen und Kranken.

Leise, leise, laßt uns spähen!
Kein böses Auge darf uns sehen;
Nimmer dürfen wir verzagen.
Wann verwarf s i e uns're Klagen?
Laßt uns vor die Holde knien!
O sie wird auch heute pflegen
Uns're Noth und unsern Schmerz!
Rosa läßt uns Rosen blühen
Auf des Lebens Dornenbahn. —
Sie hat uns erblickt;
Wie freundlich sie nickt!
Sie winkt uns entgegen,
Sie heißet uns nah'n.
Rosa! Rosa! Edles Herz!
Des Himmels Segen über Dich!

Rosa.

Seid mir willkommen!
Ich grüß' euch in des Himmels Namen
Der euch mir anvertraut.

Gott gab uns ja, damit wir geben;
Wer glücklich ist, beglücke auch!

Chor.

Rosa! Rosa! Edles Herz!
Des Himmels Segen über Dich!

Rosa.

Mädchen, gebt mir die Gewande!
Rauh noch weht die Morgenluft. —
Nehmt sie hin, umhüllt den Leib
Mit der Wärme weichem Stoff! —
Mädchen, seht, wie sie sich freuen!
Seht, wie neue Lebenslust
In die starren Glieder dringt,
Und aus jeder Miene glänzt!

Chor der Jungfrauen.

Nehmt sie hin! umhüllt den Leib
Mit der Wärme weichem Stoff!

Chor der Armen und Kranken.

O der Wärme sanftes Glüh'n!
Rosa läßt uns Rosen blüh'n.

Rosa.

Seht wohlthät'ge Kräuter hier,
Reich an Duft und Heilungskraft!
Ihrer Säfte Glut, sie wird
Neubelebend euch durchdringen. —
Reicht mir nun den vollen Korb,
Daß ich sie mit Brot betheile!
Denn Brot und Gottes Wort, sie geben

Des Menschen Leib und Seele Kraft,
Zum Irdischen das Himmlische.

Chor der Armen und Kranken.

Gott speiset uns durch Deine Hand;
Ihm sei Lob und Dank gebracht!

Rosa.

Er lass' es euch gedeih'n! Nehmt hin!

(Indem sie die Vertheilung beginnt, stürzt Hugo aus einem Gebüsch hervor und entreißt ihr den Korb.)

VII.

Hugo

Halt ein!

Rosa.

Weh mir!

Chor.

Weh uns!

(Roberto nähert sich unbemerkt.)

Hugo.

Weh euch, des Elends verwegene Brut!
Weh Dir, mitleidige Frevlerin!
Was ist's, was dieser Korb verbirgt?

Rosa.

O Himmel schütze mich!

Hugo.

Du bebst? Verstummst? Fehlt dem beredten Mund
Der Wahrheit Wort, Dich selbst nun anzuklagen?
Bist Du zu einer Lüge nicht bereit?

Nur Muth, Du frommes Kind, und wage sie!
Zieh' ich vom Korbe nicht das weiße Tuch, —
(bitter)
So bleiben Korb und Lüge wohl verdeckt.

Rosa.

O, Vater! Nicht verdien' ich solche Schmach.

Roberto (für sich).

Wie sie leidet! Himmel, steh' ihr bei!

Hugo (mit Hohn).

So wage vor dem Volk die Lüge, —
Um Dich zu retten — und ich — will Dir glauben.

Roberto (für sich).

Verzeih' mir Gott! ich rette sie.

Jäger und **Reisige.**

Schon lodert auf sein Zorn; o seht!

Die Armen und Kranken.

Erbarmen, ach, Erbarmen!

Hugo.

Bei meinem Schwert! Nicht länger zög're!
Du selbst verkünde Deine Schmach
Vor allem Volk! Ich will's.
Was ist's, das dieser Korb verbirgt?

Roberto (rasch vortretend).

Rosen sind's!

Hugo.

Ei wirklich? Rosen sind's?
Nun so sollen diese Rosen,
Rosa, Dir nicht Rosen bringen!
(Er reißt das Tuch vom Korbe weg.)

Wie? Neckt ein Blendwerk mich?
Rosen sind's?

Rosa und **Roberto** (jubelnd).

Rosen sind's!

Voller Chor.

Ja — Rosen sind's!

Hugo (bestürzt).

Rosen, — ja! wie deut' ich dies?
Seltsames Grauen
Ergreifet mich. Wie diese Blumen
Mit glüh'nden Augen nach mir schauen!
Ihr Duft ist Geisterhauch;
Thauperlen schmücken sie und sprechen
Wie Thränen mir an's Herz!

Rosa.

Mein Gott! Mein Gott! Ich danke Dir!
Du bist der Armen Vater, Du
Gibst mir den Vater wieder.
Du sprichst im Sturm, sprichst in der Blume;
All die Natur ist Deiner Stimme voll,
Und jede Rose wird ein Wunder Deiner Macht.
Ihr Menschen! baut auf Gottes Wort!
Er prüfet hier, er lohnet dort.

Hugo.

Mein Kind! mein Kind! Du hast gesiegt;
Der Himmel spricht durch Dich zu mir,
Und segnet Dich, wie Du mir Segen bringst.
Ja, folge Deines Herzens schönem Drang!

Sei glücklich durch Beglücken!
Im Wohlthun blühe Dir Entzücken!
Ihr Armen, jauchzt! Preis't Gott, ihr Leidenden!
Starrt eure Lebensbahn von Dornen voll,
So eilet nach Viterbo's Burg,
Eilt zu mir her! Ich schwör's:
Hier sollen stets euch Rosen blüh'n!

Rosa.

Ja, Vater, Rosen will ich streu'n auf Deinen
Und auf des Unglücks Dornenpfad;
Doch meine Rosen sollen —
Hienieden nicht — sie sollen erst
Am ew'gen Morgen mir erblüh'n!
So laß mich, Vater, selbst der Rose gleichen!
Sie glüht und duftet; Luft und Sonnenstrahl
Erfreu'n sich ihres Duftes, ihrer Glut;
Es flieht der Bach mit ihrem Bild dahin,
Das eine Welle von der andern nimmt.
Durch Wohlthun nur verbunden mit der Flur,
Schwebt hoch sie über'm Rasen, der sie schmückt,
Und unbenetzt vom Bach,
In dessen Spiegel sie sich sieht.
So will auch ich hienieden sein!
Fremdes Dasein will ich schmücken,
Mich erfreuen im Beglücken;
Doch mein ganzes Leben sei
Von den Erdenfesseln frei,

In Ewigkeit
Nur Gott geweiht!

Hugo.

Ein Blick auf euch, ihr Wunderblumen,
Gibt uns die Lehre, die zugleich
Zermalmet und erhebt:
Was aller Welt verborgen war,
Vor Gottes Thron liegt's offenbar!

Allgemeiner Chor.

O Du, der in des Herzens Tiefe schaut,
Wir leben Dir, o Gott!
O Du, erbarmend dem, der Dir vertraut,
Wir preisen Dich, o Gott!
Voll Deiner Herrlichkeit geht auf die Sonne,
Dein Strahlenbild des Segens und der Wonne!
Erwärme gnädig unser Herz
Für fremdes Wohl und fremden Schmerz!
Laß Menschen Menschenfreunde sein,
Den Bruder Brüdern Rosen streu'n!

Die Mondnacht.

Chor der Mädchen.

Fröhlich, sanft und freudestill,
Mit Gesang und Saitenspiel,
Harren wir, o Himmlische,
Deiner in der dunklen Höh';
Ruhig, wie die Abenddüfte,
Athmen auf dem klaren See!

Chor von Jünglingen.

Wonnelispelnd wallen Lüfte
Durch das nachtverhüllte Grün,
Und der Vögel süße Spiele
Schlummern wie das Leben hin;
Sinnig ruhen die Gefühle
Im geheimen Ahnungssinn.

Beide.

Komm, o Milde! Komm! Erscheine
Bei der Lieder Huldvereine!

Ein Mädchen.

Seht! die Wolken röthen sich,
Und es glüh'n die düstern Haine,
Wie von Hoffnungszauberlicht.

Wallet sanfter nun, o Fluten!
Lispelt leiser nun, ihr Lüfte!
Athmet sanfter nun, ihr Düfte!
Hell' und heller glüh'n die Gluten
Durch des Aethers Friedensland;
Schweigen flicht das Zauberband
Ueber Himmel, Erd' und Fluten.

Ein Jüngling.

Und Alles ruht, wie Blumenkränze
In des Mädchens dunklem Haar,
Wogt und wallt wie Freudentänze
Um der Liebe Festaltar.
Wonnedämmern faßt die Hügel,
Freudedrängen die Natur,
Und Erwartung spannt die Flügel
Ueber Wiese, Berg und Flur.

Chor.

Komm, o Milde! Komm! Erscheine
Ueber die verhüllten Haine!

Jüngling.

Und seht!' Es hat sich der Schimmer vereint;
Die Milde, sie kommt, sie naht, sie erscheint!
Und in der Liebe sanftem Geschmeide
Strahlt sie uns an wie die himmlische Freude.

Chor.

Wie durch Eos Rosenhülle
Memnons starre Säule klang,
So erglüh'n durch dich Gefühle
Auf zu lautem Wonnedrang.
Tönet nun rascher, ihr Saiten!
Schalle nun voller, Gesang!
Laßt sie im Taumel begleiten
Uns're Entzückungen Drang!

Jüngling.

Und ruhig hat die Königin,
Mit sanftem Ernst und festem Sinn,
Des Zieles schöne Höh' erreicht,
Von welcher Wolk' und Nebel weicht.

Mädchen.

In lieblicher Stille,
Aus freundlicher Fülle,
Gewährt sie erfreuliches Licht;
Bezaubert die Liebe,
Und hellet das Trübe,
Wo Kummer sich weinend Cypressen umflicht.

Jüngling.

Schon leuchten die Fluren im magischen Glanz;
Leicht scherzen die Freuden, wie Elfen im Tanz.
Tief schwinden die Lüfte, hoch rauschet das Laub;
Es jauchzet der Liebende über den Raub.

Hell wimmeln die Fluten im silbernen Fluß,
O leihe mir, Luna, die Fackel zum Kuß!

Mädchen.

O Jünglinge, zähmet
Den tobenden Sinn!
Schon ziehen sich Wolken
Verdunkelnd dahin.
Es strahlet die Göttin
Den Reinen nur rein,
Und leihet die Fackel
Nur stetem Verein.

Greis.

O wäre doch ewig jeder Verein!
Doch jener Strahl ruft ein lautes: Nein!
Er sinket auf ein düst'res Grab
Erlöschend, bang und trüb hinab.
O ihr Freunde in den Grüften —
Ruh' und Friede sei mit euch!
Wie Sterne in den dunklen Lüften
Durchschimmert ihr des Lebens Reich.

Chor.

Gute, stille Geister wallen
In des Mondes sanften Strahlen;
Wie die Luft das Saitenspiel,
Rühren sie das Hochgefühl.

Mann.

An das Leben gränzt der Tod;
D'rum laßt sie gute Nachbarn sein!
Was ein Edler Großes bot,
Muß uns auch nach dem Tod erfreu'n.

Jüngling.

Was schimmert dort im Mondesglanz
Hoch auf dem ruhenden Berg?
Es ist des Heldenjünglings Grab,
Trophäen, Waffenschmuck und Kranz.
Hoch ruht der Hohe, tief ist sein Schlaf,
Wie einst die Wunden, die er schlug.
Weh' dem Feinde, den er traf!
Wohl dem Lande, das ihn trug!

Mädchen.

Und wohl der Liebe, die ihn krönte,
Die mit dem Leben ihn versöhnte!
Seht ihr die sanft bewegte Laube strahlen,
Wie der Hochzeitfackeln Flammenhaar?
Sie war der Liebe Festaltar;
In ihr gebar die Mutter ihn,
In ihr fuhl't er der ersten Liebe Glüh'n.

Chor.

Fried' und Ruhe dir, o Mond,
Weil du Ruh' und Frieden gibst!

Lust und Freude dir, o Mond,
Weil du Lust und Freude liebst!
Ruhm und Ehre dir, o Mond,
Weil du Glanz auf's Grab verbreitest!
Lieb' und Wonne dir, o Mond,
Weil du bange Liebe leitest.

Jüngling.

Du blickst auf Gräber, wie auf Lauben;
Das Schicksal gibt, und muß auch rauben.

Mann.

Vereint mit Sanftmuth Tugendglauben!
So kann das Schicksal euch nichts rauben.

Jüngling.

O holder Mond! Gedankenfreund!
Wenn Liebe zu vergehen meint,
Und Leidenschaft das Herz zerreißt,
Beruhigst du den bangen Geist.

Mädchen.

Und Geister lieben deine Strahlen,
Von dir aus dunklem Grab geweckt.

Greis.

Wenn Schmerz und Unschuld hohnbedeckt,
Verfolgt, einsame Pfade wandeln,
So zeige schnell der Rettung Bahn
Mit deinem hellsten Schimmer an!

Den Frevler fasse wildes Grauen,
    Wenn er entweihen will dein Licht,
Ein Leichenbild soll er dich schauen,
    Daß Schrecken Muth und Kraft ihm bricht.

Chor.

Horcht! Wie die Morgenlüfte weh'n!
Stille, Lied und Saitenspiel!
Seht, der holde Mond erbleicht,
Wie der Jugend Zauber weicht!
Und es schweiget das Gefühl,
Wehmuthsvoll und freudestill.

Haydn's Todesfeier.

(Hain mit einem Denkmal.)

Chor.

Friede ruht auf Thal und Hügel,
Freude schwingt die goldnen Flügel
Von des Frühlings Blumenthron.
Gruß und Kuß und Spiel erwachen,
Und die jungen Scherze lachen
Durch den Hain mit Jubelton.

Der Genius der Erde.

Und hocherröthend glüht des Himmels Wange
Vom süßen Ahnen langentbehrter Wonne.
Lichtflutend wogen Ströme, wallt der Äther;
In Siegesgröße strahlt empor die Sonne —
Doch sieh! im tiefsten Heiligthum des Hains
Hebt sich ein Todesmal in stummer Feier.
Und horch! wie wunderbar ergreifend schweben
Mit leisen Silberklängen Geisterchöre!
Und immer wonniger entglühen
Zu hoher Lust die Harmonien.

Chor.

Willkommen, himmlische Gewalt!
Willkommen, Frühlings-Huldgestalt!
Gib Segen über Flur und Herde,
Den Friedenskuß der milden Erde!

Frühling.

(Arie).

Fried' und Freude werde
Dir, geliebte Erde!
Holde Blumen, schließt euch auf!
Tanzt, ihr Quellen, euren Lauf!
Schallt empor, ihr Festgesänge!
Wall' umher, o Lustgedränge!
Lieb' und Freundschaft, ihr sollt glühen,
Zahllos, wie die Blumen blühen!
Fried' und Freude werde
Dir, geliebte Erde!

Recitativ.

Doch wie? Es faßt die Erde tiefes Schweigen?
Und keine Düfte, keine Lieder steigen
Zur froherneuten Feier auf?
Welches Bangen, welche Schauer
So bedeutungsvoller Trauer?
Kann mein Gruß dich, Erde, nicht erfreuen?
Schönheit, dich nicht mehr dem Frohsinn weihen?
Schloß ein Liebling seinen Lauf?

Chor von Mädchen.

Seines Lebens Saitenspiel,
Seiner Töne Hochgefühl,
Ist verklungen.
Um ihn weinen Lieb' und Schmerz;
Grabgesang hat unser Herz
Ihm gesungen.

Frühling.

(Arioso.)

Nimm, o Geist der Harmonie,
Meine schönste Habe!
Nimm zur Todesgabe
Diese Blumen, diese Blüten,
Meinen Kranz und meine Thränen!
Hochgefühle, Freudenscenen,
Die durch Dich verschönert glühten,
Ewig leben sie
Im Geist der Harmonie.

Recitativ.

Herbei, ihr Jahresbrüder!
Eilt bangen Schrittes in die Dämmerung,
Die trauernd sich um seine Urne schmiegt!

Sommer und Herbst.

Sommer.

Sein Leben wallte
Wie meine Morgenröthen hin;

Sein Geist verhallte,
Wie Echotöne sanft entflieh'n.
Versieget ist der Quell der Harmonie,
Und die Natur mit ihren Söhnen klagt!

Herbst.

Wie schwelgt' ich einher mit der brausenden Jagd!
Wie dröhnte das Hifthorn in grauendem Früh!
Nun schweige erstarrend die brausende Jagd!
Die Schaar der lautschallenden Freuden entflieh!

Chor.

Bangverstummend schweigen wir
In dem düstern Schmerzrevier.

Sommer.

Wie fröhlich scholl mein Erntereih'n
In seinen wonnevollen Tönen!
Erstarre nun, mein Erntereih'n!
Sein Lied wird ihn nicht mehr verschönen.

Herbst.

Wie tanzte, wie jauchzte der Rebenhain!
Wie wußte sein Ton uns die Lust zu verschönen!
Nun werden den schimmernden Rebenhain
Gesänge und Leier kaum athmend durchtönen.

Beide.

Verstummen muß ich, ach verstummen,
Da mir sein Ton nicht Leben gibt.

Chor.

Verstummen wird, was ihn geliebt,
Das Holde, Schöne wird verstummen!

Herbst.

(Recitativ.)

Und seht! mit tiefgebeugtem Haupt,
Die Thrän' an seinem Aug' erstarrt,
Wankt still und ernst herbei der Winter;
Und düstrer Wolken schwarze Schaaren
Umgeben tröstend und mitweinend ihn.

Wechsel-Chor.

Greise.

Wie drücken Leiden uns darnieder!
Wie schüttelt uns der Frost die Glieder!
Müssen hülflos wir vergeh'n?

Weiber.

O horcht, des Retters Melodien!
Sie tönen — Noth und Mangel fliehen;
Dank steigt zu des Himmels Höh'n!

Beide.

Dank, o Retter, Dir im Grabe
Für des neuen Lebens Habe!

Frühling, Sommer und Herbst.

(Canon.)

Dem muß Gottes Segen fluten
Der das Schöne fügt zum Guten,
Der durch Harmonie entzückte,
Wo durch Wohlthat er beglückte.

Winter.

(Recitativ.)

Verbergt mich, Wolken! Braus't um mich, ihr Stürme!
Laßt tiefer mich, und tiefer
In die Zerstörung hüllen!
O der Schmerzen, die mich foltern!
Werde milder, herbe Qual,
Daß auch meine Trauerhymne
Um den Liebling der Natur
Klagend schalle!

(Arie.)

Weicht, ihr Stürme, von dem Grab!
Sinkt, ihr regen Silberflocken,
Schwebend, mild und leicht herab!
Und mit ewig schönen Locken
Müsse Tann' und Immergrün
Wie sein Ruhm unsterblich blüh'n!

Der Genius der Erde.

Und nun ende Schmerz und Klage!
Denn sein Leben war ja schön,
Und sein Scheiden mild und sanft.
Freundlich schloß der Tod sein Auge,
Und es hüllte sich in Nacht.
Da scholl's aus weiten Himmelsfernen:
„Es werde Licht vor seinem Blick!"
Und es ward Licht;
Und unermeßlich öffneten
Sich wonnevolle Himmelsräume.
Der ew'ge Frühling strahlt' ihn an,
Entfaltet lag vor ihm die Schöpfung,
Und ihre schönsten Harmonien,
Die sein entzückter Geist schon hier geahnt,
Umhallten ihn nun in vollem Chor.

Die Jahreszeiten.

(Quartett.)

Er pries den Schöpfer und die Schöpfung
Mit hoher Kraft und holder Schöne.
Zum zweiten Mal hob sich durch ihn
Das Weltall aus des Chaos Nacht.
Drum lohne ihn des Schöpfers Macht,
Drum soll ein Denkmal ihm die Schöpfung
blüh'n!

Schluß = Chor.

Ihm prangt der Sphären weite Flur,
Ihm strahlt, ihn kränzt Ein Frühling nur.
Heil Dir, Verklärter,
In Deiner Harmonien Schall!
Heil Dir, Geehrter,
In Deiner Schöpfung großem All!
Vereine den preisenden Hochgesang
Nun jauchzend mit jubelndem Sphärenklang!

Die vier letzten Dinge.

Der Tod.

Chor der Fröhlichen.

Wallt jubelnd und fliegend im Tanze dahin!
Dem Frohen bringt jede der Stunden Gewinn.
Es hat sich die Freude das Leben erkoren;
Der Düst're geht sich und den Brüdern verloren.
Uns duften die Kränze,
Uns flügeln die Tänze;
Es öffnen die Herzen
Sich gerne den Scherzen.
Willkommen, o Erde, du holde, du schöne!
Willkommen, o Mond und o Sonne!
O laßt uns vereinen, wie liebliche Töne!
Das Leben sei Liebe und Wonne!

Chor der Krieger.

Hinan, hinan zum glänzenden Ziel!
Erdonnert Kanonen, zum blutigen Spiel!
Flieget ihr Schwerter und Speere,
Rastlos dahin durch die Heere!

Brauset ihr Kriegesgesänge,
Stürmt in das Schlachtengedränge!
Entfließe den Wunden, du dampfendes Blut!
Wir scheuen nicht Schmerzen, nicht stürzende Glut.
Im Hochgefühl der Ehre
Geh'n wir durch Sturm und Nacht,
Daß unser Ruhm sich mehre,
Wenn Glück und Sieg uns lacht.
Hinein in die brausendste Nacht!
Hinein in die glühendste Schlacht!

Festgesang.

Jubellaut und Siegesfeste,
Schallet durch das feste Land!
Eilt zum Mal herbei ihr Gäste!
Friede knüpft das Freundschaftsband.
Schallet, Lieder, weit und breit
Von des Reiches Herrlichkeit!
Klinget, ihr Pokale!
Bei dem frohen Male
Herrsche Götterlust!
Selig fließet uns das Leben,
Brausend wie der Saft der Reben,
Fröhlich, wie das Glück uns kränzt,
Schimmernd, wie der Sieg erglänzt.
Klinget, ihr Pokale!
Bei dem frohen Male
Herrsche Gotterlust!

Ruf des Todes.

Verstummt! Erbebt! Sinkt hin!
Das Loos der Sterblichkeit
Werf' ich über euch:
Wiederkehren sollt ihr in den Schooß der Erde!
Euer Name schwinde hin
Wie des Echo letzter Schall!

Ein Mädchen.

Ach, welch ein starres Angstgefühl
Durchschaudert mich?
Woher der Schmerzen Kampfgewühl,
So fürchterlich?
Und dieser Nebel träges Schweben,
Und dieses niegefühlte Beben —
Muß ich des Daseins Freuden,
Noch kaum empfunden, meiden?

Stimme des Todes.

Schuldlose, zarte, keusche Seele!
Zage nicht!
Des Körpers ledig, kleide Dich
Himmelslicht!

Das Mädchen.

So lebet wohl, Gespielinnen!
Wir scheiden nur zum Wiederseh'n.
Weint nicht! Mein Tod ist süß,
Die Seligkeit gewiß.

Chor der Mädchen.

Ihr Mädchen klagt! Sie ist dahin.
Streu't Blumen auf des Hügels Grün!
Die Erde muß verwehen,
Die Schönheit muß vergehen;
Nur das Gute währt,
Nur die Tugend ehrt.

Der Selbstmörder.

Wohin? Wo find' ich Ruhe? Welches Aechzen
Durchschaudert alle Tiefen der Natur?
Aus dumpfer Ferne steigen Todesbilder,
Und immer düst'rer, immer schwärzer sinkt
Die Nacht mit kaltem Druck auf's glüh'nde Leben.
Weß Ruf ist's, der so laut und fürchterlich
Aus Wolken schallt und aus der Erde Tiefen?
Von allen Seiten dröhnt's:
Rache an dem Mörder!

Chor der Quälgeister.

Auf! Deiner Sünden Maß ist voll,
Und dem Gericht entfloh kein Sünder.

Der Selbstmörder.

Ha, welche Macht ergreift und faßt
Mich mit der Hölle Allgewalt?
Sie waffnet meine Hand mit Gift und Dolch,
Der Sünden grinsende Gespenster um mich her!
Vernichtung sei mein Loos!
Fluch dir, o Stunde der Geburt!

Ruf des Todes.

Verzweiflung sei Dein Loos!
Leb' ewig, Dir zum Fluch!

Die Quälgeister.

Stirb, Verruchter, stirb!
Sei Dir selbst die Hölle!

Der Dulder.

Sei willkommen, Tröster Tod,
Schönern Lebens Morgenroth!
Nimm, o Hoffnung, meinen Dank!
Ausgestoßen vom Geschicke,
Schwer an Leib und Seele krank,
Wehtest Du mir Tröstung zu;
Schmerz und Auge sank in Ruh'.
Und entfloh der Traum vom Glücke,
Strahlten mir noch Deine Blicke.
Nimm, o Hoffnung, meinen Dank!
Sei willkommen, Tröster Tod!
Schönern Lebens Morgenroth!

Stimme des Todes.

Schließ' Dein Aug', und ruh' in Frieden!
Viel der Leiden,
Wenig Freuden,
Dulder, war Dein Loos hienieden.
Leicht sei Dir die Mutter Erde!

Stärkend sei Dein Schlummer,
Dein Erwachen ohne Kummer!
Schließ Dein Aug', und ruh' in Frieden!

Die Freunde.

Dulden war Dein Loos hienieden;
Schließ Dein Aug', und ruh' in Frieden!
Tragt den Todten froh zu Grab!
Senkt ihn still zur Erd' hinab,
Daß er schlumm're sanft und kühl!
Seiner Leiden waren viel.

Der Held.

Mein ist der Sieg! Der Feind erlag;
Willkommen mir, o Tod der Ehre!
Mir wird die Grabesnacht ein Tag,
Mein Tod ein Siegesfest dem Heere.
Gerettet ist mein Vaterland —
Mag starren mir nun Herz und Hand!
Wohl mir! Ich lebe lange noch,
Hab' euch befreit vom fremden Joch.
Schon flieht mein Leben mit dem Blut;
Doch — auch zu sterben hab' ich Muth!

Chor der Krieger.

Schließet euch, und hebt die Speere!
Ruhm und Sieg, und Glanz und Ehre
Sei dem großgefall'nen Helden!
Lorbeer, Inschrift und Trophäen

Soll die ferne Nachwelt sehen,
Seinen Tod Aeonen melden!

Stimme des Todes.

Auch ihr müßt scheiden, treue Liebende!
Die Liebe ward für dieses Leben nicht;
Der Himmel ist ihr Vaterland.

Das Mädchen.

O nimmer, Theurer, werd' ich von Dir scheiden!
Von Dir getrennt, erlischt das Licht der Freuden;
Bei Dir allein ist Seligkeit.

Der Jüngling.

Uns können Sarg und Todesnacht nicht scheiden.
Wir schwingen uns empor zu höhern Freuden;
Die Liebe lebt der Ewigkeit.

Beide.

Mund an Mund, und Herz am Herzen,
Soll das Leben uns entflieh'n!
Reiner Liebe schöne Schmerzen
Sind in jener Welt Gewinn.

Ein Kind.

Mutter! Vater! Welcher Schmerz!

Mutter.

Gott des Himmels, hab' Erbarmen!

Kind.

Hülfe! ach wie schlägt das Herz!

Vater.

Weh! es stirbt in meinen Armen.

Mutter.

Schon erbleicht der Wangen Blüte.

Vater.

Alles starrt, was kaum noch glühte!

Beide.

Kleiner Engel, schweb' empor
Zu der Engel gold'nem Chor!
Makellos und blütenrein
Geh' in's Reich des Himmels ein!
Weiß wie Schnee sei Dein Gewand,
Rosig Blumenstrauß und Band!

Chor.

In die Erde pflanzen wir
Dich, o zarte Blume, hier,
Schließe Dich auf kurze Zeit —
Blüh' dann fort in Ewigkeit!

Mutter, Vater.

Reiner Liebe erstes Pfand
Ruhet wohl in Gottes Hand.

Chor.

Mutterliebe! Vatersorgen!
O wie groß, wie stark seid ihr!
Euch strahlt einst ein schöner Morgen;
Aber duldet muthig hier!

Ruf des Todes.

Dein Ende naht auch Dir, o Erde!
Verwehe in des Himmels Winden,
Und sei ein Nichts, wie Du es warst,

Ein Leichenfeld, der Keime voll,
Von Leben voll und von Vernichtung!
Entweiche Du, des Menschen Seele,
Vom Staub, vom Tode der Natur!
So ist's des Ew'gen Wille.

Ein Halbchor.

Horch! Welches Beben, welches Schwanken?
Zertrümmert sind der Ordnung Schranken;
Schon schreitet der Tod über Reiche dahin,
Und Völker versinken im weiten Ruin.

Zweiter Halbchor.

Weh uns Hülflosen! Welches Wanken?
Die Ströme stocken, es weichet das Meer,
Und der Gebirge Gipfel schwanken.
Zerstörung brauset und wüthet umher.

Voller Chor.

Die Erde erzittert,
Und Monden und Sonnen und Sterne ergreift
Des Todes gewaltige Hand.
Sie sinken, sie stürzen dahin,
Wie Blumen, der Sense des Schnitters gereift.
Vernichtung dampft und starrt umher;
Auf Thal und Höh'
Regt sich kein Laut des Lebens mehr.
Weh! weh! weh!

Das jüngste Gericht.

(Dreimaliger Posaunenschall. Ithuriel und Abadonah; Engel des Gerichts.)

Ithuriel.

Ihr Todten, wachet auf!
Zertheile dich, o Erde!
Ihr Gräber, öffnet euch
Dem Strahl der Himmelssonne!
Der große Tag der Ewigkeit
Und des Gerichtes ist erschienen.

Abadonah.

In euren Leib gehüllt,
Verlaßt der Erde Tiefen!
Denn Gottes Odem weht.
Was, durch Jahrhunderte getrennt,
In feindlicher Entfernung schlief,
Vereine sich in Harmonie!

Ithuriel.

Und horch! Es reget und beweget sich,
Wie fernen Sturmes dumpfes Brausen
Auf nachtumhüllter Meeresflut;
Und durch der Erde Tiefen schallt
Das Rasseln der Gebeine!

Abadonah.

Und auf dem weiten Leichenfelde
Erheben sich Gestalten auf Gestalten;

Kein Raub zaumloser Leidenschaft,
Herrscht Ruhe, da sie sich versammeln;
Und Reich und Arm, und Groß und Klein
Steht harrend in Geduld und Liebe.
Wenn einst der Thränen letzte floß
Hin auf das Grab erblaßter Zeit,
Und in den Schooß der Ewigkeit
Der letzte Seufzer sich ergoß:
Dann wird der schöne Morgen strahlen,
Von Geistern nur allein begrüßt,
Wenn Trauer nicht dem Tod entsprießt,
Und der Vollendung Lieder hallen.

Chor der Anbetung.

Gott Erbarmer! sei uns gnädig!
Richte nicht nach uns'rer That!
Frei von Trug, des Körpers ledig,
Stehen wir, zerschmettert, hier.
Lass' die Reu'gen Gnade finden,
Herr des Weltenalls, vor Dir!
Zähl' uns nicht der Schwachheit Sünden!
Richte nicht nach uns'rer That!

Stimme des Richters.

Schuldlose Dulder, hebt empor den Blick!
Unsterblich ist die Tugend und ihr Glück.
Entweiche, Laster, von der Ruhe Thron!
Unendlich sei der Sünde Qual und Hohn!

Ithuriel und Abadonah.

Erfüllet euch, des Richters Worte!
Geschlossen sei der Thaten Pforte!

Chor der Engel des Gerichts.

Geht ein zu ew'ger Freuden Spende,
O Auserwählte!
Fahrt hin zu Elend ohne Ende,
Dem Fluch Vermählte!

Die Hölle.

Chor der Verdammten.

Entfliehet, entfliehet, ihr Geister der Sünden!
Laßt einmal, nur einmal noch Ruhe uns finden!
Währt ewig dieser Qualenbund?
Schließt nirgends dieser Höllenschlund?
Wie tief ist der Verworf'nen Fall!
Verwirkt der Gnade Himmelsstrahl!
Entfliehet, entfliehet, ihr Geister der Sünden!
Laßt einmal, nur einmal noch Ruhe uns finden!

Eine männliche Stimme.

Hülflose Waisen, die auf Erden
Ich ihrer Habe frech beraubt,
Mag meine Qual verdoppelt werden —
Nur sei ein Blick zu euch erlaubt!

Ein Quälgeist.

Sie sehen sollst Du und erzittern;
Ihr Glück soll Deine Qual verbittern!

Kindesmörderin.

Fluch Dir! Einst nanntest Du
In jener Welt Dich meinen Freund,
Nahmst Tugend mir und Seeelenruh',
Und keine Thräne ward geweint.
Kein Segen schloß die frechen Bande,
Von Sünd' und Schande
Zu frevelhafter Lust vereint.
Folg' nun der Kindesmörderin,
Verruchter, in den Abgrund hin!
Fort, meines Kindes Blutgestalt,
Eh' Dir sogar mein Fluch erschallt!

Ein Quälgeist.

Horch, wie der Unschuld Wimmern hallt,
Von Mutterhänden frech erwürgt!
Erlieg' unmenschlicher Gewalt,
Da Du der Menschheit Glück verwirkt!

Eine männliche Stimme.

Mit frechen Reizen locktest Du,
Verführte, zur Verführung hin!
Dein Herz schloß sich der Tugend zu,
Und Lust entweihte Deinen Sinn.

Fluch Dir und mir, und Fluch dem Kinde!
Die Lust floh mit dem siechen Leben,
Doch ewig währet fort die Sünde!
Nicht mich noch Dich soll Ruh' umschweben!

Zwei Stimmen.

Erster.

Verräther, flieh vor meinem Blick!
Dir nahe sein, mehrt meine Qual.

Zweiter.

Hohn geb' ich Dir mit Hohn zurück;
Fluch sei des Hasses Wiederhall!

Erster.

Gewährte Gott nur einmal noch,
Den Dolch zu bohren Dir in's Herz!

Zweiter.

Wie leidet meine Seele! doch —
Dich leiden seh'n, labt meinen Schmerz.

Beide.

Ja, ewig, ewig sollst Du leiden!
An Deiner Qual will ich mich weiden.

Eine andere Stimme.

Vor welchen Schlangenbissen
Entsetzt sich mein Gewissen!

Wehgeheul und Angstgestöhn'
Aechzen mir aus Tief' und Höh'n.
Ihr Armen, deren Glück und Wohl,
Mir einst vertraut, ich frech zertrat,
Verfolgt mich nicht! Mein Maaß ist voll,
Gerächt der Menschlichkeit Verrath!

Die Quälgeister.

Von Rache und von Wuth zerrissen,
Sollst Du des Hochmuths Frevel büßen!

Reuige Sünder.

Zu späte Reue! Ach, vergebens
Beweinen wir die Schmach des Lebens!
Nicht um Seligkeit und Glück
Flehen wir Dich an, o Gott!
Gönne aufwärts einen Blick —
Dann vernichte uns der Tod!

Die Quälgeister.

Ewig leiden, hoffnungslos,
Sei verworf'ner Sünder Loos!
Blickt empor zu jenen Höh'n,
Gottes Friedensreich zu seh'n!

Die Verdammten.

Verschlinget uns, ihr Qualenschlünde!
Daß uns nicht Gottes Auge finde,
Daß kein beglückter Geist uns seh'!
Weh! weh! weh!

(Leise Harmonien beginnen; es öffnet sich —:)

Der Himmel.

Erster Chor.

Heilig! heilig! heilig! rufen
Wir an Deines Thrones Stufen.

Zweiter Chor.

Verschwunden sind der Erde Leiden;
Unendlich strömt der Quell der Freuden!

Beide Chöre.

Seelenfriede, süße Stille!
O wie reich ist eure Fülle!

Eine Seele.

Selig, selig ohne Scheiden,
Schwesterseele, jubeln wir.

Eine andere.

Seligfroh in Deinen Freuden,
Jauchz' ich unter Engeln Dir.

Beide.

Liebend darf mein Geist Dich finden,
Sich an Deinem Glück entzünden.

Eine andere.

Willkommen mir in Himmelshöh'n!
Dir, Gott der Gnade, Dank und Preis!

Die Engel.

Vom beglückten Geisterchor
Schalle Lob und Dank empor!
Gerecht ist Gott, groß seine Macht,
Unendlich seiner Werke Pracht!

Voller Chor.

Tugend, Glück und Wahrheit schmücken;
Glorreich Gottes Weltenthron;
Ueber Grab und Nacht erblicken
Schmerz und Unschuld ihren Lohn.
Ewig, ewig, ewig freuen
Sie sich in der Engel Reihen.

Saul und David.

Personen.

Saul, König in Israel.
Jonathan, dessen Sohn.
Michol, dessen Tochter.
Abner, Feldherr.
Samuel, der Prophet.
David.

Krieger. Sänger und Harfenspieler. Hirten. Jungfrauen Volk.

Erste Abtheilung.

(Freie Gegend. Auf einer Seite eine Felsenwand. Im Hintergrunde die Mauern der Stadt Gilgal.)

Saul, Jonathan und **Abner;**

(ihnen folgt das siegreich zurückkehrende Heer der Israeliten.)

Chor der Sänger.

Schalle, Triumphgesang!
Brause wie Donner dahin!
Hört, ihr Völker, und bebt
In der Todesnacht

Ruhen die Besiegten;
König Saul gebot, —
Und sie sind nicht mehr!
Hört, ihr Völker, und bebt!
Schalle, Triumphgesang!
Brause wie Donner dahin!

Recitativ.

Abner.

Heil, König, Dir und Deinem Volk!
Dir gleicht kein König, Deinem Volk kein Volk.
An Schönheit, Kraft und Herrlichkeit
Bist Du die Zeder Libanon's.
Dir weicht der Löw' an Tapferkeit;
Fest wie ein Fels steht Deine Macht,
Und gleich der Sonne Mittagsglanz
Strahlt Deiner Schätze Pracht.

Saul.

Du sprichst es aus, was meinen Geist erfüllt.
Ich winke — und ein Heer folgt mir zum Sieg;
Ich winke — und ein Heer zerfällt in Staub.
Ja herrschen will ich weit umher,
Wie Eine Sonne nur am Himmel strahlt.

Chor.

Jubel schalle,
Freude halle

Durch das Reich!
Wer kommt ihm gleich?
Saul's Herrlichkeit
Strahlt weit und breit.

(Michol mit weiblichem Gefolge tritt ein.)

Recitativ.

Michol.

Verhallet ist der Jubelchor,
Und schüchtern tritt Dein Kind hervor.
Wenn Tausende den König,
Den Helden preisen,
Ob seiner Thaten hochgesinnt,
Erlaube, Vater, daß mit leisen
Tönen Dich begrüße
Dein geliebtes Kind!

Chor.

Wir nahen Dir, o König! mit Gesang,
Mit Oel- und Lorbeerzweigen;
Es möge unsers Dankgebetes Klang
Für Dich zum Himmel steigen.

Arie.

Michol.

Von Gott beschützt, kehrst Du zurück,
Des Volkes Stolz, der Tochter Glück.
Ein Held, durchflogst Du die Gefahren;
Sei gnädig nun der Feinde Schaaren!

Den Lorbeer, den die Welt Dir zuerkannt,
Nimm, Vater, von der Tochter Hand!
Laß die Todeswaffen ruh'n!
Fried' und Freude walte nun!
Ich reiche Dir des Oelbaums Zweig, —
Der König geb' ihn seinem Reich!
Es herrsche die Ruhe, und jede Brust,
Dich segnend, sei Echo von himmlischer Lust!

Chor.

Es herrsche die Ruhe, und jede Brust,
Dich segnend, sei Echo von himmlischer Lust!

Recitativ.

Jonathan.

Beugt euch in Demuth! Seht!
Es nahet der Prophet.
Einher mit feierlichem Schritte wallt
Des greisen Samuel
Ehrwürdige Gestalt.

Chor.

Stille, stille, Siegeslieder!
Senket Speer und Schwert darnieder!
Stille, stille, stille!

Arie.

Samuel.

Ein schwacher Greis, dem Tode nah,
Eil' ich mit meines Lebens letzter Kraft,

Dich zu begrüßen, her.
Heil, König Israel's,
Heil Dir und Deinem Sieg!
Der Feinde Leichen ruh'n
Im düstern Todtenreich;
Der Feinde Beute glänzt
Um Dich wie Gold und Edelstein
An Deines Purpurmantels Saum.
Doch eh' des Festes Jubel braus't,
Sei Dank gebracht dem Herrn,
Der uns erhebt, der uns zermalmt,
Durch den wir Alles sind, Nichts ohne ihn!

Recitativ.

Schmückt denn sogleich den Festaltar,
Und mit des Weihrauchs Opferduft
Steig' unser Dankgebet empor!

T e r z e t t.

Saul. Samuel und Jonathan.

Saul.

Halt ein! Der eignen Kraft
Verdank' ich meinen Sieg,
Nicht fremder Hülfe, nicht Eloah selbst!
Der kühne Geist — er ist mein Gott.

Samuel.

Du frevelst, Saul!
Des Hochmuths böser Geist
Verblendet Deinen Sinn.

Jonathan.

Mein Vater! Höre des Propheten Ruf!

Saul.

Mein war der Sieg, mein sei des Sieges Frucht!
Mein Siegesmal erhebe sich sogleich
Von Feindesbeut', an Gold und Silber reich!

Samuel.

Und willst Du freveln, wehre nicht
Dem Volk des Dankes fromme Pflicht!

Saul.

Eloah sei des Himmels Herr, —
Des Volkes Herr bin ich!

Samuel.

Verblendeter! wohin
Reißt Dich des Wahn's, des Hochmuth's irrer Sinn?

Jonathan.

Mein Vater! o verweig're nicht
Dem Höchsten Dank und Preis und Pflicht!

Recitativ.

Saul.

Befolget mein Geheiß!
Erhebet mir das Siegesmal!
Erst mir — so will es mein Gebot —

Erst mir der Preis,
Dann eurem Gott!

Samuel.

So wisse denn und zitt're Saul!
So hoch Dein Stolz sich nun erhebt,
So tief wird sein Dein naher Sturz.

Recitativ.

Dein böser Geist erwacht;
Er weicht nicht mehr von Dir.
Schon steigt vom Schooß der Nacht
Verzweiflung auf.
Du trotzest Jova's Macht,
Bist gottlos, ohne Gott.
Er wendet sein Antlitz von Dir,
Du bist verworfen von Gott.

Chor.

Entsetzlicher Spruch!
Erfülle nicht, Jova, den Fluch!

Samuel.

Der Zukunft Schleier sinkt vor meinem Blick.

Chor.

Stille, stille, horcht
Dem Gottbegeisterten!

Arioso.

Samuel.

Im Morgenlicht seh' ich ein Hirtenthal;
Ein Jüngling, hold und fromm und mild,
Kniet auf dem blumigen Gefild,
Und um ihn hüpft und weidet
Der Lämmer frohe Schaar.
Des schönen Jünglings Huldgestalt,
Der Augen heller Sternenglanz,
Der blonden Locken gold'ner Kranz —
Er ist's, den Gottes Geist beseelt,
Er ist's, den Gott erwählt!
In der Schöpfung Pracht versunken,
Staunt er wonnetrunken;
Nun faßt er, entflammt von heiliger Glut,
Die Harfe, die neben ihm ruht;
Nun weckt er die schlummernden Saiten,
Den Himmelsgesang zu begleiten.
Schon ergießt sich der Töne Flut,
Ihm horcht die Natur;
Von Engeln leuchtet die Flur.
Auserwählter! Dein harret der Thron.
Ich folge Jehova's Gebot,
Ich bringe Dir Salbung und Segen von Gott;
Du aber zitt're, Saul! weh' Dir!
Du bist verworfen von Gott!

Chor.

Er ist verworfen von Gott!

Ein Theil des Chors.

Was wird er nun beginnen? —

Der andere Theil.

Er schweigt und starrt, — ein Marmorbild!

Recitativ.

Jonathan.

Was Samuel spricht, es wird erfüllt.

Cavatina.

Blick hin! O seht!
Leblos zur Erde hin sinkt der Prophet,
Und des geweihten Sehers letzte Worte
Verschließen, Vater, Dir des Himmels Pforte!
Weh' ihm! Er schweigt und starrt.

(Es wird Nacht. Die Todtenbeschwörerin von Endor schreitet vorüber.)

Chor.

Der Sonne Bild
Flieht wie ein Traum,
Und Nacht erfüllt
Den Himmelsraum.
Und seht! vorüber wallt
Saul's böser Geist.
Er ist verworfen von Gott!

Recitativ.

Saul.

Wer wagt's, zu hemmen meine Allgewalt?
Wer bist Du, grauenvolle Nachtgestalt?
Hat Samuel mit der Hölle sich verschworen?
Verwerfung wagt er zu verkünden mir?
Ihn selber traf der Fluch, den er
Sprach über seines Königs Haupt.
Den Frevler hat die Strafe schnell erreicht;
Zu meinen Füßen liegt er, starr, erbleicht.

Arie.

Ich spotte Dein, mich schrecket nicht
Der Drohung falsches Traumgesicht.
Wie meine Kraft, steht fest mein Glück.
Verwerfung, die er mir verkündet,
Sie schleudr' ich auf ihn selbst zurück.
Sie folg' ihm in das Todtenreich!
Ich spotte Dein, mich schrecket nicht
Der Drohung falsches Traumgesicht.

Recitativ.

Jonathan.

Er läugnet seinen Schmerz,
Und dennoch bebt sein Herz!

Saul.

Wer bist Du, schlau-erdachtes Schattenbild,
Zu dem der Geist des Sehers segnend eilt?
Wo blüht im Morgenglanz das Lustgefild
In dem der holde Hirtenknabe weilt,
Der mir vom Haupt
Die Krone raubt?

Chor.

Bleicher wird sein Angesicht,
Flammender der Augen Licht.
Schrecken geht
Von ihm aus.

Recitativ.

Saul.

So sei es, so! — Ich will's!
Eilet in rastlosem Lauf!
Suchet das Knäblein mir auf!
Mir falle zu Füßen das lockige Haupt!
Ich künde dann
Der zarten Leiche an,
Daß mir kein Gott die Krone raubt!

Schluß-Chor.

Auf, ihr Rüstigen, auf!
In rastlosem Lauf

Mit beflügeltem Schritt
Durchspähet, durchzieht
Thäler und Felder,
Berge und Wälder!
Suchet ihn auf!
Führt ihn mit Jubelgeschrei
Zum Tode herbei!

Zweite Abtheilung.

(Das Thal Succoth bei Bethlehem. Tagesanbruch. Hirten führen ihre Herden auf die Weide. David kniet auf einem Hügel.)

Morgenlied der Hirten.

Die Dunkelheit der Nacht entflieht.
Gott ruft den Tag; sein Lächeln glüht.
Schon glänzt von seinem Purpurkleid
Die Erde rings in Herrlichkeit.
Im Morgenroth, im Morgenroth,
Lobpreisen wir Gott.

Seht, wie die Herde scherzt und springt
Im Morgenroth!
Horcht, wie der Vögel Lied erklingt
Im Morgenroth!

Wir lagern uns hin,
Mit fröhlichem Sinn

Im Morgenthau
Auf grünender Au,
Und preisen Dich, Gott!
Im Morgenroth.

Recitativ.

David.

Im Morgenroth
Lobpreis' ich Gott,
Der mich aus wunderbarem Nachtgesicht
Erwachen ließ zu neuem Lebenslicht.
Vernehmt, was ich erblickte!
Vernehmt, was mich entzückte!

Arioso.

In der Schöpfung Pracht versunken,
Staunt' ich träumend, wonnetrunken.
Plötzlich mir entgegenwallt
Eines Greises Lichtgestalt.
Mein Innerstes fühlt' ich erglüh'n
Sank vor ihm auf die Knie hin;
Er aber hob die Hand empor,
Um sie mir segnend auf das Haupt zu legen,
Und es zu salben mit dem heil'gen Oel.

Recitativ.

Gehoben sah ich mich auf einen Thron,
Ein Diadem fühlt' ich die Stirne schmücken,

Und wie aus gold'ner Himmelspforte
Erschollen mir die Worte:
„Heil, Jüngling, Dir! Du bist von Gottes Geist beseelt.
Zum König Israel's hat Jova Dich erwählt.“—
Des Greises glänzende Gestalt verschwand
Wie Goldgewölk am fernen Himmelsrand.

Ein Theil des Chors der Hirten.

O seht, wie seine Wangen glüh'n!
Ein neuer Geist beseelet ihn.

(Jonathan tritt zu den Hirten.)

Recitativ.

Jonathan.

Hier ist das Thal, des Jünglings Aufenthalt,
Des Meisters in Gesang und Harfenspiel.
Er wird den bösen Geist verbannen,
Der Saul's Gemüth in Schwermuth hüllt.
Ihr Hirten, sprecht! wo find' ich ihn,
Der David, der Geliebte, wird genannt?

Ein Theil des Chors der Hirten.

Kniend in Entzücken
Kannst Du ihn erblicken;
Ihn erfüllt mit hohem Geist
Gott, den seine Harfe preis't.

Recitativ.

Jonathan.

Gepriesen sei von mir auch Gott,
Der mich den Heißersehnten finden läßt.

Duett.

Jonathan. David.

Jonathan.

Fremdling, der nicht fremd mir ist,
Sei von Jonathan begrüßt!

David.

Verkünde Deinen hohen Willen!
Sieh mich bereit ihn zu erfüllen.

Jonathan.

Gott gab Gesang und Harfe Dir —

David.

In Demuth weih' ich Beide Ihm.

Jonathan.

Der düstern Schwermuth böser Geist
Erkor den König sich zum Raub.
O laß Dein Saitenspiel erklingen,
Den Geist des Unheils zu bezwingen!

David.

Schwach ist mein Geist, mein Saitenspiel,
Doch schön das mir gesetzte Ziel.

Jonathan.

Gott sendet Dich.

David.

Er stärke mich!

Jonathan.

So folge mir!

David.

Ich folge Dir.

Jonathan. David.

Der Himmel gibt Dich mir zum Freund;
Ich reiche Dir die Hand zum Bunde.
Gesegnet sei die schöne Stunde,
Die uns vereint!

Recitativ.

David (zu den Hirten).

Lebt wohl, Gespielen meiner Jugend!
Lebt wohl, ihr Hirten und ihr Herden!
Ihr Silberquellen, Thal und Flur, —
Lebt wohl! Ich scheide. Gottes Wille
Ruft mich zu einem höhern Ziele,
Lebt wohl! Lebt wohl!

Chor der Hirten.

Zieh hin! zieh hin! Gott sei mit Dir!
Zieh hin! zieh hin! Für uns verloren,

Bist Du zu höherm Ziel erkoren.
Jehova's Ruf erscholl;
Leb' wohl! Leb' wohl!

(Saal in der königlichen Burg.)

(Saul auf einem Ruhebette schlummernd.)

Jonathan. Höflinge. Michol.

Recitativ.

Jonathan.

Theure Schwester! trockne Deine Thränen!
Gott ließ finden mich den edlen Jüngling.
Der reine Geist, der ihn beseelt,
Wird durch Gesang und Saitenspiel
Der düstern Seele Nacht erhellen.

Michol.

Erbarme Dich, o Gott, des Vaters!

Jonathan.

Den Vorhang lüftet. Schwester! wende
Den Blick nach jener Säulenhalle!
Der holde Jüngling, dem die Harfe
Im Arme ruht, — er ist's —

Michol (im Entzücken).

Er ist's!

Jonathan.

Du bebst?

Michol.

Er ist's!

Jonathan.

Wie pocht Dein Herz!
Ist Dir nicht fremd der holde Jüngling?

Michol.

Dir, Bruder! öffnet sich mein Herz. Vernimm!

Arie.

Im Purpurlicht der Morgenröthe
Ging ich mit den Gespielinnen
Auf thaubenetzten Fluren hin.
Wir pflückten Blumen, wanden Kränze,
Zu schmücken Tempel und Altar.
Horch, leise Gesänge!
Himmlische Klänge!
Umstrahlt vom Morgenscheine,
Tritt aus dem Palmenhaine
Des Jünglings Huldgestalt,
Und immer mächtiger schallt
Der frommen Gesänge Gewalt.
Wir staunen im stummen Entzücken
Mit himmelanschauenden Blicken;

Da schwindet in des Waldes dunklen Raum
Der Sänger wie ein Paradieses-Traum.
Doch — theurer Bruder!
Meine trunk'ne Seele sieht
Stets des Sängers Lichtgestalt;
Unaufhörlich tönt und hallt
Durch die Seele Harf' und Lied.

Saul (auffahrend).

Weh' mir! Ein Flammenmeer
Tobt um mich her,
Und all' mein Blut
Wird wilde Glut,
Und aus dem rothen Feuer
Springt auf ein Ungeheuer,
Schwarz wie die Nacht,
Mit Adlerkrallen
Mich anzufallen.
Der Donner des Himmels erwacht.
Seht, wie die Gräber sich theilen!
Hört, wie die Schatten aufheulen!
Laß ab! Entweiche, Geist der Nacht!
Und bin ich verworfen von Gott,
Erbarme dich meiner, o Tod!

Jonathan, Michol und Chor.

Jehova! ende
Des { Vaters / Königs } Qual.

Jehova! sende
Deinen Gnadenstrahl!

(David's Harfenspiel klingt aus der Ferne.)

Saul.

Welche Himmelsklänge, mild und leise!
Wie herzdurchdringend diese Weise!

Jonathan.

Ein Hirtenjüngling, gottgeliebt,
Harr't Deiner, Väter! O gestatte,
Daß er eintrete in den Saal!
Die Harfe und ihr frommes Lied
Wird Balsam sein für Dein Gemüth.

Saul.

Kann er den bösen Geist beschwören,
Der mir zerrüttet das Gemüth?
Er trete ein!

(David trit ein, die Harfe im Arm.)

Chor.

O Du, den Erd' und Himmel preis't,
Erleuchte Du des Sängers Geist!
Lass' Deine Engel ihn umringen!
So wird das fromme Werk gelingen,
Durch Dich, den Erd' und Himmel preis't.

Recitativ.

David.

Beugt euch, ihr Knie! Senke dich, mein Haupt!
Bet' an, o Seele, deinen Herrn und Gott!

Arie.

Gehüllt in düst'res Dunkel, liegt die Nacht
Auf kalter Erd' in tiefer Todesstille.
Und sieh'! von seinem Throne sendet Gott
Das lebenglüh'nde Morgenroth.
Die Sonne schwebt empor
In ihrem heil'gen Licht,
Wie Gottes Angesicht.
Aufjubelt die Erde, es springt der Quell,
Silberhell und freudig schnell;
Es gleitet der spiegelnde Bach,
Und Blumen winken ihm nach;
Es rauschet der Strom, es brauset das Meer
Voll Funken und Flammen rings umher;
Sanft säuselt der Hain, und feierlich schallt
Der dunkle Wald.
So prangt die Erd' in Jugendfülle,
Das Werk von Gottes Herrlichkeit,
Wo Wunder sich an Wunder reiht.
Und diesen Tempel öffnet Gott,
Dir, o Mensch! mit jedem Morgenroth.
Laut schall' im großen Wesen=Chor
Dein Lobgesang zu Gott empor!

Recitativ.

Saul.

Ich aber rufe, Weh'!
In euren Lobgesang.
Den Tag verschlingt die düst're Nacht,
Ein Sturm zerstört der Fluren Pracht;
Das Große und das Schöne sinkt in Staub,
Das Beste wird des Bösen Raub.

David.

Hoch steht der Mensch, der König über Alle.
Er ist's, zu dem die Völker fleh'n.
Wer kann ihm widersteh'n?
Er winkt, und Städte fallen;
Er winkt, und Jubel schallen.
Er prangt in Ruhm und Herrlichkeit;
Er strahlt in seinem Reich'
Der Sonne gleich.

Chor.

Dem König Heil! Dem König Heil!
Er prangt in Ruhm und Herrlichkeit;
Er strahlt in seinem Reich,
Der Sonne gleich.

Recitativ.

David.

Hoch über aller Erdenthrone Glanz,
Strahlt Gottes Thron im Sternenkranz.

Was Großes Könige vollbringen
Durch Gott nur kann's gelingen.
Vor Gott der Böse nicht besteht;
Er wird wie Spreu vom Wind verweht.

Dem Sünder strahlt kein Himmelslicht;
Die Strafe führt ihn zu Gericht.

Saul.

Weh' mir!

Chor.

Herr! zähle nicht der Schwachheit Sünden!
Den Reuigen laß Gnade finden!

Recitativ.

David.

Nur edler Fürsten Thun der Herr beglückt.
Der Gute gleicht dem Baum am Silberquell,
Der Früchte bringt voll Süßigkeit,
Der grün't und blüh't zu jeder Zeit.
Der gute Fürst ist Gottes Ebenbild;
Ihn schützt der Herr mit seinem Schild.

Saul.

Warum hat Gott verlassen mich?
Mich, der ein Gott auf Erden war?
Schien ich dem Höchsten selbst zu hoch?
War meine Größe ihm zu groß?

David.

Dir, Saul, verlieh Gott Macht und Ruhm;
Vor Deinen Fahnen ging der Sieg;
Als Du die Götzendiener schlugst,
Als Du in Demuth herrlich warst.
Nichtig ist die ird'sche Größe,
Stark ist nur der, mit dem der Herr!

Saul.

Ein Strahl des Himmels fällt auf mich.
Auf meine Knie möcht' ich sinken, rufen:
„Gott, nimm mich wieder gnädig auf!"

Cavatina.

David und Chor.

Friede, Friede sei mit Dir!
Sohn und Tochter fleh'n zu Gott
Um des Vaters Glück und Ruhe,
Und das Volk von Israel
Stimmet ein in ihr Gebet.
Heil Dir, Saul! Du bist geliebt;
Gib nun Liebe auch für Liebe,
Und es wird des Himmels Friede
Dein Herz mit Ruh' und Wonne füllen.

Chor.

Friede, Friede, sei mit Dir!

Recitativ.

Saul.

Der Reuige hofft nicht auf Gott vergebens;
Verschwunden ist das Nachtstück meines Lebens.
Die bösen Geister sind entfloh'n,
Und beten kann ich, darf ich schon.

Arie.

O süße Thränen, fließet
Herab die bleichen Wangen!
O seliges Verlangen,
Das meinen Gott begrüßet!
O süße Thränen fließet!
Denn beten kann ich, darf ich schon.

Recitativ.

Dank, David, Dir! Als König lohnet Saul.
Sei gleich den Edelsten in meinem Reiche!
Das Beste, was ich geben kann, sei Dein!
Nimm hin erst meine, dann der Tochter Hand!

Quartett.

David, Michol, Saul, Jonathan.

O Herzenswonne! Himmelsglück!
Ihr strahlet auf den Geber selbst zurück.

Saul.

Gott segne euch!

Schluß-Chor.

Mädchen! windet den Myrtenkranz!
Israel! juble in Freudenglanz!
Herzenslust und Himmelsglück
Wende nie von euch den Blick!
Mädchen! windet den Myrtenkranz!
Israel, juble in Freudenglanz!

Saul's Tod.

Personen.

Saul, König in Israel.
Jonathan, dessen Sohn.
Michol, dessen Tochter.
Abner, Feldherr.
David.
Chöre von Kriegern, Jungfrauen, Volk, Dämonen.

Erste Abtheilung.

(Saal in der königlichen Burg. Michol in einem Armstuhl ruhend, von ihrem Gefolge umgeben.)

Chor.

Liebe ist des Lebens Licht;
Ohne Liebe waltet Nacht,
Bis die Gegenlieb' erwacht.
O daß die Liebe
Uns ewig bliebe;
Sie ist uns Lebensluft,
Sie ist uns Himmelsduft.
Aber furchtbar sind der Liebe Leiden;
Todesschmerz bringt ihr das bitt're Scheiden.
Seht die Königstochter, wie sie schmachtet,

Seit der Gatte, ihr entrissen,
Lorbeern auf dem Schlachtfeld pflückt!
O laßt uns erheitern der Trauernden Leiden!
Das Saitenspiel wecke der Hoffnung Freuden!
Sie schaue den Gatten im Siegerkranz!
Beginnet Gesänge! Beginnet den Tanz!

Recitativ.

Michol.

Nicht diese Freudenklänge!
Verstummet, Lustgesänge!
Nur dir, o Schmerz!
Gehört mein Herz.
Das Schlachtfeld seh' ich vor mir düstern,
Der Leichenhügel starre Menge,
Und Geister hör' ich um mich flüstern;
Sie deuten, winken himmelwärts.
Traf, David, Dich der Todespfeil,
Dann, Jova, send' auch mich hinab
Zu ihm in's dunkle Grab!

Chor.

Jehova! Mild're ihren Schmerz!
Gib Trost und Hoffnung in ihr Herz!

Recitativ.

Michol.

Weh Dir, mein Vater! Du,
Du, der ihn mir zum Gatten gab,

Du sandtest ihn nun in den Tod;
Mein Herz, dem Du den Himmel gabst,
Zerreißest Du mit Höllenqual.
Noch wohnt in Dir der böse Geist,
Läßt nur den Haß, die Liebe nicht gedeih'n.
Verloren ist David, verloren bin ich,
Wenn Du uns nicht schützest, allmächtiger Gott!

Arie.

Jova! Du, den Vater preisen
Die Verlass'nen und die Waisen,
Schütze Deinen frommen Sohn!
Gib dem Helden Siegeslohn!
Lass' ihn glücklich wiederkehren,
Mich zu lieben, Dich zu ehren,
Zu erfüllen Dein Gebot!

Chor.

Ende, Jehova, der Trauernden Leiden!
Gewähre der sehnenden Liebe ihr Glück!

(Michol entfernt sich mit dem Gefolge.)

(Eine Säulenhalle.)

Saul und Abner.

Recitativ.

Saul.

Kaum sind verhallt die festlichen
Gesänge der Vermählungsfeier;
Noch strömt des Volkes Jubellust
Durch alle Straßen dieser Stadt:
Und dennoch weicht die Freude schon
Aus meiner ruhelosen Brust.

Abner.

Du bist beinahe schon vergessen
Auf Deines Thron's einsamer Höh'!
Dem Jüngling, ihm, den Du erhoben
Zu Deiner Höh' aus seinem Staub,
Ihm sind nun alle Herzen zugewendet:
Bewund'rung folget jedem seiner Schritte;
Ein Gottbegabter scheint er allem Volk.

Saul.

Halt ein! Leicht ist der Schlummer der Dämonen;
Ein leises Wort weckt sie aus ihrer Nacht,
Und unheilbringend rauschen sie empor.

Abner.

Der Hirtenknabe flammt in Hochmuth auf;
Er strahlt im Licht — und Schatten deckt den König

Saul.

Und wie ein böser Geist steht Samuel
Vor mir, und wie aus einem Grabe schallt
Die Stimme, die Verwerfung mir verkündet
Von Gott!

Abner.

Und wie? Wenn der gesalbte König,
Der Dich vom Thron stürzt, David wäre, Er,
Den Du emporgehoben aus dem Nichts?

Arie.

Saul.

Entsetzliche Gedanken!
Wie soll ich euch ertragen?
Des Thrones Pfeiler wanken,
Und Nachtgespenster klagen.
Mich fasset unendlicher Schmerz;
Verzweiflung zerreißt mir das Herz.
Euch Höllenmächte! euch ruf' ich herauf,
Mit mir zugleich end' auch sein Lebenslauf

Recitativ.

Abner.

Wohl mir! Es ist gelungen.
Todesglut flammt aus des Königs Augen —
Und David stirbt!

Chor (in der Entfernung).

Heil, David, Dir! dem Sieger Heil!

Saul.

Erschallt der Höllengeister
Triumphlied mir zu Spott und Hohn?

Abner.

Als Sieger kehrt er aus der Schlacht zurück,
Mein König! Du hast ihn so hoch gestellt;
Du selbst hast ihm das Heer vertraut.

Chor (sich nähernd).

Heil, David, Dir! dem Sieger Heil!
Gott gab dem Jüngling Heldengeist,
Dem Arm des Jünglings Heldenkraft.
Er, der die Lämmerherde führte,
Er ward ein Löwe in der Schlacht.
Heil, David Dir! dem Sieger Heil!

(David, Jonathan und Michol treten in die Halle.)

Recitativ.

David.

Ich eile, Dich, mein Herr und König!
In Demuth zu begrüßen.
Die Knie beugend, leg' ich Dir
Mich und mein Glück zu Füßen.

Saul.

Empfange den verdienten Lohn!

(Er entreißt einem Krieger den Speer, um ihn gegen David zu schleudern. Jonathan hält ihn zurück.)

Recitativ.

Jonathan.

Halt ein, mein Vater! Ihn, ihn willst Du tödten,
Ihn, der für Dich gekämpft,
Ihn, der für Dich gesiegt?

Arie.

Saul.

Mir nach Thron und Leben
Willst Du, Heuchler, streben!
Vor meinem Angesicht
Duld' ich Dich länger nicht.
Verwerfung sprach der Seher mir,
Verwerfung auch verkünd' ich Dir,
Das Urtheil, über Dich gesprochen, sei:
Zieh' hin zu Schlangen in die Wüstenei!
Zertrümmert sei Dein unverdientes Glück!
Verräther, kehre in Dein Nichts zurück!

(Er verläßt die Halle.)

Recitativ.

Abner.

Des Königs Urtheil sei sogleich vollzogen!
Ergreift ihn, führt ihn in die Wüste!

Arie.

David.

O Gott! der prüfend in die Herzen schaut,
Auf Dich, auf Dich allein hab' ich gebaut.

Rein, ohne Makel steh' ich hier,
Und hebe meinen Blick zu Dir.
Kein Haar fällt von des Menschen Haupt,
Ohne Deinen heil'gen Willen.
All' meines jungen Glücks beraubt,
Eil' ich, Deinen Willen
In Demuth zu erfüllen.

Recitativ.

Theure Gattin! lebe wohl!
Lebe wohl, mein edler Freund!

Quartett.

Michol. Jonathan. Abner. David.

Michol. Jonathan.

Nimmer scheide ich von Dir;
Des Lebens Blüte bist Du mir.

Abner.

Trennen müßt ihr euch —
Der König will's — sogleich!

Michol.

Keine Macht der Erde soll
Mich von meinem Gatten trennen.

David.

Jova will es. Lebe wohl!

Abner.

Gehorche, David! Fort von hier!

Michol und Jonathan.

Ich folge Dir.

Michol, Jonathan und David.

Gottes Wille sei erfüllt!
Er läßt aus Nacht den Tag erscheinen
Er, der uns trennt, wird uns vereinen.

Chor.

Lieb' und Freundschaft müssen scheiden.
Herbe Qualen! Bitt'res Leiden!
Weh Dir, o Israel!
Die Sterne Deines Ruhms erbleichen;
Mit ihm wird Jova's Segen weichen,
Weh Dir, o Israel!

Zweite Abtheilung.

(Wilde Felsengegend. Auf einer Seite Samuel's Grabmal, auf der andern die Höhle der Todtenbeschwörerin von Endor. — Im Vordergrunde Saul mit Bewaffneten.)

Recitativ.

Saul.

Vertheilet euch und späht umher!
Erklimmet jede Felsenhöh'!
Der tiefsten Höhle Schlund durchsucht!

Wer David's Haupt mir vor die Füße legt,
Sei reich belohnt!

(Die Bewaffneten entfernen sich.)

Saul.

Allein steh' ich im Grau'n der Mitternacht.
Dich fordr' ich auf, des Schicksals dunkle Macht!
Was mir droht in der Zukunft Schooß —
Ich will es wissen
Beschwörerin der Todten!
Höre Deines Königs Ruf!
Auf! Schwinge Deinen Zauberstab!
Es öffne sich des Sehers Grab!
Samuels Geist erscheine!

Chor der Dämonen.

Erhebe Dich aus Deiner Gruft!
Der König ruft.
Samuel erscheine
Im Todtenkleid, in Moderduft!
Der König ruft.

(Das Grabmal öffnet sich; eine Schattengestalt erscheint in düsterrothem Lichte.)

Recitativ.

Saul.

Du, der aus Grabesnacht
Auf mein Geheiß erwacht
Vom starren Tod —

Vernimm mein Machtgebot!
Gib Kunde mir! sprich wahr:
„Droht durch David mir Gefahr?"

Stimmen aus dem Grabe.

David lebt; Dein harrt der Tod!

Saul.

Ha! Truggestalt der Hölle!
Du lügst.
In Trümmer falle dieses Grab!
In seine Tiefe schleudr' ich dann
Mit Spott und Hohn
Dir David's blut'ges Haupt hinab
Als Deines Frevels Lohn.

Chor der Dämonen.

Saul! frevle nicht
In der Todten Angesicht!
Bald zieht das Grab
Den Frevler selbst hinab.

Saul.

Wer schließt das Auge mir?
Welches Ächzen füllt die Luft?
Die Erde bebt — und kalte Schauer —
Mich faßt der böse Geist! Weh mir!

(Er sinkt zu Boden. David tritt aus einer Felsenschlucht hervor.)

Recitativ.

David.

Schauerlich droh'n diese Felsenmassen;
Grau'nhaft starrt das blinde Aug' der Nacht;
Und doch ist mir der öde Schreckensort
Asyl der Ruhe und des Friedens.
Du Strahlenkranz des Ruhms, der Königspracht,
Lisch aus!
Du, meiner Jugend stilles Thal!
O nimm mich wieder auf in Deinen Schooß!
Dort bin ich wieder nahe Dir, mein Gott!
Und Du wirst mir auch wiedergeben Sie,
Die meines Herzens Wonne,
Glück meines Lebens ist.
Was seh' ich? Ist es Sinnentrug?
Saul hier im tiefen Schlaf?
Starr wie der Fels, auf dem er ruht?
Du, der mich haßt, mich tödten wollte,
Du bist in meiner Macht, Dein Leben liegt
In meiner Hand; ein Stoß des Schwertes, und —
Du lebst nicht mehr!
Mein König und mein — Feind!
Ich, den Du hassest, liebe Dich.
Ich will Dich bewachen, ich will Dich beschirmen
Vor Thieren der Wüste, vor wüthenden Feinden;
Ich kämpfe für Dich nun mit Menschen und Stürmen,
Ich bin Dein Getreuer, ich sterbe für Dich.

Doch zum Beweis, daß Du in meiner Macht,
Dein Leben war in meiner Hand,
Wehrloser Schläfer! trenne ich
Mit dieses Stahles Schärfe
Von Deines Purpurmantels Saum ein Theil;
Er sei der Zeuge: David war Dir treu!

(Indem David ein Stück von Saul's Mantel mit dem Schwerte abschneidet, treten mehrere Bewaffnete, David's Anhänger, auf.)

Chor.

David! David! sei willkommen!
Er, der Dich tödten wollte,
Sink' in die Todesnacht!
Und Dich begrüßen wir
Als König Israels.

(Sie wollen Saul mit den Speeren durchstoßen. David stellt sich mit gezücktem Schwerte vor ihn.)

Recitativ.

David.

Geheiligt ist des Königs Haupt,
Und heilig ist der Schlaf!
Zurück, Verräther ihr an Gott und König!
Den Weg zu seiner Brust zu finden,
Müßt ihr erst mir das Herz durchbohren.

(Saul erwacht, staunend, zürnend.)

Saul.

Bin ich von Mördern hier umgeben? —
Zur Erde stürzet Sclaven! fallt auf's Antlitz,
Und betet euren König an!

Saul lebt — und Tausende sind Nichts!
Wie? David in der Mörderschaar?
Wie? mit gezücktem Schwert?
Verräther! Dein treuloses Herz
Durchbohre ich zuerst mit diesem Stahl.

(Saul zieht das Schwert. David stürzt vor ihm auf die Knie.)

Recitativ.

David.

O wolle nicht schuldloses Blut vergießen!
Der Schein ist wider mich, doch rein mein Herz!

Cavatina.

Starr in tiefem Schlaf
Fand ich Dich am Felsgestein;
Und ich stellte schützend mich
Vor meines Herrn verehrtes Haupt.
Zeuge dessen, was ich sage,
Sei dies Stück des Purpurmantels,
Das ich trennte mit dem Schwert,
Als Du lagst im Todesschlaf,
Preisgegeben jedem Feind.
Kein Verräther, Saul, bin ich;
Bin Dir treu, bis in den Tod!

Recitativ.

Saul.

Steh auf, Verkannter! An mein Herz
Drück' ich Dich nun als zweiten Sohn.

David.

In Jubel wandelt sich mein Schmerz,
Und Gott gewährt mir reichen Lohn.

(Abner und Jonathan eilen mit Kriegern herbei.)

Abner.

Die Feinde nah'n —

Jonathan.

Mit Heeresmacht.

Saul.

Steht mir das Heer zur Schlacht bereit?

Abner.

Es steht bereit —

Jonathan.

Doch nicht wie sonst,
Von Muth und Siegeslust entflammt.

Saul.

Was drückt den Muth der Tapfern nieder?

Jonathan.

Der Schmerz um David, den Verbannten.

Saul

David! dem ich das Leben danke
Dir will ich danken auch den Sieg.

Komm! Zieh' mit mir dem Feind entgegen!
Gib Muth dem Heer: Gott ist mit Dir!

David und **Jonathan.**

An Deiner Seite will ich kämpfen,
Bis mich der Pfeil des Todes trifft,
Dein Freund bleib' ich bis in den Tod;
Dein Will' gescheh', mein Herr und Gott!

Saul, Jonathan, David, Abner.

Gib uns, der Schlachten Gott,
Sieg oder Tod!

(Sie ziehen in die Schlacht. Zeichen zum Angriff; dann Kampfgetümmel, welches sich in die Entfernung verliert.)

Dritte Abtheilung.

(Dieselbe Felsengegend. Michol mit weiblichem Gefolge tritt auf. Es wird Tag.)

Recitativ.

Michol.

In dieser düstern Felsenschlucht,
Dem Raubthier Preis gegeben,
Hier, wo kein Quell mit Silberflut,
Kein Baum mit Kühlung labt,
Hier weilet Er, der mir entrissen,
Hier weilt er ohne Schutz und Dach.

Arie.

Jehova, dessen goldnes Licht
Nun aus den Morgenwolken bricht,
Laß mich ihn finden, den Erwählten,
Ihn, meinen Freund, den mir Vermählten!
Auf Dich allein will ich vertrauen,
Auf Dich all' meine Hoffnung bauen.
Du wirst ihn entreißen den feindlichen Schaaren,
Dein Schild wird ihn schützen in allen Gefahren.
Der Haß muß entfliehen, vergehen der Schmerz!
Ich werde ihn drücken an's glühende Herz,
Vor den Menschen und vor des Allmächtigen Thron.
Dem Liebenden blüht in der Liebe sein Lohn.

Chor.

Jehova, dessen gold'nes Licht
Nun aus den Morgenwolken bricht,
Beschütze Du der Duld'rin Leben!
Woll' ihr den Gatten wiedergeben!

Recitativ.

Michol.

Horch! näher wälzt sich die brausende Schlacht.
Wie gräßlich erschallet der Schwerter Geklirr,
Das Zischen der Pfeile, das wilde Geschrei!

(Abner und andere Krieger von Saul's Heere kommen flüchtend.)

Recitativ.

Abner.

Jehova zürnt; die Feinde siegen.
O Fürstin! fliehe! rette Dich!
Saul liegt in seinem Blut erstarrt,
In Todeswunden Jonathan.

Recitativ.

Michol.

Weh mir! So sinkt ein Königshaus
Vom Glanz des Ruhms in Todesnacht.

Arie.

Verbergt mich, ihr Klüfte! stürzt, Felsen herab!
O selig, wer nicht überlebt solche Schmach!
O selig, wem mit dem entfliehenden Glück
Das Leben entfliehet im Augenblick!

Recitativ.

Abner.

Darf ich den Augen trauen!
Jehova! groß ist Deine Macht:
Gewendet hat sich die Schlacht.
Im Siegesglanz naht Israel,
Und David schreitet freudig
An des Heeres Spitze.

Michol.

Er ist's! Ihn schützte Gottes Huld;
Gott gab den Sieg in seine Hand.

(David erscheint an der Spitze des Heeres.)

Chor.

Willkommen, David, von Gott erwählt!
Willkommen, Sänger und Sieger und Held!
Dich segnet die Liebe, Dich führet der Ruhm
Zu des Thrones hochstrahlendem Heiligthum.

David.

Schweig' Hörnerschall und Paukenklang!
Verstumme, du Triumphgesang!
Noch eh' des Festes Jubel schallt,
Sei hochgepriesen Gott der Herr,
Der uns erhebt, der uns zermalmt,
Durch den wir Alles sind,
Nichts ohne ihn!
In Todesnacht ruht König Saul;
Ihm zur Seite schläft
Sein Sohn, mein Freund, mein Jonathan!

Chor.

Gott winkt — es fällt ein Herr;
Gott winkt — Saul ist nicht mehr!

Recitativ.

Abner.

Und Gottes Wink erhebt
Dich, David! auf den Thron,
Dich, der sein Volk beglücken,
Dich, der dem Feind verzeihen,
Und ehren wird die Todten!

Cavatina mit Chor.

David.

Senkt die Speere
Zu der Todten Ehre!
Trauer walle
Bang und bleich;
Klag' erschalle
Durch das Reich!

Recitativ.

Nun erst, o Gattin! darf ich Dich begrüßen,
Und liebend an mein Herz Dich schließen.

Duett.

Wend' ab vom Todtenreich den Blick!
Am Himmel suche Trost und Glück!
Muß eine Welt in Trümmer sinken,
Dem Reinen wird sein Engel winken.

Michol.

Heil Dir, den Gottes Geist beseelt!
Als Gatte mir vermählt,
Hat Dich zum König Israels
Gott und sein Volk erwählt.

David.

Allmächtiger! Dein Wille ist Gesetz.
Lass' Deiner Huld mich würdig sein!
Lass' Dein mir anvertrautes Volk
Sich meiner hochbeglückt erfreu'n!

Michol. David.

Lass' uns durch Liebe glücklich sein,
Durch Liebe Israels Volk erfreu'n!
Gib, Jova, daß wir, frei von Schuld,
Dir treu im Geist, im Herzen rein,
Stets würdig bleiben Deiner Huld!
Gelobt sei Deine Macht und Herrlichkeit
Von Thron und Flur in Ewigkeit!

Recitativ.

David.

Volk Israels! Empfange
Deines Königs Gruß!
Wachen will ich über Dich;
Gott wache über mich!
Glück ströme Dir von meinem Thron!
Und Gottes Gnade sei mein Lohn!

Schluß-Chor.

Herr des Lebens und des Todes!
Herr der Schlachten! Gott des Friedens!
Du, der die Demuth aus dem Staub erhebt,
Du, der des Hochmuths kühnen Trotz zermalmt, —
Gelobt sei Deine Macht und Herrlichkeit
Von Thron und Flur in Ewigkeit!

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Inhalt.

Erzählungen.

	Seite
Das Schiffs-Ungethüm	5
Das Wiederfinden auf dem Dämonenschiffe . . .	15
Blitz und Donner, oder: Minchen, die Wasserbraut .	55
Der Liebesdienst	64
Der Ananas-Ritter, oder: Der Regenbogen der Liebe	69
Selmar's diplomatische Sendung in das Reich der Liebe	96
Haß und Liebe eines Doppelmenschen	109
Honig besiegt den Heldengeist. (Eine Geschichte aus der lappländischen Heroenzeit.)	122
Das Unglück gelehrter Eitelkeit. (Eine persische Geschichte.)	125
Tquassou und Knonmquaiha. (Eine hottentotische Geschichte.)	13
Wanderungen unter Schutt und Trümmern, Staub und Asche.	
I. Die Kynast-Burg	138
II. Kunigunde von Kynast	151
Werther's und Wilhelm Meister's Reiseabenteuer. (Ein literarisches Märchen ohne Ende.) .	181
Der Tod auf Reisen. (Scenen und Bilder aus dem Leben.)	
I. Der Hof des Todes	225
II. Kirchhof-Soirée	231

Seite

III. Der Porträtmaler 246
IV. Die Pharaobank 262

Kantaten und Oratorien.

Rosa von Viterbo 271
Die Mondnacht 287
Haydn's Todesfeier 294
Die vier letzten Dinge 302
Saul und David. (In zwei Abtheilungen.) . . 319
Saul's Tod. (In drei Abtheilungen.) . . . 345

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kuffner, Christoph,

Ch. Kuffner's erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen

Bd.: 13

Wien 1845

P.o.germ. 780 ch-13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113210-0